2° Hom. 1388

Schleß

Altahae Superiori com-
parauit *Beda Abbas.*
anno 1501

Hom 1388

Schez

Landwirthschafts-

Predigten

Ein Beytrag

zur

Beförderung

der

wirthschaftlichen Wohlfahrt

unter

Landleuten

von

Johann Ferdinand Schlez

Pf. zu Ippesheim.

Biblioth. Oberalttac.

Erster Theil.

Zweyte, verbesserte Auflage.

Heilbronn u. Rothenburg o. d. T.
in J. D. Claßens Buchhandlung.
1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht
zur zweyten Auflage.

Bey dieser neuen Auflage meiner Landwirthschafts-Predigten verspare ich alles, was ich etwa sagen möchte, auf den neu hinzukommenden Theil, der zugleich mit diesem erscheinen wird. Nur das muß ich hier bemerken, daß ich die vierte Predigt im ersten Theile ganz weggelassen habe, weil sie im zweyten, völlig umgearbeitet, erscheinen soll. Ich verweise sie deswillen dahin, um sie auch in die Hände der Besitzer der ersten Ausgabe zu bringen, die wahrscheinlich den neuen Abdruck

dieses Theils nicht zugleich mit kaufen. In Rücksicht auf diese wird der Verleger die Auflage des zweyten Bändchens stärker machen, um es auch einzeln verkaufen zu können.

Die hier unternommenen Veränderungen wurden Theils durch die Ausstellungen der Kunstrichter, denen ich für ihr nachsichtsvolles Urtheil den gefühltesten Dank sage; Theils durch das eigene Gefühl mancher Unvollständigkeiten oder Unbestimmtheiten; Theils aber auch durch das Bestreben veranlaßt, dem Ausdrucke immer mehr Geschmeidigkeit zu geben; denn ich überzeuge mich täglich mehr von der Wahrheit, daß man nicht wie das Volk reden müsse, wenn man vor dem Volke spricht. Mrt. Ippesheim im Januar 1794.

Der Verfasser.

Vor=

Vorrede
zur ersten Auflage.

„Es gibt Wahrheiten, die zwar nicht eigentlich theologisch sind, aber doch unter Landleuten Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott, Fleiß und Thätigkeit in ihrem Berufe, Zufriedenheit mit ihrem Zustande, Menschenliebe und andre edle Gesinnungen ausbreiten: alle diese müßen wir von der Kanzel herab in die Seelen unsrer Zuhörer hineinbringen, da sie durch Lectüre nicht hineinkommen; aber der Vortrag derselben muß immer in Verbindung und Vermischung mit religiösen Wahrheiten geschehn, so viel ohne Zwang

und Affectation geschehen kann; denn das Gewand der Religion, in das wir jene Wahrheiten einhüllen, wenn wir sie über einen biblischen Spruch von der Kanzel predigen, macht sie ehrwürdig und erleichtert ihnen den Eingang in gemeine Menschenseelen" sagt Zahnzog in der Vorrede zu seinen patriotischen Predigten. Wer mit diesem Grundsatze nicht übereinstimmt, wird freylich an den hier gelieferten Landwirthschafts-Predigten viel zu tadeln finden; Nicht nur Form und Ausführung, sondern die meisten darin enthaltenen Wahrheiten selbst, werden ihm, in Rücksicht auf den Ort wo sie vorgetragen wurden, anstössig seyn. Und leider! gibt es noch der Prediger so viel, die jede ausserbiblische Wahrheit, in Kirchen abgehandelt, für absichtliche Verdrängung des Kreuzes Christi ansehen. — So gern ich diese von der Lauterkeit meiner Absichten überzeugen möchte:

möchte: so wenig würde es doch die weitläuftigste Apologie vermögen. Ich muß also zufrieden seyn, wenn ich nur denen unter meinen Amtsbrüdern nicht mißfalle, die in Ansehung des geäusserten Grundsatzes, mit mir einstimmig denken. Ob aber die Ausführung auch so gerathen ist, daß ich mir ihren Beyfall versprechen darf, ist eine Frage, die mich um so mehr beunruhiget, je gewisser ich überzeugt bin, daß die ganze Nutzbarkeit der an und für sich nicht übel gewählten Gegenstände, nur von der geschickten Behandlung abhängt.

Daß ich nicht wie Jerrenner, *) Natur und Ackerbau als eine Anleitung zur Gottseligkeit betrachten, sondern zur Verbeßrung der Landwirthschaft selbst ein Scherfchen beytragen und zur Erfüllung solcher Pflichten aufmuntern wollte,

*) In seinen Natur- und Ackerpredigten.

die für die gesammte wirthschaftliche Wohlfahrt des Landvolks unumgänglich nothwendig sind, ist schon auf dem Titel bemerkt; daß ich aber auch alles auf einer der Kanzel angemessenen Seite vorzustellen gesucht habe, wird hoffentlich die Ausführung beweisen.

Christenthum und Bürgerpflichten sollten überhaupt, was auch vorzüglich Less in Anregung gebracht hat, niemals getrennt werden, und vor dem Landvolke muß alles was nöthig und nützlich ist zur Religion gemacht werden, wenn es haftenden Eindruck machen soll. Nicht oft genug kann man dem Volke die Wahrheit einschärfen, daß man unmöglich ein unthätiger, unräthlicher und überhaupt schlechter Wirthschafter, unmöglich ein um das gemeine Wohl unbekümmerter Mensch, und doch ein rechtschaffener Christ seyn könne; daß vielmehr, wie Krü-

nitz

nitz *) sagt, ein muntrer, fröhlicher und durch das Vertrauen auf Gott gestärkter Christ, allezeit, auch in irdischen Geschäften, mehr ausrichten, die Beschwerden seines Standes leichter ertragen und bey allen Hindernissen standhafter bleiben werde, als ein kleinmüthiger Gottesverächter. — So wie nun aber die freundschaftlichste Warnung vor Fehlern, Sünden und Lastern, die herzlichste Ermahnung zur Tugend, nur im Allgemeinen hingeworfen, ohne nähere Bestimmung, Entwicklung, specielle Anwendung, Motive ꝛc. ꝛc. fruchtlos ist: so muß es nothwendig die dringendste Aufmunterung zu Industrie, zur Redlichkeit, zur Ablegung unökonomischer Vorurtheile, zur Erfüllung allgemeiner und besonderer Bürgerpflichten und andrer Wirth-

*) In seiner ökonomischen Encyklopädie 29stem Theile.

schafts-Tugenden auch seyn, wenn man nicht alles einzeln, namentlich, und im Detail darstellt; folglich — eigentliche Landwirthschafts-Predigten hält. Verschiedene würdige Prediger in Böhmen haben das so lebhaft erkannt, daß sie den ins böhmische übersetzten Zuruf des G. R. Schubart an alle Bauern, die Futtermangel leiden, öffentlich in der Kirche vorlasen, erklärten und zur Befolgung empfahlen. *) Daß auf diese Weise mehr vollständiges und gründliches gesagt werden könnte, als in Predigten, bey denen doch immer das Kanzel-Decorum beobachtet werden muß, gebe ich gerne zu; nur glaube ich nicht, daß viele Prediger es wagen dürften, ihre böhmischen Amtsbrüder hierin nachzuahmen. — Nicht leicht kann eine Gemeine mehr an Manchnich-

*) S. des G. R. Schubarts von Kleefeld ökonomischen Briefwechsels 2tes Heft 1786.

nichfaltigkeit der Materie und Form des kirchlichen Vortrags und Rituals gewöhnt seyn als die Meinige; aber ex professo eine landwirthschaftliche Abhandlung in der Kirche zu erklären, würd' ich dennoch nicht wagen; denn dem Bauer ist es und bleibt es vielleicht auffallend, von der Kanzel herab viel von Dünger, Klee, Viehzucht, Stallfütterung, Milch und dergleichen Dingen reden zu hören, wenn nicht immer der Vortrag durch Lieder- und Bibel-Verse, Nutzanwendungen und andre geistlich klingende Floskeln unterbrochen und wieder zusammen gereiht wird. Vor einer Gemeine, die noch nicht daran gewöhnt ist, muß man anfänglich mit allem was Natur heist, sehr sparsam wirthschaften; Physik und Naturgeschichte, mit der größten Behutsamkeit im öffentlichen Vortrage benützen.

So sehr das Volk in den scriverschen Gotthold, in Meintels Gartenbelustigungen und in ähnliche Werke älterer Ascesten verliebt ist, so wenig mag es dergleichen und weit beßre Betrachtungen von der Kanzel herab hören; denn es ist viel zu wenig consequent, um eben das auch gerne zu hören, was es mit Vergnügen lies't. Nur allmählig läßt sich sein Ohr daran gewöhnen; nur langsam kann also der Prediger seine Absicht erreichen; und nur dann, wenn sein Vortrag recht bekannt geworden und nicht mehr auffallend ist, darf er es wagen, freyer zu erwählen und auszuführen. Indeß ist es zu bedauern, daß unter tausend Jünglingen, die in das öffentliche Lehramt treten, kaum Einer ist, der mit dem erforderlichen Eifer einen neuen beßern Weg einzuschlagen, auch Gelassenheit, Bedächtlichkeit und Geduld genug besitzt, mit so lang-

langsamen Schritten die weite Laufbahn anzutreten. Ueberdieß: Wer nicht rasch und frühzeitig über die Dornen wegeilt, die den Uebergang auf den beßern Pfad erschweren, wird gewöhnlich durch den Beyfall, der ihm eine Zeitlang auf der betretenen Heerstrasse zugeklatscht wurde, durch die Hindernisse, die er auf dem Uebergange zum beßern Wege sieht und durch allzuviel Nachdenken und Besorgen, ganz im alten Gleise erhalten; denn wer immer daran denket, daß er vielleicht in die Luft bauet, ins Wasser säet, den Fischen prediget u. s. w. thut gewöhnlich gar nichts. — In den ersten Jahren meiner Amtsführung habe ich freylich manches anders angefangen, als ich es jetzt anfangen möchte, manchen Kummer über verkannte gute Absichten getragen, der mir jetzt zu drückend seyn würde;

würde; gleichwohl habe ich nur sehr wenige meiner Versuche bereut. Auch die begangenen Fehler haben mich Klugheit, und mehr Pastoral-Klugheit gelehrt, als zehn Compendien, und Gott, auf den ich vertraute, ließ es mir zur Aufmunterung öfter gelingen, als meine bedächtlichen Freunde zu hoffen gewagt hatten.

Jünglinge verlaßen sich gewöhnlich viel zu viel auf die Gewalt ihrer Gründe. Die Wahrheit aber siegt nur über Geister, welche die Stärke derselben tief genug fühlen; nicht über den ungeübten Denker, bey welchem die Gewohnheit alle Gründe überwiegt. Der Prediger muß daher seine Aussaat Gott und der Zeit überlassen; denn nicht nur vor dem Richterstuhle, sondern auch vor dem Predigtstuhle muß ein usurpirtes Recht erst verjähren, und keinem Menschen ist eine gewisse Gehäßigkeit gegen alle Neuerungen

gen

gen weniger zu verdenken, als dem Landmanne. Seit Mannsgedenken haben oft seine Vorgesetzten nichts neues bey ihm eingeführt, von dem er nicht eine Noval-Steuer geben mußte. Heilig ist ihm also das alte Recht und Herkommen, sein oft unmächtiger Schutzgott; denn er weiß es, daß selten die Neuerungen seiner Obern etwas anders als lästige Finanzoperationen sind. Nicht nur seinem blinden Eifer für die vermeintliche Sache Gottes, sondern seiner unphilosophischen Consequenzmacherey ist es also unter andern auch zuzuschreiben, daß er den Haß gegen alle Neuerungen, sogar bis auf die kirchliche Veränderungen und neue Kanzelmaterialien ausdehnt. Indeß sind doch immer einige Denker in jedem Dörfchen, die, wenn der Prediger nur die Kunst versteht ihrem Kopfe und Herzen nahe genug zu kommen, zu Verbeßrungen jeder

der Art die Hand bieten. Dieß ist auch der Fall in Ansehung ökonomischer Versuche. Sobald jemand vorhanden ist, der das Volk mit neuen Einrichtungen und Vorschlägen unsrer philosophischen Oekonomen bekannt macht: so bald sind auch einige Landwirthe bereit, sie in Ausübung zu bringen. Eigentlich sollte freylich schon in Schulen der Geist einer klügern Landwirthschaft aufgeregt werden; aber wie sparsam sind die Schulmänner anzutreffen, die diesem Geschäfte gewachsen sind, und Eifer genug besitzen, mehr als Lohnknechte zu seyn! Getreuer hat sie noch niemand copirt als Zerrenner in seinem Buche über Volksaufklärung. *) Unter diesen Umständen muß eben der Prediger

*) Volksaufklärung. Uebersicht und freymüthige Darstellung ihrer Hindernisse, nebst einigen Vorschlägen, denselben wirksam aufzuhelfen. Magdeb. 1786. (von S. 94 — 97.)

ger thun so viel er kann, und nicht mit so vielen seiner Amtsbrüder in die träge Klaglitaney einstimmen, daß man in unsern Zeiten dem Prediger viel zu viel aufbürde. Wahr ists, manche Stubensitzer wollen uns zu allem machen, was sie selbst nicht sind und nie werden würden. Sie verlangen zehn Köpfe und zwanzig Hände von uns; aber die Forderung scheinet mir doch wirklich gar nicht unerfüllbar, wenn man von uns einige, wenigstens theoretische, Kenntnisse der Landwirthschaft fordert. Ich selbst bin in Ansehung der Land-Oekonomie ein bloßer Buchstaben-Mensch; aber ich bemühe mich doch um einige theoretische Kenntnisse, und suche, wo möglich, durch die Hände des Volks etwas davon zu realisiren. Nächst dem gefällt es den Leuten doch immer wohl, wenn sie sehen, daß der Mann, dem die Sorge

für ihr Seelenheil obliegt, auch gegen ihre leiblichen Bedürfnisse nicht gleichgültig ist. Sie unterhielten sich oft gerne mit ihm; aber worüber? wenn er von der Landwirthschaft nichts versteht und hören mag — und gleichwohl liegt so viel daran, daß der Lehrer seinen Zuhörern recht viel Gelegenheiten zu Unterredungen gibt; denn im Gespräche läßt sich meistens mehr ausrichten als im Kanzelvortrage, wo man das Wort alleine führt und dabey auf allen Seiten genirt ist. Aeussert ein Pfarrer gute Kenntnisse in der Wirthschaft der Landleute: so verschaffen diese Kenntnisse zugleich, nebst dem Nutzen, den sie an und für sich haben, auch seinen übrigen Einsichten ein gewisses Gewicht, und zutrauliche Freundschaft knüpft ohnehin gewöhnlich die Herzen derer, die für einerley Studium interessirt sind. Nur solchen Predigern, die mit ihren ökonomi-

schen

schen Kenntnissen und Studien zu viel Handelsgeist und Wucherey verbinden, oder ihr Amt darüber vernachläßigen, wird das Oekonomisiren von ihren Gemeinen zum Verbrechen gemacht. Ich bin und bleibe daher der Meynung, daß ein Prediger, der schon geraume Zeit bey einer Gemeine steht, die Jugend des Dorfs nach seiner Methode herangezogen, sich Ansehen und Zutrauen erworben hat, für die wirthschaftliche Wohlfahrt seiner Zuhörer ungemein viel thun könne. Der rühmlich regierende Fürstbischoff von Wirzburg und Bamberg, war unlängst von diesem Gedanken so sehr durchdrungen, daß er für die Geistlichkeit der beyden Bißthümer, einen Preis auf die beßte Beantwortung einer hieher einschlagenden Frage setzen ließ. *) Freylich

*) "Läßt sich wohl (heißt es unter andern) die Besorgung des Seelenheils von der Sorge für das zeitliche

lich kommt bey der Wirksamkeit eines Landpredigers auf seine Gemeine, ganz ungemein viel auf sein Aeusseres an, und nicht jeder hat die Gabe sich in jedes Gewand zu schicken; aber ein Mann, der sich in gar nichts schmiegen will, der den Ehrbarkeits-Pedanten, oder auch das Gegentheil von diesem, den feinen zierlichen Weltmann, ohne Rücksicht auf den Geschmack seiner Zuhörer macht, darf sich nicht wundern, wenn er es nie zur

zeitliche Wohl der Menschen ganz trennen? oder befördert nicht vielmehr wechselseitig eines das andere? Sind also die Pflichten der Geistlichen nur auf die Verrichtung des äussern Gottesdienstes und auf die Besorgung des Seelenheils ihrer Untergebenen für die Ewigkeit eingeschränkt: oder sind sie auch auf die Beherzigung und Beförderung des zeitlichen Wohls einzelner Menschen und des ganzen gemeinen Wesens ausgedehnt?" S. d. Wirzburger gelehrten Anzeigen 1788, Seite 57, wo die zusammenhängenden Fragen sämtlich zu finden sind.

zur herzlichen Traulichkeit mit seinen Pfarrkindern bringen und niemals etwas von Belang ausrichten kann. "Ein Provinzial (sagt ein mir unbekannter Schriftsteller *), der sich bey seiner Landgemeine mit Würde herablassen, sich nach ihren Fähigkeiten richten und in ihre Umstände fügen kann, ohne sich einen merklichen Zwang anzuthun, wird gewiß ihre Liebe finden und seine Arbeit an und unter ihnen gesegnet machen; Spielt er aber den Feinen, überspannt er seine Artigkeit: so wird ihn der Bauer bestaunen, wie er einen städtischen Dressenhut bestaunt; Er wird ein Affe und seine Gemeine wird dumm bleiben." Kurz, der

*) In einer kleinen Schrift: An Geistliche. Wenn's gut ist allen guten Regenten und ihrer guten Diener Herzen zugeschrieben. Quedlimburg 1787. In Ermanglung dieses Büchleins, habe ich das Excerpt aus Mosers patriot. Archiv 7 Band, S. 547 gemacht, wo diese Stelle ausgehoben ist.

Land-Prediger muß, so lange er im Cirkel seiner Beichtkinder ist, das Ideal eines möglichst verfeinerten Bauern nicht überschreiten, denn nur unter dieser Bedingung wird er ein nachahmbares Muster für seine Untergebenen, nur unter dieser Bedingung darf er Anschmiegung und Zutraulichkeit erwarten, nur unter dieser Bedingung wird er der angenehmste Gesellschafter seines Dorfes.

Eh ich die Vorrede beschließe, muß ich nun auch noch etwas von den hier gelieferten Predigten selbst sagen. Einige darunter, das weiß ich, erschöpfen ihren Gegenstand bey weitem nicht. Es sollten und mußten Predigten und nicht landwirthschaftliche Abhandlungen seyn. Unmöglich durft' ich also zu tief in's Detail gehn, weil ich die kirchliche Schicklichkeit nach unsern jetzigen Begriffen, nicht verletzen wollte. Meine Absicht gieng

auch

auch gar nicht dahin, durch eine Predigt alle künftigen Unterredungen über die abgehandelte Materie, überflüßig zu machen; nur in der Absicht hielt ich sie, um gewisse Gegenstände recht zur Sprache zu bringen und, wo möglich, zur Gewissenssache zu machen. Da ich mich am Schluße der dritten Landwirthschafts-Predigt des breitern darüber erklärt habe: so verweise ich dahin, um nicht an mir selbst ein Plagiat zu begehn.

Die Sprache soll, wie ich hoffe, vom kindischen Gedahl eben so fern seyn als von rednerischer Schönsagerey. Es mag Gegenden geben, wo das Volk mit sich schwatzen läßt wie ein Trupp kleiner Kinder; meine Zuhörer aber würden es mir, zumal als einem jungen Manne, verargen, wenn ich so gar nichts bey ihnen voraussetzen wollte. Ein gerader männlicher Ton, herablassend; aber nicht

kriechend: an solchen Stellen, wo die reinere Sprache nur Undeutlichkeit und Mißverstand veranlassen würde, provinziell; aber nicht überall und absichtlich bäurisch: umständlich und deutlich; aber nicht weitschweifig und tavtologisch: mit Lieder- und Bibel-Versen durchwebt; aber nicht bloß aus ihnen zusammengereiht: hier und da, wo es die Sache verlangt, feurig; aber nicht in rednerische Flammen ausbrechend: hinweisend auf das Lächerliche gewisser Vorurtheile; aber nicht Lachen erregend: in nöthigen Fällen anhaltend und bittend; aber nicht unzeitig um Gotteswillen flehend und zudringlich: oft mit Exempeln erläuternd; aber nie durch gehäufte Beyspiele verdunkelnd oder verwässernd — das ist nach meinem Bedünken der gehörige Ton einer guten Landpredigt. Habe ich im Grundsatze gefehlt: so erwarte ich von

Ken-

Kennern Belehrung; ist dieser richtig: so werde ich mit Freuden es annehmen, wenn man mich auf Stellen aufmerksam macht, wo ich den angegebenen Gesetzen untreu war; denn niemand kann mit mehr Dankbarkeit eine freundliche Zurechtweisung erkennen als ich. Mein erster schwacher Versuch im ascetischen Fache *) wurde mit so viel Schonung und menschenfreundlicher Aufmunterung von den Kunstrichtern behandelt, daß ich allzu schüchtern und unerkenntlich seyn müß-

*) Vorlesungen gegen Irrthümer, Aberglauben, Fehler und Mißbräuche, in Bethstunden dem Landvolke gehalten von J. F. Schlez. Nürnberg bey Grattenauer 1786.

Herrn Kirchenrath **Lang**, der mich jenesmal auf mehrere Flecken dieses eben angeführten Werkchens, in seinen Mußestunden eines Landpredigers aufmerksam gemacht hat, verdanke ich auch in Ansehung dieser Predigten die schätzbarsten Winke, die ich, bey der zweyten Auflage, sehr gewissenhaft benützt habe.

te, wenn ich ein andres als ein billiges und freundschaftlich belehrendes Urtheil über meinen zweyten Versuch erwartete.

Die Vorreden zu den sämmtlichen Predigten, habe ich jedesmal aus dem sonntäglichen Evangelio, oder auch aus der Epistel genommen. Freylich oft gezwungen; aber nicht nur gezwungen in Ansehung der dadurch eingeleiteten Materien, sondern auch gezwungen durch die Vorliebe des Volks für die gewöhnlichen Perikopen; denn der Landmann hängt unter andern auch deßwillen so sehr an den Evangelien, weil er nach diesen, Zahlungstermine, Wirthschaftsverrichtungen, Geburtstage, Wetter- und Wachsthums-Beobachtungen, und der Himmel weiß was sonst noch, zu berechnen und zu bestimmen pflegt. Bey den Episteln ist das nun freylich der Fall nicht; aber das Volk verzeiht doch wenigstens den Vortrag

trag einer ungewöhnlichen Materie lieber, wenn sie mit einer kirchlich gestämpelten Epistel in Verbindung gesetzt ist.

Gelegenheitlich habe ich öfters Sprichwörter mit eingeführt, weil sie durch den langen Gebrauch allgemein beglaubigt sind und die Stelle des umständlichsten Beweises vertreten. Mags auch immer seyn, daß mich eine Stadtgemeine deßwillen verhöhnte — ich predige vor Dorfseinwohnern, die von dem wahren oder vermeintlichen Hochgeschmacke der Redekunst nichts wissen, und diese Methode des Vortrags schön finden.

Daß ich einigemal mich auf Rochow's Kinderfreund berufe, darf ich wohl nicht erst entschuldigen. Ungewöhnlich mag ein solches Citat auf der Kanzel seyn; aber unschicklich ist es nicht. Das Volk muß fühlen, daß man in der Schule nichts lernt, oder doch sonst nichts lernen

nen sollte, als was einen Einfluß ins Menschenleben, in unser Thun und Lassen hat. Auf den Kinderfreund, *) der nicht nur den Schulkindern durchgängig bekannt ist, sondern auch dem größten Theile der Erwachsenen, verweise ich daher nicht nur in Katechisationen sehr häufig, sondern auch zuweilen in Predigten. Auch habe ich in der vierten Predigt gewisser Gesellschafts-Bücher gedacht, die zum Besten der Gemeine von der Kirchenkasse geschaft worden sind. Einige Vermächtnisse, deren Interessen zu Büchern bestimmt sind, und ein ziemlicher Stock der Heiligenkasse, haben mich in den Stand gesetzt, nicht nur die Schulkinder mit Katechismen, Fragstücken ꝛc. wie sonst auch

*) Von welchem, seit Erscheinung dieses Buches, zwey Auflagen, für Oberdeutschland, besonders für Franken, von mir umgearbeitet, bey Grattenauer erschienen sind.

auch geschah, unentgeldlich zu versehn, sondern auch einen Vorrath von Lesebüchern, den Kinderfreund und die biblischen Erzählungen in die Schule zum bleibenden Gebrauch anzuschaffen. Da nun neuerlich Herr Inspector Zerrenner den Vorschlag that, eine Lesebibliothek für das Volk anzulegen, *) so machte ich auch sogleich von diesen Geldern einen kleinen Anfang durch einige Volksschriften, die künftig von Beyträgen des Aerariums und einzelner Bürger, vermehrt werden sollen, da das Volk sie mit so vieler Begierde lies't, und ein Unternehmen wie dieses nicht ohne Nutzen seyn kann. Ich führe dieß deßwillen an, weil ich so gern noch mehrere meiner Amtsbrüder auf den Zer-

*) S. Zerrenners schon oben angeführte Volksaufklärung und dessen Volksbuch, ein faßlicher Unterricht in nützlichen Erkenntnissen und Sachen, mittelst einer zusammenhängenden Erzählung für Landleute, Magdeb. 1787. 2 Bände.

Zerrennerschen Vorschlag aufmerksam machen möchte.

Warum ich ferner zuweilen etwas weggelassen habe, was man gelegenheitlich erwarten könnte, oder etwas gesagt habe, was einem andern weniger erheblich dünkt, muß man entweder in der Lage der Umstände und Bedürfnisse meiner Leute, oder in der Unmöglichkeit suchen, alles auf Einmal zu sagen. Man hat der Predigten mehr, und kann also noch immer nachhohlen, was man hier oder da, wegen Kürze der Zeit, wegzulassen gezwungen ist. Eine umständliche Schilderung der Landwirthschaftlichen Verfaßung meiner Gegend und meines Dorfes insbesondere, eine namentliche Darstellung der mannichfaltigen Gebrechen und Hinderniße, würde den Augpunkt, aus dem man diese Predigten betrachten muß, am beßten angeben; aber hier ist der Ort nicht

dazu

dazu und die Vorrede ohnedieß zu lang. Der Unvollständigkeit hätte es freylich abgeholfen, wenn ich sogenannte erweiterte Predigten geliefert, und bey jedesmaliger Revision der Handschrift hineingeflickt hätte, was mir schickliches eingefallen ist; ich bin aber zu sehr gegen alle Predigten, die zu einem Buche erweitert sind, eingenommen, als daß ich der Vollständigkeit ein solches Opfer hätte bringen können.

Zum Schluße muß ich nur noch erinnern, daß ich mir gar nicht schmeichle, die hier gelieferten Materien sämtlich zum erstenmal auf die Kanzel gebracht zu haben. Einige, das weiß ich, sind schon mehrmals auch in gedruckten Predigten, vorgetragen worden; ob aber so individuell auf die Lage des Landmanns angewandt, kann ich auf meinem Dorfe, wo ich mich oft mit bloßen Zeitungsnotizen

notizen vom Daseyn eines Buches, begnügen muß, unmöglich wissen.

Gott segne indeß diese kleine Sammlung nach meiner guten Absicht, und lasse die Nachwelt die glücklichen Zeiten erleben, in denen man nicht mehr Ursache haben wird, solche Pflichten und Vorschläge, wie die, welche durch gegenwärtige Predigten dem Herzen und Verstande nahe gebracht werden sollen, von der Kanzel öffentlich zu empfehlen!

Geschr. Mrt. Ippesheim in Franken
am 25. April 1788.

J. F. Schlez.

Erste

Erste Predigt.

Von den Leuten, die zum besten Andrer nichts Gutes thun mögen, sondern immer nur für sich selbst sorgen.

Ueber 1. Kor. 10, 24.

gehalten

am Sonntag Quinquages.

Gib mir, o Gott, ein Herz
Das jeden Menschen liebet,
Bey seinem Wohl sich freut,
Bey seiner Noth betrübet;
Ein Herz, das Eigennutz
Und Neid und Härte flieht,
Und sich um Andrer Glück
Als um Sein Glück bemüht.

Kein Wort aus unsrer Sprache, meine guten Zuhörer, wird öfter gemißbraucht, als das Wort Liebe. Kaum sehen sich zwey Unbekannte: so wird schon von Freundschaft und Liebe geredet. Der heilige Name Freund, ist zum leeren Titel geworden, den auch Todtfeinde sich geben; und Menschenkenner wollen bemerkt haben, daß man von denen, die ihre Liebe und Freundschaft am heiligsten zusichern, großentheils am wenigsten zu erwarten hat. Zur wahren Freundschaft und Liebe gehört aber auch mehr, als Tausende darunter sich denken, und wir alle werden uns der Uebertretung des vornehmsten und größesten Gebotes, der Vernachlässigung der Menschenliebe, wenigstens in einigen Fällen anklagen müs-

sen, wenn wir uns aufrichtig aus unsrer heutigen Epistel prüfen. (1. Kor. 13.) Die Liebe, sagt Paulus daselbst, ist langmüthig und freundlich, und Wir — sind so gerne jachzornig und auffahrend; Die Liebe eifert nicht, d. i. sie beneidet keinen Menschen um sein Glück, und Wir — sehen oft scheel dazu, wenn andere geschickter, beliebter, reicher und glücklicher sind; Die Liebe treibet nicht Muthwillen, und Wir — suchen oft Ehre darin, andere lächerlich, oder wohl gar verächtlich zu machen; Die Liebe blähet sich nicht, und Wir — sind nicht selten, um des geringsten, oft nur eingebildeten Vorzugs willen, hochmüthig und aufgeblasen; Die Liebe stellet sich nicht ungebehrdig, nicht ungesittet — und Wir? — Doch ich müßte über jedes Wort eine ganze Predigt halten; Nur bey der einzigen schönen Eigenschaft der Nächstenliebe

"sie suchet nicht das Ihre"

will ich also für diesesmal stehen bleiben, um von den Leuten zu reden, die bey allem was sie thun oder lassen, immer nur das Ihre suchen, oder, mit andern Worten: nur immer für sich selbst sorgen. Es fällt mir bey der Gelegenheit eine noch deutlichere Stelle des Apostels ein, die wir lesen im

1 Br. an die Kor. 10 Kap. 24 v.

Niemand suche, was sein ist, sondern ein jeglicher was des andern ist.

Ueber

Ueber diesen Text werde ich also

Von den Leuten sprechen, die zum Beßten Anderer nichts Gutes thun mögen, sondern, bey allem was sie thun oder lassen, nur für sich selbst sorgen.

Zuerst wollen wir diese Leute recht kennen lernen,

und

Dann sehen, wie thöricht, boshaft und verächtlich sie handeln.

I.

Um Menschen kennen zu lernen, die zum Beßten Anderer nichts Gutes thun mögen, die keine zehn Furchen Land darum geben würden, wenn sie auch dadurch ihren Mitbürgern und dem gemeinen Wesen mehrere Tausend Gulden nützen könnten, haben wir leider! nicht nöthig, uns weit zu verreisen; denn deren gibt es überall, folglich auch in unserm Dorfe, mehr als zu viel — Menschen, die, wie man zu reden pflegt, weder Hand noch Fuß zu regen verlangen, wenn sie nicht den baaren eigenen Profit vorausseben, und Zeitlebens

nach dem schändlichen Sprichworte leben: Jeder für sich und Gott für uns alle!

Wie schlecht siehet es daher in den meisten Gegenden mit der Verbesserung der Fuhrstrassen aus! Wo nicht der Landesherr Chausseen angelegt, oder ein andrer Umstand die Verbesserung unvermeidlich nothwendig gemacht hat, da findet man noch allenthalben Wege, wo Menschen, Geschirr und Vieh zu Grunde gehn möchten. Und woher kommt das? Daher, weil fast jeder nur für sich selbst und nicht auch für andere sorgt; oder, mit dem Texte zu reden: weil fast jeder nur das suchet, was Sein ist, und nicht auch das, was des Andern ist. Zwar findet man hier und da gescheide wackre Leute, die im Nothfalle das ihre zu solchen nothwendigen Verbesserungen allenfalls beytrügen; aber was hilft es, sagen sie, wenn ich auch ein oder das andere Fleck des Weges, mit Steinen überführe, oder sonst verbeßre, wenn niemand dazu helfen will, um etwas Ganzes zu Stande zu bringen? Ich bin indeß der Meynung, daß es auch diesen nicht ganz Ernst seyn müsse, weil sie keine Hauptverbeßrung in Vorschlag bringen und so mit beyden Händen die Entschuldigung ergreifen. Gefiele es ihnen nur, in müssigen Zeiten hier und da eine der schlimmsten Stellen mit Steinen auszufüllen, in Hohlwegen Platz zu machen und einzuhauen:

so würde man den Fleiß der wenigen braven Leute gar wohl bemerken. Aber da beruft sich immer einer auf den andern. Jeder denkt: der Fuhrweg ist nicht Mein; andre Nachbarn des Dorfes bedienen sich seiner so wohl als ich; warum legen diese nicht Hand an? warum soll ich es alleine thun und für andre mit arbeiten? warum sorgt nicht die Gemeine gesellschaftlich dafür? — Aus allem erhellt also, daß der Trieb, fürs gemeine Beßte zu arbeiten, nur sehr schwach seyn muß. Hunderte fahren über Einen Stein, und keiner räumt ihn aus dem Wege, wenn nur Er einmal darüber weg ist. — Nun läßt sich leicht denken, wie solche Leute sich anstellen werden, wenn von einer gemeinschaftlichen Wegebesserung die Rede ist. Ja, sagen sie, da müßt' ich ein Thor seyn, mich und mein Vieh mit dem Wegebessern zu plagen! Sind meine Groß- und Ur-Großältern nicht auf dem Wege versunken: so wird es mit mir wohl auch keine Noth haben. Was soll ich für fremde Leute arbeiten, die mich nichts angehn? Wer den Weg besser haben will, mag ihn so gut herrichten als er kann. Ich meines Theils, habe wohl meine längste Zeit darauf gefahren. Das Bischen, was ich dabey gewinne, macht doch schwerlich so viel aus, als ich an Zeit und Mühe daran setzen muß, und am Ende, wer weiß wer über

ein Jahr noch lebt! — Nicht wahr? Das ist die lieblose Sprache der Meisten, und also — bleibt es beym Alten. Da fahren, reiten und gehn, sowohl die Einheimischen als die Fremden, über Aecker und Wiesen hinweg, weil in der bodenlosen Straße kein Fortkommens ist. Der an den Weg grenzende Bauersmann, steckt Dornen und Pfandzeichen an die Straße, und macht dadurch, daß der Schleifweg noch tiefer in seine Güter hineingebahnt wird. So höchst ärgerlich ihm das ist; so sehr er darüber schilt und schmäht: so ist doch all dieser Schaden nicht im Stande, ihn zu bewegen, nur einen Fußpfad von Feldsteinen an der Seite zu machen, noch viel weniger aber, an der Verbeßrung der ganzen Straße zu arbeiten, weil er andern, die nichts dazu beygetragen haben, die Bequemlichkeit eines bessern Weges nicht gönnt, und überhaupt zu feindselig und träg ist. Ein andres Exempel wird die Unbereitwilligkeit der meisten Menschen, etwas fürs gemeine Beßte zu thun, vielleicht noch besser beweisen. Auf allen Markungen gibt es eine Menge schlechter Viehweiden und öder Plätze, die, wenn man einige davon vertheilte, vielleicht zehn- und zwanzigfachen Nutzen bringen würden. Das geschieht aber fast nirgends ohne herrschaftlichen Zwang. Die Armen, denen ein großer Vortheil dadurch

zuwachsen würde, seufzen zwar fast allenthalben darnach; aber die Reichen hindern das gemeinnüzzige Werk. Ja, wenn man ihnen einen sechs- oder achtfachen Theil gäbe, dann würden sie sich freudig entschließen —; aber die Vertheilung nach der Häuser-Zahl steht ihnen nicht an. Da sie eine Menge Vieh auf der Weide haben, der Arme hingegen nur ein einziges Stückchen, vielleicht gar keines: so glauben sie wenig bey der Verloosung zu gewinnen, wenn sie den Armen gleich gehalten werden. Sie widerstreben also der gemeinnüzigen Anstalt, und die Tagelöhner und Handwerker, die von ihnen leben, müssen sich die Unterdrückung gefallen lassen. Wenn von öden Gemein-Stücken nur ein neues Gemeinrecht abgegeben werden soll: so stemmt sich schon gewöhnlich das halbe Dorf entgegen. Nicht einmal zu einer öffentlichen Baumschule würden manche Gemeinen ein Plätzchen verstatten, wenn gleich die Nuzzung des dazu geforderten Rasenflecks keine zwey Pfennige für jedes Haus jährlich abwürfe. Manche sehen ihren Schullehrer (hier und da wohl auch den Prediger) in der äussersten Dürftigkeit leben. Durch etliche Morgen unbenüztes Feld könnten sie die Besoldung verbessern und keiner von den Gemeins-Gliedern würde den Abgang empfinden; der Lehrer würde sein Amt mit mehr Eifer und

Freudigkeit verwalten, und bey neuen Schulbesetzungen würden sie einen tüchtigern Mann bekommen; — aber wo geschieht das? — Oder: das Dorf ist sehr stark; Die Schule ist mit mehr als hundert Kindern besetzt; Ein einziger Lehrer vermag nicht, diese große Zahl gut zu unterrichten. Man bedarf noch eines Schulmannes. Glaubt ihr wohl, daß diejenigen, die keine Kinder zur Schule schicken, sich leicht entschließen würden, zur Besoldung alljährlich etwas gewisses zu steuern? Was soll ich für fremder Leute Kinder bezahlen? würde es heissen. Also wieder ein Beweiß, wie wenig die Allermeisten fürs gemeine Beßte thun mögen.

Eben so unbereitwillig sind sie, wenn für die spätern Nachkommen gesorgt werden solle. Wer das nicht glaubt, kann alle Tage die Probe machen. Allenthalben findet man z. E. ausgestorbene und eingegangene Waldungen in Menge. Nun thue einmal einer den Vorschlag: "Ihr lieben Mitbürger! seit einem Jahrhunderte sind, durch Nachläßigkeit unsrer Vorfahren, die Gemeinwaldungen in tiefen Verfall gekommen: Plätze, wo sonst das schönste Holz stand, sind öde Angegern geworden, und der Preis des Holzes ist gewaltig gestiegen: Wenn es so fortgeht, so müßen unsre Urenkel sich arm am Holze kaufen, und an

das

das Erbauen einer neuen Scheune oder Wohnung werden die wenigsten denken dürfen. Um diesem Uebel bey Zeiten abzuhelfen, laßt uns gemeinschaftlich die öden Plätze umgraben und mit Waldsamen besäen, damit unsre Enkel und Urenkel nicht Mangel leiden." — Nichts ist wohl leichter zu errathen als die Antwort. Ach, würde es heißen, unter 40, 50 Jahren, ist von dem Darangesetzten nichts wieder zu hoffen. Gott weiß wer dann lebt! Ich meines Orts werde längst schon aus dem Grabe heraus- und noch einmal eingescharrt seyn. Sind unsre Vorfahren nachläßig genug gewesen, die Waldungen eingehn, und die jungen Schößlinge durchs Vieh weghüten zu laßen: warum sollen denn wir gerade den Schaden wieder gut machen? Da hätte man viel zu thun, wenn man immer auf 50 Jahre hinaus sorgen wollte! Die Nachwelt hat nicht mehr Noth, sich meiner anzunehmen, warum soll ich mich um sie kümmern? — Nicht wahr, so würde die Antwort ausfallen? und ohne Zwang würde der Vorschlag eben so wenig ins Werk gesetzt werden, als jener, bey den vier ordentlichen und zwölf unordentlichen Hauswirthen im Kinderfreunde.

In manchen Gegenden, und auch bey Uns, ist die schöne Einrichtung gemacht, daß jeder neue Bürger und Nachbar, einige Bäume auf Gemein-

meinplätze hinsetzen muß. Sollte man nicht glauben, Jeder würde sich freuen, mit so wenig Kosten und Umständen, die Gegend verschönern und, zum Besten der Gemeinkasse, einträglicher machen zu können? aber nein! Was kümmert's mich, heißt es, ob auf dem Gemeinrasen etwas oder nichts wächst. Die Gemeinkasse, (das sogenannte Bürgermeisteramt,) mag sehen wie es mit den Ausgaben fertig wird. Ja wenn die Bäume mir selbst und meinen Kindern gehörten, dann wollt' ich mir's gefallen laßen; aber so geht der ganze Vortheil in den gemeinen Beutel, und meine Kinder und Nachkommen dürfen einmal das Obst von den Bäumen kaufen, die ihr Vater unentgeldlich gepflanzt hat. Die meisten setzen daher die schlechtesten Bäume äusserst nachläßig auf die Gemeinplätze, so daß oft unter zwanzigen kaum zwey bis drey gedeihen, und geht es auch in dem Stücke besser: so werden doch diese Bäume mehr als zur Hälfte durch das Vieh wieder verdorben. So viel von der Gemeinkasse gesprochen und geschrien wird, so wenig sind die meisten auf sie bedacht. Sie sind so sorglos als die Knaben, die gleichgültig zusehen, wenn ihr Vieh sich an den neu gepflanzten Gemein-Bäumchen reibt und sie wurzellos macht — Laßt es gut seyn, heißt es; Sinds ja doch nur Gemein-Bäume! Doch, über

solch ein Bezeigen darf man sich gar nicht wun-
dern, da viele, bey jedem Baume, den sie auf
ihre eigenen Güter pflanzen, zuvor ausrechnen,
ob sie auch wohl noch selbst die Früchte davon
werden genießen können oder nicht. Bringen sie
durch ihre Rechenkunst heraus, daß sie wohl den
Vortheil nicht mehr erleben werden: so heißt es
gewöhnlich: Ich bin nun ein alter Mann; meine
jungen Bursche, die's noch erleben können, mö-
gen einmal thun was sie wollen! Nicht anders,
als ob diese nicht dennoch Arbeit genug finden, und
froh seyn würden, wenn schon vorläufig für sie ge-
sorgt wäre! Nun läßt sich aber leicht schließen,
wie solche Menschen, die nicht einmal auf ihre
leiblichen Nachkommen bedacht sind, gegen Frem-
de gesinnt seyn werden. — Wie erbärmlich wer-
den gewöhnlich die Gemeinäcker bestellt! Frohnar-
beit ist keine Lohnarbeit, heißt es. Ists nicht
überhaupt unausstehlich, den meisten Frohnar-
beitern zuzusehn, wie fahrläßig sie sind? — Eben
so, wie wenn es Frohn wäre, pflegen viele Bau-
ersleute zu arbeiten, wenn sie dem Handwerker
eine Schuld an seinen Aeckern abverdienen sollen.
Auch dann, wenn sie fürs baare Geld pflügen,
machen sie selten die Arbeit so gut als für sich
selbst. — Wie allgemein und gerecht sind die
Klagen über die Treulosigkeit der meisten Pachter!

Da

Da nimmt man gewöhnlich ein gewisses Stück Feld in Pacht; bestimmt die Pachtzeit im Voraus, und zählt immer auf die 4 — 5 Jahre, die man im Besitze der Felder bleibt; glaubt man nun binnen dieser Zeit seinen Profit machen zu können: so kümmert man sich wenig darum, ob das Pachtfeld in Auf- oder Abnahme kommt. Zwar verspricht man in dem Contracte hoch und heilig, Aecker und Wiesen in gutem Stande zu erhalten; besizt man sie aber einmal: so spart man am Dünger und an allem andern, was zur Pflege des Landes gehört, und übergibt es, verwahrlost und ausgemägert, dem Herrn wieder. — Noch eine Menge von Exempeln könnt' ich hier anführen, von Knechten und Mägden, von Tagelöhnern und Handwerkern ꝛc.; aber, um auch der Knechte, Mägde, Tagelöhner und Arbeiter Regel durchzugehn, und ihre so gewöhnliche Gleichgültigkeit gegen fremde Güter zu zeigen, müßte ich mehr Zeit und solche Zuhörer haben, die des Aufmerkens nicht müde werden. *) Für jezt muß ich abbrechen, um noch im zweyten Theile kürzlich zu zeigen, wie thöricht, boshaft und verachtungswürdig die Leute handeln, welche bey allem was sie thun und laßen, immer nur für sich selbst sorgen,

*) Die siebente Predigt handelt von diesem Gegenstande besonders.

gen, und daher fürs gemeine Beßte, oder zum Vortheile eines und des andern Nachbarn, oder ihrer Nachkommen, nichts Gutes ausrichten mögen.

II.

Sie handeln thöricht, weil sie ihren eignen und ihrer Kinder Nutzen vernachläßigen. Daß mit der Wegebesserung der eigene Nutzen verbunden ist, wird niemand leugnen. Ists nun nicht eine Art von Wahnsinn, kein hunderttheilchen dazu beytragen zu wollen, da man für diesen hundertsten Theil von der Arbeit neun und neunzig anderer Menschen mit profitirt? Ist es nicht Thorheit, sich lieber eine ganze Lebenszeit mit schlimmen Wegen, als etliche Wochen lang mit ihrer Ausbesserung plagen zu wollen? — Wenn etwas zum Vortheile der Gemeinkasse geschehen kann: kommt nicht das Erworbene jedem einzelnen Bürger zu Gute? werden nicht aus dieser Kasse viele Ausgaben bestritten, die man ausserdem, einzeln, von Haus zu Haus, zusammenschießen müßte? Käme also dieser gemeinschaftliche Beutel in Abnahme: so müßte jeder seinen Antheil zu ausserordentlichen Steuern, Besoldungen, Reparaturen, neu zu erbauenden Gemeinhäusern, Brunnen, Brücken und dergleichen mehr, aus seinem Eigenen heraus-

zahlen,

zahlen, und da würde des Beysteuerns und des Klagens kein Ende seyn. Wie es nun Thorheit wäre, wenn die Kinder nicht auf das Vermögen des Vaters sehen wollten, da doch das väterliche Vermögen zugleich das ihrige ist: eben so wär' es auch — doch das versteht sich von selbst! Alle vier Wochen ein öffentliches Trinkgelage auf Kosten der Gemeinkasse, wäre indeß manchem viel willkommner, als ein Vorschlag, wie man ihr aufhelfen soll. So denken aber rechtschaffne Bürger nicht; diese halten es vielmehr für Schuldigkeit, durch Anpflanzung und gute Pflege der Gemeinwaldungen, einträglicher Obstbäume, Urbarmachung öder Plätze und möglichst beßte Bestellung gemeinschaftlicher Güter, so viel zur Erhaltung oder Vermehrung der Gemeinkasse beyzutragen, als ihnen möglich ist. Und ist es nicht eine schöne Sache, wenn man das Holz, Obst, Futterkräuter und dergleichen, in der Nähe, um einen billigen Preis zu Kauf haben kann, die man ausserdem, um ein theures Geld, und mit vielen Kosten und Umständen, von entfernten Gegenden herholen müßte? — Wie einträglich ließen sich öde Plätze durch ordentliche Bestellung machen! und wie sehr handeln diejenigen ihrem eigenen Vortheile zuwider, die, um ein bischen Gras willen, welches ihr Vieh davon bekommt, die Vertheilung

über-

überflüßiger Gemeinstücke nicht verstatten wollen! — Ist es nicht wahre Thorheit, seine Kinder lieber von einem Unkundigen Schullehrer, der mit einem Hungerbrode vorlieb nimmt, unterrichten und verderben zu laßen, als für einen geschickten Mann ein beßres Brod auszumitteln? Kommt der kleine Daransatz mit dem großen Gewinn, den die beßre Erziehung gewährt, nur in Vergleich? Und wie kann man seine Kinder vernünftig lieben, und doch nicht für die Wohlfahrt des Dorfes sorgen, in welchem sie einst wohnen sollen? —

Ist es nun noch zu leugnen, daß die Leute, welche zum Beßten des gemeinen Wesens, andrer einzelnen Menschen, oder ihrer Nachkommen, nichts Gutes stiften mögen, sehr thöricht handeln? — Sie handeln aber auch boshaft und verachtungswürdig. Schauet, wie ich nicht für Mich gearbeitet habe, sondern für Alle! sagt der weise Sirach am Ende seiner Sittenlehren, (Sir. 33, 18.) und Paulus rühmt, bald nach unserm Texte, (1. Cor. 10, 33.) von sich selbst: ich suche nicht was mir, sondern was vielen frommt oder nützet. So waren diese guten Männer, so war vorzüglich unser lieber Heiland gesinnt: Wir loben sie deßwillen, wir wünschen, daß unsre Mitmenschen auf unsre Wohlfahrt eben so möchten bedacht seyn, und gleichwohl könnten wir vergeßen,

das nämliche zu thun, was wir von andern fordern? Und für wen sorgen wir denn, wenn wir zum Beßten Andrer arbeiten? Für unser Vaterland, und gewöhnlich sogar für unsre leiblichen Nachkommen! Sollten wir denn nicht gern etwas für unser Vaterdorf, für den Ort thun, wo wir sind gebohren und erzogen worden, wo wir so viel Gutes unser Lebtage genossen haben, wo wir und die Unsrigen, in jeder Noth, die lezte Zuflucht suchen? Sollten wir nicht gern an Kindeskindern vergelten, was die Väter an uns verdienet haben? Ja das wollen wir! Keine Mühe soll uns verdriessen, um unsern Nachkommen und dem gemeinen Wesen nützlich zu werden; denn wenn wir blos aus Eigennutz handeln — was Danks haben wir davon? Ich für meinen Theil, der ich keine Handarbeiten zum Beßten des gemeinen Wohls verrichten kann, will allen Fleiß anwenden, um durch Rath und That an euern Kindern, und durch diese wieder an euern Kindeskindern Gutes zu stiften. Wenn ich es gleich mir bequemer machen und bey aller Bequemlichkeit vielleicht mehr Dank und Beyfall erhalten könnte: so soll mich das nicht reitzen, meinen Vorsatz, euren Nachkommen nützlich zu werden, fahren zu laßen. Wenn ich einmal gestorben bin und längst bey meinen Beichtkindern schlafe, und ein wackrer Pfarrer

kann nach mir recht viel Gutes stiften: so soll es mich im Himmel noch freuen, daß ich den Grund dazu gelegt habe. Gerade so, liebste, theuerste Zuhörer! gerade so denket auch ihr! Euch hat Gott berufen, vorzüglich zu Hand- und Feldarbeiten. Durch diese müßt ihr also vorzüglich auch andern nützlich werden. Ach, daß es von jedem unter euch einst heissen möchte: Seiner wird nimmer vergeßen, und sein Name bleibet für und für! (Sir. 39, 13.) O, da wird mir das Herz so warm, wenn ich an den Nachruhm denke! Die niederträchtigen Menschen, welche sich aus dem guten Nachrufe nichts machen, und darüber lachen, daß es andern darum zu thun ist, diese elenden Leute wollen wir bedauern! Nie wollen wir vergeßen, was der weise Sirach uns zuruft: Siehe zu, daß du einen guten Namen behaltest; der bleibt gewisser, denn tausend große Schätze Goldes. (Sir. 41, 15.) Die grössesten und treflichsten Handlungen in der Welt, geschahen aus diesem edlen Beweggrunde, und Gott wird auch den im Himmel am herrlichsten segnen, der sich den meisten Segen auf der Welt erworben hat. Glaubet nicht, als ob das Christenthum blos Gebete, Kirchen- und Nachtmahlgehn, und dergleichen mehr von uns verlangte. Alle diese Uebungen sind nur Mittel, nicht der Endzweck, nicht

das Christenthum selbst. Der rechte Gottesdienst besteht darinn, daß wir fleißig und uneigennützig sind in unserm Berufe; durch Thaten unsern Nächsten lieben als uns selbst; ihm helfen und ihn fördern wo wir können. — Ja, dir geloben wir's, liebreicher und mildthätiger Gott! Dir geloben wir's hiermit feyerlich an, recht eifrig und geschäftig zu seyn zum Wohl unsrer Mitmenschen. Ihr Glück soll uns freuen, wie unser eigenes; ihr Unglück uns nahegehn, als hätt' es uns selbst betroffen! O daß wir einst alle mit der beruhigenden Ueberzeugung einschlafen könnten: Ich habe der Welt nützliche Dienste geleistet; habe nicht nur für mich selbst, sondern auch für meine Mitmenschen und für die Nachwelt gelebt; also habe ich den Lauf vollendet, und du, Vater im Himmel, wirst mir beylegen die Krone der Gerechten! Unsre Grabschrift müße Sirachs Lobspruch seyn: (Sir. 46, 14. 15.) Ihre Gebeine grünen noch immer da sie liegen, und ihr Name wird gepriesen in ihren Kindern, auf die er geerbet ist — Amen!

Zweyte

Zweyte Predigt.

Von den Leuten, die den Schaden, der andern an ihren Güthern zugefügt wird, nicht hindern mögen, oder wohl gar selbst Schaden anrichten.

Ueber 1 Kor. 10, 24.

gehalten

am Sonntage Invocavit.

Gesang.

Fern sey mein Leben jederzeit
Von aller Ungerechtigkeit!
Wie könnt' ich Gottes Freund sonst seyn,
Und seiner Gnade mich erfreun?

Wer seines Nächsten Rechte kränkt,
Auf seinen Schaden boshaft denkt,
Verletzet des Gewissens Pflicht
Und ehrt den Gott der Liebe nicht.

Du schriebst in jedes Herz, o Gott,
Tief ein das heilige Gebot:
Was dir mißfällt, wenn dir's geschicht,
Das thue du auch andern nicht!

Darum mein Gott, bewahre mich
Vor allem Unrecht väterlich:
Begieng ich's je, so sey mir's leid,
Und zum Ersatz mein Herz bereit.

Wer andern Schaden einst gethan
Und irgend ihn erstatten kann,
Und deß sich weigert, findet nicht
Vor dir Erbarmen im Gericht.

Wohl dem, der dieses stets bedenkt
Und nie durch Unrecht andre kränkt!
Du bist gerecht; dieß sey auch ich;
Und du, mein Vater, stärke mich!

Um die edlen Gesinnungen, welche ihr eben, meine lieben Freunde, im Gesange ausgedrückt habt, in euch recht rege zu machen, und euch zu zeigen, wie man sie in allen Fällen thätig beweisen müsse, habe ich vor acht Tagen mit euch von den lieblosen Leuten geredet, die bey allem was sie thun und laßen nur immer für sich selbst sorgen, und zum Beßten andrer, oder des gemeinen Wesens, nichts Gutes thun mögen. Noch schändlicher als diese, sind diejenigen, welche nicht einmal den Schaden verhindern mögen, der andern zugefügt wird: oder wohl gar selbst dergleichen anrichten. Bey der letzten Predigt habe ich eine Stelle aus der Epistel zur Vorrede genommen. Jene Stelle handelte von der brüderlichen Liebe, die nicht das Ihre sucht, nicht eigennützig ist, sondern gern jedermann dient. In unsrer heutigen Epistel wird wieder von dieser schönen Tugend geredet, es heißt: in allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes, vorzüglich aber in ungefärbter, ungeheuchelter Liebe. Wer nun seinen Nächsten liebt, der wird ihm nicht nur keinen Schaden zufügen, sondern ihm auch sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten. Da diese Pflicht so oft aus den Augen gesetzt wird: so mag es wohl der Mühe werth seyn, eine beson-

sondre Predigt darüber zu halten. Zu dieser wird mir der nämliche Text Veranlaßung geben, den ich schon vor acht Tagen zum Grund gelegt habe, und den ich hauptsächlich auch deßwillen beybehalte, weil meine heutige Predigt gewissermaßen den zweyten Theil zu meiner vorigen ausmacht. Der Text steht

1. Kor. 10, 24.

Niemand suche was sein ist; sondern ein jeglicher was des andern ist.

Nach Veranlaßung dieses Befehls will ich reden

Von den Leuten, die den Schaden, der andern an ihren Güthern zugefügt wird, nicht zu hindern verlangen, oder wohl gar selbst Schaden anrichten.

I.

Zuerst also von denen, welche den Schaden, der andern zugefügt wird, nicht zu hindern verlangen. Ich will auch hier, wie in meiner vorigen Predigt, die Sache durch Beispiele aus der Landwirthschaft erläutern. Keine Klage ist

wohl gemeiner unter Landleuten, als die Klage über Felddiebstahl und Feldbeschädigung. Mancher, sonst fleißige Mann, mag fast keinen guten Obstbaum mehr pflanzen, weil er doch am Ende gewöhnlich, für alle seine Mühe, nur den Verdruß hat, seine Bäume zerschlizt, und das Obst, noch unreif, herabgestohlen zu sehen. Von der Abscheulichkeit des Felddiebstahls, werde ich etwas im 2ten Theile diesrr Predigt sagen; hier aber ist meine Absicht nur, von denen zu reden, die den Felddiebstahl zwar nicht selbst begehen, aber doch nicht zu hindern verlangen. Es vergeht zuverläßig fast keine Stunde des Tages, in der nicht vor allen Plätzen der Flur, jemand vorübergienge, der der Dieberey Einhalt thun könnte. Wären also die Vorübergehenden nicht nur auf das bedacht was ihnen selbst gehört, sondern auch auf das, was des andern ist: so würden sie die verstohlnen Taugenichtse, bey dem Rügamte, zur verdienten Bestrafung, anzeigen, oder ihnen auf irgend eine andere Weise das schädliche Handwerk zu legen suchen. Wie bald würde da der Felddiebstahl unterbleiben, oder doch eine Seltenheit werden! — Aber, was gehn mich fremde Sachen an? heißt es: Ich bin nicht Fluhrschütze. Was soll ich mir den Dieb, oder seine Aeltern und Freunde zu Feinden machen? Hundertmal bin ich

wohl

wohl in meinem Leben schon bestohlen worden, und niemand, der es sah, hat sich meiner Sachen angenommen; warum soll denn Ich gerade meines Bruders Hüter seyn? Nicht wahr, so denken die meisten und gehn also stillschweigend vorüber, ob ihnen gleich das Sprichwort: Der Hehler ist ärger, als der Stehler! geläufig genug ist. Heißt das aber seines Nächsten Gut und Nahrung helfen beßern und behüten? Ist das auch billig nach den Gesetzen der Natur? Denn vom Christenthume will ich hier gar nichts sagen. Wie sehr würden wir uns ärgern, wenn wir erführen, daß unser Nachbar einen Dieb auf unsern Feldern angetroffen, und es uns nicht nur verhehlt, sondern dem Taugenichts nicht einmal Einhalt gethan hätte? Alles was wir nun wollen, das uns die Leute thun sollen, das müßen wir ihnen auch thun. Leider ist's aber dahin gekommen, daß man dergleichen liebloses Stillschweigen für ganz erlaubt und klug hält. Wer kann mir beweisen, daß ich den Dieb gesehen habe? sagt man — und gesetzt man könnte das, wer will mich dazu zwingen, auf fremde Sachen acht zu haben? Ach meine Freunde! Es ist ein wahrer Uebelstand, daß die meisten Menschen sich bloß damit vertheidigen oder beruhigen, daß sie um dieses oder jenes von keiner Obrigkeit können bestraft werden. Zum Unglücke

für

für sie wird aber einmal der gerechte Gott nicht fragen: was haben die Amtleute dazu gesagt? sondern was war recht oder unrecht? Und da wird euch keine von euern Entschuldigungen, kein: "jeder für sich und Gott für uns alle!" aus der Noth reißen. Wenn wir also sehen, daß unserm Nachbarn an seinen Güthern oder sonst wo ein Leids geschieht, wenn wir sehen, daß er bestohlen wird; oder daß boshafte Menschen ihm sein Eigenthum verderben; daß ein Vieh in seinen Güthern Schaden geht; daß das Wasser über seine Aecker oder Wiesen, ohne daß er es weiß, dahin schlemmt und dergleichen: so müßen wir, als rechtschaffene Menschen, und noch mehr als Christen, den Schaden zu verhüten suchen. Thun wir das nicht: so verletzen wir eine der vornehmsten Pflichten, die Nächstenliebe; so sind wir vor Gottes Gericht nicht viel beßer, als wenn wir unsern Bruder selbst um das Seinige gebracht hätten. Was ich hier vom Felde gesagt habe, gilt von jedem andern Eigenthume unsrer Mitbrüder. Wir sehen z. E. ein Stück Vieh in der Irre gehn, durch dessen Verlust der Besitzer desselben Schaden leidet, auf dessen Aufsuchung er Zeit verwendet, und dessen Wegseyn ihm Unruhe verursachet; was müssen wir da thun? Die Zeit, Mühe und Kosten scheuen, die die Heimschaffung des verirrten Thieres, oder

die

die Fütterung desselben bis zur Ausfindigmachung des Eigenthümers kosten möchte? — Nein! gebt es dem rechten Herrn wieder! Nehmt euch des fremden Guthes an, auch wenn es eurem Feinde gehören sollte. Das drückt Mose (2 Mos. 23, 4. 5.) folgendermaßen aus: Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irrt: so sollst du ihm denselben wieder zuführen. Wenn du den Esel des der dich hasset, siehest unter seiner Last liegen: so laß ihn nicht darunter stecken, sondern versäume gerne das Deinige um seinetwillen. Das nämliche wiederholt Mose an einem andern Orte (5. Mos. 22, 1 — 4.) und setzet hinzu: Wenn aber dein Bruder, dem das Gefundene oder Verirrte gehört, nicht nahe ist, und du kennest ihn nicht: so sollst du dasselbe in dein Haus nehmen, daß es bey dir sey, bis es dein Bruder suche, und du es ihm wieder gebest. Also sollst du thun mit seinem Vieh, mit seinem Kleid, und mit allem Verlohrnen, das dein Bruder (oder Nebenmensch) verliehrt und das du findest. — Wenn wir uns nun unpartheyisch prüfen, l. Z., ob wir diesem Gebote allezeit nachgekommen sind oder nicht: können wir uns da wohl alle das Zeugniß geben: Ja, ich habe nie meinen Nebenmenschen wissentlich Schaden zufügen lassen; ich habe mich bemüht, Freunden und Feinden das ihre zu behüten

und

und zu bewahren; das Beßte des gemeinen Wesens lag mir so nah am Herzen als mein eigenes: oder müßen nicht manche zu ihrer Beschämung gestehen, daß sie gar oft dem Schaden, der andern zugefügt wurde, nicht gesteuert haben, wo Sie's gar wohl gekönnt hätten? Ich denke immer, nur wenige werden sich ganz frey wissen; Manche aber, das weiß ich gewiß, werden in ihrem Herzen denken: ach Gott! was spricht man so viel vom Schaden verhüten, so lang noch viele Menschen sich kein Gewissen daraus machen, Schaden zu stiften! Leider, meine liebsten Zuhörer! Leider! ist das wahr, und fast glaube ich, manche Leute verschweigen den Diebstahl, und das Schadenanrichten andrer, bloß aus dem Grunde, weil ihr eigenes Gewissen von den nämlichen Fehlern nicht frey ist, und weil sie fürchten, der beleidigte Bösewicht möchte im Zorn auch entdecken, was er von ihnen weiß.

II.

Laßt mich also, nachdem ich etwas weniges von denen gesagt habe, die den Schaden, der andern zugefügt wird, nicht zu hindern verlangen, auch 2tens von denen reden, die selbst Schaden anrichten. Zuerst gehören hieher diejenigen, die aus Muthwillen oder Unüberlegtheit Schaden

thun,

thun, oder durch ihr Vieh thun laßen. Diese sind unter den Schlechten noch die Beßten. In die zweyte Klasse gehören diejenigen, welche den andern beschädigen oder um das Seine bringen, um sich selbst einen Nutzen oder irgend eine Bequemlichkeit zu verschaffen. In die dritte Klasse, rechne ich die häßlichen Unmenschen, welche die Güther ihres Nachbarn, ohne den geringsten Nutzen davon zu haben, bloß aus Bosheit und Schadenfreude ruiniren. Von diesen drey Klassen will ich also zum Schluße meiner Predigt noch etwas weniges sagen.

1. Die muthwilligen, dummen oder nachläßigen Leute, die die Güther ihrer Nebenmenschen aus Unüberlegtheit beschädigen, sind weniger schändlich und sträflich, als die andern obengenannten; nichts destoweniger aber sind sie doch nicht unsträflich; denn die dumme Unüberlegtheit ist gewöhnlich nicht sowohl ein Naturfehler, als vielmehr eine sündliche Gleichgültigkeit gegen das Glück oder Unglück des Mitmenschen, oder ein Leichtsinn, den man sich wohl abgewöhnen könnte. Wir dürfen dabey nur an die Plauderer denken, die an einem Geheimnisse ersticken möchten, bis es herausgesagt ist; die alles, was sie wissen und hören, wieder erzählen, ohne daß sie eben die Absicht hätten uns zu schaden: Sagt einmal,

werden

werden wir nicht dennoch recht herzlich böse über sie, ob sie gleich nicht die Absicht gehabt haben, uns Schaden zuzufügen, Ungelegenheiten anzurichten, oder uns sonst zu beleidigen? Das wendet nun auf die Leute an, die unsre Güther unachtsamer Weise beschädigen oder beschädigen laßen. — Ihr Vieh thut Schaden in jungen Schlägen, in Aeckern, an jungen Bäumen, in Weinbergen, an Hecken und dergleichen, während deß die Hüther leichtsinnig und unachtsam scherzen oder sich ruhig auf den Rasen hinstrecken. Ihre Absicht war nun freylich nicht eben, uns Schaden zu thun; aber wir leiden doch darunter, und sie denken so wenig an einen Schadenersatz, daß sie vielmehr dem Himmel danken, wenn sie nur nicht vom Rügamte dazu angehalten werden. Hört aber was Mose sagt: (2. Mos. 22, 5.) Wenn jemand einen Acker oder Weinberg beschädigt, daß er sein Vieh läßt Schaden thun in eines andern Acker, der soll es von dem Beßten auf seinem Acker und Weinberge wieder erstatten! Sollte wohl dieses so natürliche Gebot uns Christen nicht noch mehr angehn als die Juden? — Wo sind aber die Redliche, die einen solchen Schaden freywillig wieder erstatten? Halten es nicht die meisten wohl gar für Ungerechtigkeit, wenn sie von der Obrigkeit dazu gezwungen werden?

Eben

Eben so großen und zuweilen noch größern Schaden als die unaufmerksamen, leichtsinnigen Leute, deren ich eben gedacht habe, durch ihr Vieh thun laßen, richten sie oft selbst, aus blossem Muthwillen, an. Um ihre Stärke zu versuchen oder zu zeigen, stürzen oder brechen sie etwas nützliches zusammen, ein neugeschliffnes Beil zu probiren, hauen sie in den ersten beßten Baum, in ein Geländer oder was ihnen zunächst unter die Hand kommt; werfen auf Dächer oder nach Thieren und andern Dingen, wo der Wurf schaden kann; machen wohl gar den Versuch, durch Anstemmen, kleine Häuser zu rütteln *), und die Leute darin zu erschrecken. Um sich ein Vergnügen zu machen, beugen sie die schönsten Weidenäste zu einer Schaukel herab, ohne zu untersuchen, ob sie nicht dadurch vielleicht den ganzen, noch nicht genug erstarkten Stamm, Wurzellos machen und verderben. — Bey allem dem haben sie oft keine böse Absicht; sie überlegen den Schaden gar nicht, den sie anrichten; Aber eben das ist der Fehler, daß sie den Schaden nicht überlegen. Der Knecht im Kinderfreunde, der die neugeschärfte Pflugschaar jedesmal an den Bäumen einer Allee probirte, durch die er gehn mußte, wenn er von der Schmiede kam, that es wohl auch mehr aus

*) ein in Franken sehr gewöhnlicher Muthwille. Muth-

Muthwillen und Unüberlegtheit, als aus einem boshaften Herzen. Wurde ihm aber deßwillen die Strafe geschenkt? oder war die Strafe deßwillen unbillig? Noch hundert ähnliche Beyspiele könnte ich anführen. Möchten wir doch solche Exempel nicht auch zu Hunderten erleben! Möchte meine heutige Predigt besonders an der Jugend unsres Dorfes nicht fruchtlos seyn, und sie von allen Handlungen abschrecken, durch welche der Unüberlegte so oft das Eigenthum und die Seelenruhe seiner Mitbrüder verletzt!

2. Laßt uns nun, m. F., auch zweytens auf die Klasse von Menschen kommen, die nicht, wie die bisher angeführte, blos aus Unachtsamkeit und Muthwillen, (wobey selten ein Profit ist) sondern um ihres Vortheils willen Schaden anrichtet. In dieser Klasse stehen die verruchten Felddiebe und Diebinnen, die man leider! auch unter uns so häufig findet, oben an. Vor allen muß ich hier ein Wort an euch richten, ihr Knaben des Dorfs, die ihr den ersten Versuch zu klettern, gewöhnlich bey Gelegenheit eines Diebstahls macht; die ihr lüstern nach jeder Kirsche und frühgereiften Birne seht; nicht nur das Obst herabstehlt, sondern noch überdieß, um eines einzigen Apfels willen, einen ganzen Ast zerbrecht und zerschlizt — Wie wär' euch zu Muthe, wenn

ihr

ihr bey einer solchen Gelegenheit vom Baume stürzen, lange Schmerzen unter den Händen des Feldscherers erdulden, oder gar euern Geist aufgeben solltet? Doch daran will ich gar nicht denken; ein solches Herzeleid wolle der liebe Gott, mich, eure Aeltern und euch selbst nicht erleben laßen! Aber wißt: Mancher, der am Galgen gestorben ist, hat mit eben solchen Kleinigkeiten angefangen; denn, wer oft nur einen Apfel stiehlt, nimmt dereinst auch Geld, wenn er dazu kommen kann, heists im Kinderfreunde. Wenn ihr einmal groß werdet, selbst Güther bekommt, und wieder eben so bestohlen werdet, wie ihr jetzt andre bestehlt; dann werdet ihr erst einsehen lernen, daß der Dieb ein schändliches Ding ist, wie ihn Sirach nennt. Das 7te Gebot lernt ihr so frühzeitig in der Schule; aber was hilft es? So viel hilft's, daß ihr einmal doppelt gestraft werdet; denn der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, aber nicht darnach thut, soll doppelte Streiche leiden. Und kann ich mir etwas schändlicheres denken, als das, vor Gott und Menschen als ein Dieb bekannt zu werden? In einer benachbarten Grafschaft *) jagt man den reichsten Mann aus dem Lande, wenn er etwas auf dem Felde stiehlt, um dem verdammten Stehlen abzuhelfen; und

*) Castell.

ihr — ihr Jungen, die ihr in eurem Leben euern Mitmenschen vielleicht keinen Heller genüzt habt — ihr wollt dergleichen Laster ungescheut treiben? Aber ich fürchte immer, dem ersten von euch, der darüber angetroffen wird, steht eine Strafe bevor, die er nicht vermuthet. Doch was red' ich von Knaben allein, als ob nicht leider auch Erwachsene, ja zuweilen gar alte Personen im eisgrauen Kopfe, eben so handelten! Getreide, Obst, Gemüß und Gras und was sich erwischen läßt, ist nicht sicher vor ihrer Habsucht, und bey dem allen denken sie doch noch ehrliche Leute zu seyn, weil sie nur das Feld und nicht Häuser bestohlen haben. Mancher Dieb aber, der am Galgen weht, hat nicht so viel zusammengestohlen und ruinirt als sie. Bloß deßwegen, weil man von denen, die in unsre Häuser einbrechen, vermuthet, daß sie im Nothfalle auch würden gemordet haben, bloß deßwillen werden sie härter bestraft: ausserdem ist der Felddieb noch schändlicher als sie; denn vor dem Hausdiebe kann ich doch noch allenfalls meine Sachen zur Noth verwahren; aber Bäume, Wiesen, Aecker und Weinberge laßen sich nicht so verschliessen. Warum wird z. E. ein Diebstahl an Eggen und Pflügen so hart bestraft? Nicht wahr, deßwillen, weil man diese, ohne die größte Beschwerlichkeit, nicht alle Abende heim und in Si-

cher-

cherheit bringen kann, und folglich auf freyem Felde laßen muß? Noch weniger aber laßen sich die Früchte auf der Fluhr vor Dieben verwahren, und eben deßwillen ist ein Felddiebstahl gewißermassen schändlicher als ein andrer. Gut wäre es also, wenn auch bey uns mehr Strenge gegen dergleichen böse Menschen beobachtet, und nicht nur Geldstrafen, sondern auch Schandstrafen ihnen angesetzt würden. Wie gewissenlos wird in den meisten Waldungen gewirthschaftet! Der eine treibt heimlich sein Vieh in den jungen Schlag und läßt in ein Paar Stunden an jungen Schößlingen vielleicht dreymal so viel verderben, als sein Vieh werth ist; der andre haut, um eines Spannbengels willen, den schönsten jungen Baum ab, oder schält, um einen Rindenbecher für Erdbeeren zu bekommen, das schlankste Laßreiß, daß es elend verdirbt. Wie viel Betrug und Diebstahl wird besonders in vielen Waldungen von armen Leuten verübt, denen man, aus Barmherzigkeit erlaubt, das dürre Holz zu brechen! Wenn sie auch durch eine Bürde Holz dem gemeinen Wesen zehn Gulden schaden — das ist ihnen ganz gleichgültig. — Eine bequemere Fahrt oder einen bessern Fußpfad zu haben, fahren, reiten und gehn manche Leute, ohne dringende Noth, über Wiesen und Aecker weg, und ruiniren sechsmal so viel an Gras und Ge-

treide als ihre Fahrt, ihr Ritt oder Gang werth ist. Eine einzige Birne hängt noch in einem Garten; Um ihrer willen bricht man den Zaun durch und wirft den ganzen Ast zu Schanden, bis man endlich seine Absicht erreicht oder die Birne zerschmettert hat. Halbreife Trauben reißt man vom Stocke; genießt etliche Beeren davon und wirft den unreifen Ueberrest auf den Boden. — Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich nur die Exempel alle anführen wollte, die mir während des Redens einfallen.

3. Drittens muß ich nun auch noch von den verabscheuungswürdigen Unmenschen reden, die sich die teuflische Freude machen, andern ihr mit vieler Mühe bebautes und bepflanztes Eigenthum zu ruiniren, ohne selbst den geringsten Vortheil davon zu haben, blos in der Absicht, den Eigenthümer zu kränken, oder sich an ihm zu rächen. Hieher gehören vor allen andern die Bösewichte, welche aus Rachsucht und Schadenfreude junge Bäume wurzellos drehen, abknicken, abhauen, abschälen und sonst beschädigen. O, weinen möcht' ich, wenn mir ein solcher Anblick vor Augen kommt, wenn ich einen jungen schlanken Baum, mit seinen Erstlingsfrüchten, durch eine solche Bosheit verwelken sehe; wenn ich mir denke, wie mancher arbeitsame Mensch sich durch seine

Früchte erquickt, wie mancher Kranke sich damit würde gelabt haben; wenn ich die Freude des fleissigen Mannes mir vorstelle, der die Bäume gepflanzt, und sich an ihrem guten Wachsthum ergetzt hatte. — Wenn ich erst diese mit seinem Verdruße vergleiche, den er über die Zerstörung empfinden muß; wenn ich den Schaden berechne, der durch eine solche Schandthat angerichtet worden ist, indem nun alle Früchte verlohren sind, die der Baum künftig durch viele Jahre würde gebracht haben; wenn ich denke, daß der Eigenthümer vielleicht nun zu verdrüßlich geworden ist, neue Bäume zu pflanzen und zu pfropfen: o da empört sich mein Innerstes und ich würde schwerlich für die rachsüchtigen Verwüster beten können: "Vater vergib ihnen!" wenn mir nicht zugleich einfiele, was der sanftmüthige Stifter unsrer Religion zu diesen Worten hinzugesetzt hat: "sie wissen nicht was sie thun!" Mose, der weise Gesetzgeber, gebietet den Israeliten ausdrücklich, nicht einmal im Kriege, dergleichen Bosheiten an fruchtbringenden Bäumen zu begehn, indem er sagt: (5. B. Mos. 20, 19.) Wenn du vor einer Stadt lange Zeit liegen mußt, wider die du streitest, sie zu erobern: so sollst du die Bäume nicht verderben, daß du mit Aexten daran fahrest: denn du kannst davon essen, darum sollst du sie nicht ausrotten. — So sollten

die Israeliten im Kriege handeln — so sollten Feinde handeln in Feindesland, und Ortseinwohner handeln im Frieden nicht so schonend gegen ihre Mitbrüder!! Noch vor 50 — 60 Jahren war das Handabhauen darauf gesetzt. Die Strafe war freylich zu streng. Sie beweiset aber wie abscheulich eine solche That in den Augen der Gesetzgeber und aller rechtschaffenen Leute war. Um sich an einem seiner Feinde zu rächen, tritt man ihm sein Blumenbeet danieder, reißt seine Pflanzen aus der Erde, befleckt sein neubeworfenes und betünchtes Haus mit Koth; zerbricht oder verdirbt ihm seine Geräthschaften oder beschädigt sonst etwas an seinen Güthern.

O, der entsetzlichen Menschen! o der Schadenfreude! Deutschland scheint, in Ansehung der Verwüstungsbegierde, überhaupt die meisten andern Länder zu übertreffen. Der Muthwille, die Habsucht und die rachsüchtige Bosheit eifern in die Wette miteinander. Gott sey indeß gelobt, daß es dergleichen Bösewichte nur wenige gibt! aber ein Einziger in einem Dorfe, bringt Schadens genug, und wahrlich! das Zuchthaus wär' ein zu gelinder Aufenthalt für einen solchen Buben, der nicht nur selbst nichts Gutes stiften mag, sondern auch andre verhindert, daß sie nichts Gutes stiften können, oder sie doch wenigstens zu verdrüßlich

macht,

macht, um aus allen Kräften an gemeinnützigen Verbeßerungen ferner zu arbeiten. Recht heißt es da, wie Salomo sagt: Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes! (Pred. Sal. 9, 18.)

O, meine Freunde! so wollen wir denn uns nicht nur selbst hüten, unter die Zahl dieser lasterhaften Menschen zu kommen; wir wollen uns auch Mühe geben sie zu beßern. Als Aeltern, Vormünder, Vorgesetzte oder Lehrer, wollen wir die strengste Aufsicht haben, über die uns anvertraute Jugend. Recht oft wollen wir sie ermahnen, jedem das Seine zu laßen und keinem Menschen einen Schaden zuzufügen; Frühzeitig wollen wir sie anhalten zur uneigennützigen Dienstfertigkeit; Wir selbst wollen ihnen mit guten Beyspielen vorleuchten; wollen ihnen oft insgeheim nachgehn, um zu sehen, ob sie unserm Beyspiele folgen. Die kleinste muthwillige Beschädigung, die sie, als Kinder, ihren Cameraden an einem Spielwerke zufügen, wollen wir schon bestrafen, und sie zum Wiederersatz anhalten, damit sie in der ersten Jugend, so lang sie noch beugsam sind, schon gezogen und zur Treue gewöhnt werden; denn wahr sagt das Sprichwort: Jung gebogen, recht gezogen! Noch strenger wollen wir gegen sie seyn, wenn sie einmal zu beßerm Verstande kommen, und an fremden Güthern durch ihr Vieh Schaden

thun laßen, oder wohl gar durch Diebstahl und Muthwillen selbst thun. Jeder kleine Vorfall von der Art soll uns wichtig genug seyn, ihn aufs ernstlichste zu ahnden. Kurz, wir wollen alles anwenden, um für die Zukunft recht gute, arbeitsame und gemeinnützige Bürger zu ziehen; wollen zu ihren Fehlern und Jugendlastern nicht stille schweigen, wie Eli, dem Samuel mit Gottes Strafe droht: Ich will Richter seyn über dein Haus ewiglich, um der Missethat willen, daß du wußtest wie deine Kinder sich schändlich hielten, und du doch nicht einmal sauer dazu gesehen hast. (1. Sam. 3, 11-13.) Aber nicht nur gegen leibliche Kinder oder Untergebene wollen wir beßer handeln als Eli, sondern auch gegen solche, die unsrer Aufsicht so eigentlich nicht anvertrauet sind. — Können wir selbst keinen großen Nutzen stiften: so können wir doch wenigstens Schaden verhüten. Ja! das können wir alle, das wollen wir auch; wollen es gegen Freunde und Feinde, gegen Bekannte und Unbekannte; denn —

Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind Eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern
Und schone seiner Güther!
Gott schuf die Welt nicht blos für Mich;
Mein Nächster ist sein Kind wie ich.
Amen!

Dritte Predigt.

Von der Anhänglichkeit ans Alterthum in der Haus- und Feldwirthschaft.

Ueber 1. Thessal. 5, 21.

gehalten

am 5 Sonntage nach Trinitatis.

Unser heutiges Evangelium, m. l. Z., enthält die Geschichte von dem reichen Fischzuge, den Petrus mit seinen Freunden im See Genezareth gethan hat. Die guten fleißigen Leute hatten schon eine ganze Nacht auf dem Wasser zugebracht, hatten die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Nun kam unser Heiland, bediente sich ihres Kahns oder Schelches, um aus demselben das Volk zu unterrichten, welches sich wahrscheinlich, so lange er am Ufer gestanden war, zu nahe gedrängt und den Schall seiner Rede zu sehr aufgehalten hatte. Petrus und seine Gefährten waren über die vergebliche Nachtarbeit so wenig verdrossen, daß sie mit Freuden ihren Schifferkahn zum Lehrstuhle machen ließen und mit Begierde dem Lehrer der Menschheit selbst zuhörten. Nach geendetem Unterrichte wollte sie nun Christus, der Menschenfreund, auch belohnen und zwar auf eine solche Art, daß sie zugleich von seinen erhabenen Vorzügen überzeugt und willig gemacht werden sollten, ihm als eifrige Schüler und Religionslehrer nachzufolgen. Fahret auf die Höhe, sprach er, (d. i. weiter in den See hinein) auf daß ihr einen

Zug

Zug thut! Ach, lieber Herr, versetzte Petrus, wir haben schon die ganze Nacht vergebens gearbeitet, und also wird wohl bey Tage noch weniger auszurichten seyn; doch auf dein Wort will ich das Netz noch einmal auswerfen! Im Morgenlande, wo es bey Tage sehr heiß ist, arbeiten die Leute überhaupt gerne in der kühlen, mondhellen Nacht; am liebsten aber thun das die Fischer, so wie auch bey uns, weil, wenn man eine Laterne oder Fackel am Schifferschelche ausstekt, die Fische gern an den hellen Orten zusammen kommen, und leichter zu fangen sind. Wäre nun Petrus ein eigensinniger Mensch gewesen, der sich von niemand hätte wollen einreden laßen: so würde er gesagt haben: lieber Herr! das Fischen ist meine Profession, die ich von Jugend auf getrieben habe, folglich muß Ich am beßten wissen, ob hier etwas anzufangen ist oder nicht. Du, lieber Meister, bist ein Gelehrter, und in dem Stücke traue ich dir alles zu; was aber mein Handwerk betrift, da muß Ich wißen, was man zu thun hat. Ist das Fischen bey Nacht so übel eingeschlagen: so geht es bey Tage gar nicht, das ist eine alte Erfahrung ꝛc. — Auf diese Weise wäre denn aus dem ganzen Zuge nichts geworden, den er auf Befehl Christi gethan hat. Als ein gescheider Mann, wollte er aber doch wenigstens zusehen, was da heraus-

herauskommen würde, und zum Lohne beschloß er eine solche Menge Fische, daß die Netze fast darüber zerrissen.

Als ich das Evangelium durchlas, fielen mir die Landleute ein, die sich in ihre Handthierung schlechterdings nichts wollen einreden laßen, die nichts hören und sehen mögen, was dem alten Herkommen zuwider ist. Ach, sagen sie, hat's nach der alten Weise nicht recht gut gethan: so gehts nach der neuen gar nicht. — Aber hat es denn nicht dem Petrus auch unwahrscheinlich geschienen, daß er so glücklich werden sollte durch Befolgung des Rathschlags, den ihm Christus gab? und doch war es so! Daraus wollen wir also lernen, das Wort anderer Leute nicht immer, unüberlegter Weise, zu verachten, sondern der Ermahnung Pauli nachzuleben:

Prüfet alles und das Gute behaltet!

Diese Worte, die im 5 Kap. des 1. Briefs an die Thessalonicher im 21 Verse stehn, beziehen sich freylich im Zusammenhange nicht auf die Landwirthschaft, sondern auf die Religionsvorträge gewisser Leute, die sich zu Pauli Zeiten göttlicher Offenbahrungen rühmten. Verwerft nicht gerade zu alles was sie euch sagen, ermahnt der Apostel; aber nehmt es auch nicht leichtgläubig für göttliche

Wahr-

Wahrheit an, sondern prüfet alles und behaltet das Gute. Diesen Rath, liebe Zuhörer, muß man indeß nicht nur in Religions-Sachen, sondern auch im gemeinen Leben, besonders in der Landwirthschaft befolgen. Auf diese letztere werde ich heute die vorgelesenen Worte, welche der Predigt-Text seyn sollen, namentlich anwenden und zeigen

Daß man Neuerungen in der Haus- und Feldwirthschaft nicht schlechterdings verwerfen, sondern unpartheyisch prüfen müsse.

Wir werden bey dieser Gelegenheit darüber nachdenken,

woher die ausserordentliche Anhänglichkeit an das hauswirthschaftliche Alterthum bey manchen Leuten kommt,

und zugleich sehen,

ob die Leute gescheid handeln, welche gar nichts Neues in der Landwirthschaft probiren wollen.

Meine lieben Freunde! Wenn ich heute von der Anhänglichkeit an das alte Herkommen in der Haus- und Feldwirthschaft mit euch rede: so brau-

che

che ich wohl nicht erst zu beweisen, daß viele mit diesem Fehler behaftet sind; denn das lehrt die tägliche Erfahrung. Selbst gelehrte Leute können sich nicht allemal von der Anhänglichkeit ans alte Herkommen los machen, wenn sie auch noch so sehr überzeugt sind, daß das Neue besser ist als das Alte. Ich weiß wohl, daß es sogenannte Projectmacher gibt, die alles verbessern wollen und gleichwohl alles verschlimmern; das sind aber Leute aus der verkehrten Welt. Eine Sache ist deßwillen, weil sie alt oder neu ist, weder schlimm noch gut; Kluge Leute prüfen daher alles und behalten das Beßte. So sollten wir es also auch in Ansehung der Vorschläge machen, die zum Vortheile der Haus- und Feldwirthschaft bisher gethan worden sind. Meistentheils sind aber die Leute ganz blindlings gegen alle Neuerungen eingenommen, sie mögen gut oder schlecht seyn. Laßt uns also einmal sehen, woher es kommt, daß viele Landleute so steif und fest über ihren alten Einrichtungen halten, und obs klug ist, alles Neue blos deßwillen zu verwerfen, weil es neu ist, ohne es zuvor untersucht zu haben. In den Zeiten da noch nicht so viel Menschen in der Welt waren, und da man noch nicht so viel brauchte als jetzt, hatte man eben nicht nöthig so gar ernstlich auf Verbeßrung der Landwirthschaft zu denken, weil

es einem bey dem Ueberfluß an Feld und bey so wenig Menschen, die davon lebten, beynahe gar nicht fehlen konnte. Da sich aber die Menschen und ihre Bedürfnisse immer vermehrten, die Erde aber doch nicht größer wurde: so fand man Noth, auf klügere Einrichtungen zu denken, und Feld und Vieh vernünftiger zu benützen. In unsern Tagen ist dieß besonders nöthig, weil man in allen Ständen besser lebt, sich besser kleidet, bessere Wohnungen und Hausgeräthe haben will, und überhaupt der Ausgaben mehr findet als ehehin. Das haben nun viele kluge Landwirthe beherzigt, und nachgedacht, wie man es wohl einrichten könnte, um seine Güther einträglicher zu machen. Sie fiengen also an, so wohl mit dem Feldbau als mit der Viehzucht, es anders zu halten als gewöhnlich. Manchmal schlug es ihnen freylich fehl; öfter aber gelang es ihnen so ungemein gut, daß viele aus ihrem Feld und Vieh noch einmal so viel herausbrachten als ehmals. Ich habe selbst schon vielen unter euch davon erzählt; Ihr wißt auch zum Theil aus einigen Büchern und Kalendern, daß jetzt gewaltig viel von Abschaffung eines Theils der Brache; von Vertheilung überflüßiger Futterplätze, vom Kleebaue, von der Stallfütterung und von hundert andern landwirthschaftlichen Einrichtungen und Kunstgriffen geredet und geschrieben wird.

wird. Die Rathschläge, welche kluge Landwirthe aus Erfahrung gethan haben, sind bereits an verschiedenen Orten befolgt und einträglich befunden worden, wovon ich ein andermal mehr sagen werde. Wie kommts denn nun aber, daß, so gern auch jeder reich werden möchte, doch so selten ein einziger eine Verbesserung probiren mag, die ihm empfohlen wird? Wie kommts, daß die meisten immer beym Alten bleiben, und zu keiner Veränderung in ihrer Haus- und Feldwirthschaft zu bringen sind?

Um diesem Starrsinn eher auf die Spur zu kommen, wollen wir einmal hören, was die meisten Nachbarn dazu sagen, wenn man ihnen neue Einrichtungen in ihrer Feldwirthschaft anräth. Ich will es versuchen, ob ich in ihrem Namen und aus ihrer Seele heraus, antworten kann. Sie würden ungefähr so sagen: Weil ich auf der Welt bin, hab ich's so oder so getrieben und bin dabey nicht Hungers gestorben, und meine Nachbarn um und um treiben es eben so. Mein Vater und Großvater sind bey meiner Mode reiche Leute geworden; was soll ich jetzt erst anfangen neue Sachen zu lernen, oder zu treiben, Geld hineinzustecken, und mir so viel neue Sorgen auf den Hals laden? und am Ende wird viel herauskommen! daß doch die neuen Weisheiten immer klüger seyn wollen als

die Alten! Wenn an ihren Verbesserungen etwas wäre: so würden unsre Vorältern sie längst gemacht haben, denn es geschieht nichts neues unter der Sonne. Was die übergescheiden Neulinge jetzt probiren, ist also gewiß schon längst probirt worden; weil es aber nichts taugte: so mußte man wohl beym Alten bleiben. — Hab' ich's getroffen oder nicht? Ich denke fast, es soll nicht viel fehlen. Aus diesen Alltags-Entschuldigungen wollen wir nun die Gründe heraus suchen, um deren willen so viele Landleute, bis auf ihren lezten Lebenshauch, unabänderlich am alten Herkommen hängen, und keine Verbesserung der Haus- und Feldwirthschaft unternehmen mögen.

I. Vornehmlich ist daran Schuld die irrige Meynung, daß gar keine Hauptverbesserung der Landwirthschaft möglich sey, und der Grund dieses Irrthums liegt in der Erziehung. "Weil ich auf der Welt bin, hab' ich es so oder so getrieben," heißt es. In der Schule werden die Kinder eben so wenig, oder wohl noch weniger als zu Hause, zum Nachdenken angehalten, wenn sie nur ihren Katechismus ohne Verstand lernen. Da nun der Verstand vieler Leute von Jugend auf brach liegt; so ists kein Wunder, wenn sie nicht begreifen können und wollen, warum sie von ihrer alten Heerstraße, in dem oder jenem

Stücke,

Stücke, abgehn sollen. Wer nicht geübt ist versteht wenig, sagt Sirach. (Kap. 34, 10.) Im Hause der Aeltern ist bey Mannsgedenken keine Veränderung vorgefallen. Alle Hausgeräthe, von Bett und Kleiderschrank an, bis zum kleinsten Bedürfnis herunter, haben ihren angewiesenen Ort schon vom Grosvater her; Nirgends wird eine Veränderung, weder Verschlimmerung noch Verbesserung, vorgenommen, und folglich halten die Kinder alles für so unveränderlich im Hauswesen, als den scheinbaren Jahrslauf der Sonne am Himmel. Daher kommt es, daß viele sich einbilden, es könne nichts verbessert werden, weil die Vorältern die Verbeßrung nicht schon vorgenommen haben. Das ist aber grundfalsch. Die Welt muß nothwendrg immer weiser werden, je länger die Menschen nachdenken, und ihre Wissenschaften, Geschäfte und Einrichtungen, vollkommner zu machen suchen. Immer wird etwas hinzugesetzt, immer etwas verbessert, und so muß nothwendig erst alles nach und nach zur Vollkommenheit gelangen. So gab es eine Zeit, wo man gar nichts von einer Maschine wußte, mit der man die Stunden abmißt; In der Folge aber erfand man Uhren oder Zeitmesser, die mit Wasser oder Sand gefüllt waren. Weiter hin verfiel man darauf, aus Rädern, zeitmessende Maschinen

zusammenzusetzen; aber sie waren noch unvollkommen. Ein Künstler kam indeß nach dem andern und besserte etwas daran, bis man endlich Uhren bekam, die richtiger giengen und sogar Minuten und Sechzigtheils-Minuten, oder Sekunden zeigten. Jezt hat man es so weit in dieser Kunst gebracht, Uhren zu verfertigen, die sogar den Stand und Lauf der Erde, des Mondes, und der Planeten mit angeben. Wer wird denn nun leugnen, daß die Menschen in diesem Stücke geschickter geworden sind? Und wer wird nicht hoffen, daß man es in Zukunft noch weiter bringen werde? — Wie es nun in dieser einzigen Geschicklichkeit immer weiter kam, so ist es beynahe in allen andern Dingen gegangen; so hat auch die Haus- und Feldwirthschaft viele Verbesserungen erhalten. Falsch, grundfalsch ist es also, wenn man sich einbildet, wie es jezt ist, so wäre es immer gewesen. Nein, l. Z., es gab eine Zeit, wo man in Deutschland von keiner guten Obstart etwas wußte, wo man Eicheln, Holzäpfel und Birnen aß, ohne an das Einpfropfen eines geschlachtern Obstes zu denken. Allmählig fieng man erst an, beßre Früchte aus fremden Gegenden in unser deutsches Vaterland zu bringen und einheimisch zu machen. Zu den Zeiten unsrer Ur-Ur-Großväter wußte man noch von vielen Früchten nichts,

die

die man jezt für Menschen und Vieh zum größten Nutzen baut und für unentbehrlich hält. Ich könnte deren gar manche nennen; aber ich will nur der gemeinnützigen Erdäpfel gedenken, die erst vor etwa 200 Jahren aus Amerika nach England gebracht worden sind, und in unserm Deutschlande kaum seit 100 Jahren gebaut werden. Wären nun unsre Vorfahren so hartneckig gewesen, wie manche von ihren Enkeln sind; hätten sie nichts Neues einführen, sondern nur immer beym Alten bleiben wollen: so pflanzten wir diese nüzliche Frucht noch heute nicht, und in der Theurung, zu Anfang der siebziger Jahre, hätten ohne sie, viele tausend Menschen des Hungers sterben müssen. Haben denn unsre Vorfahren, die in der That, im Ganzen genommen, viel unwissender sind erzogen worden als unsre jezigen Landleute, haben diese sich zu so manchen nützlichen Veränderungen in ihrer Haus- und Feldwirthschaft bequemt: so wär' es doch fürwahr Schande für uns, wenn wir sie nicht durch Bereitwilligkeit zu landwirthschaftlichen Verbeßrungen überträfen. An dieser Bereitwilligkeit würde es auch gar nicht fehlen, wenn das Volk fremde Landesgegenden, wo manches ganz anders behandelt wird als bey uns, gesehen und kennen gelernt hätte; daran fehlt es aber fast durchgängig. Zwar reisen junge Hand-

werksleute sehr häufig in fremde Länder; aber diese bleiben gewöhnlich bey ihrer Profession, halten sich meistens in Städten auf, und kümmern sich wenig um die Landwirthschaft. Wär' es nun gewöhnlich, daß auch Bauersknechte so weit in der Welt herumdienten, und nicht immer in ihrem Geburts-Orte, oder doch wenigstens in der Nähe desselben blieben; oder möchten reiche Bauersleute das Geld aufwenden, ihre Söhne durch einen Theil Deutschlands, zum Beßten der Landwirthschaft reisen zu lassen: so würde der Feldbau gar manches gewinnen. Die Leute würden dann die Einrichtungen verschiedener Gegenden miteinander vergleichen, würden allerley in ihrem Vaterdorfe, oder wo sie sonst hinkommen, probiren, und sich leicht zu Verändrungen von jeder Art entschließen, weil sie schon so viele Verändrungen in ihrem Leben gesehen haben; — Kurz, sie würden, wie unser Text sagt, alles prüfen und das Gute behalten.

II. Zu den oberwähnten Gründen, die meistens, oder alle, in der Erziehung liegen, kommt noch eine Art von Faulheit, welche fast eben so sehr einer verbesserten Landwirthschaft entgegen steht.

Ach, was soll ich da wieder w neues lernen und meine Handthierung, die mir einmal geläufig

läufig ist, anders einrichten? heißt es gemeiniglich bey neuen Vorschlägen, und dem der sie macht, geht es fast wie dem Manne im Kinderfreunde, der einen neuen Pflug einführen wollte. Was ist nun das aber anders als Faulheit? Ey nein doch! sagen andre, gar gerne wollten wir etwas neues lernen; aber das Alte hat man einmal in der Uebung, folglich geht es besser von Statten. Ueberdieß hat man ohnehin so viel Arbeit über dem Halse; soll man sich mit den neuen Einrichtungen noch mehr zuziehen? — In all' den Fällen haben aber die guten Leute unrecht. Alles in der Welt will gewohnt seyn: Die beßte Einrichtung ist einem ungattlich, wenn man sie erst anfängt; aber wenn sie einmal im Gang ist, geht sie desto leichter. Ich wollte darauf wetten, wenn ihr Zeitlebens eure Aecker mit dem Karst umgegraben hättet, und wüßtet nichts von einem Pfluge: so würde euch das Ackern anfänglich so fremd und unbequem seyn, daß ihr fast lieber den Karst wieder zur Hand nähmet. Wer wird denn aber deßwillen glauben, daß das Umhacken bequemer sey als das Pflügen? Wer wird ein neues Geschirr oder Werkzeug deßwillen verwerfen, weil man noch nicht damit umzugehn weiß? Taugen etwa die Werkzeuge des Handwerkers nichts, weil nicht jeder Bauer sie gebrauchen kann? Gesetzt aber wir

hätten auch mit gewissen neuen Einrichtungen mehr Arbeit; so tragen sie dafür auch mehr ein, und folglich könnte man, im Nothfalle, gar wohl einen Knecht oder eine Magd mehr darauf halten. Ueberdies ist es nicht einmal wahr, daß man einem sonderlich viel Arbeit mehr zumuthet als gewöhnlich; im Gegentheile hat man oft deren noch weniger. Einen Theil der Brache jährlich mit Klee zu besäen, macht z. E. wenig mehr Arbeit als das Brachen ohne Saat, und der häuffige Anbau des Klees und andrer Futterkräuter erleichtert die Herbeyschaffung der Nahrungsmittel fürs Vieh. Also ist sogar Bequemlichkeit hier mit dem Vortheile verbunden. Man kann nun einige Stücke Vieh mehr im Stalle füttern, und dadurch den so nöthigen Dünger vermehren; Man erspart eine Menge Zeit, welche das weibliche Geschlecht an das kärchliche Zusammensuchen des Grases verwenden muß; Man zieht mehr junges Vieh nach, und kann das, welches man ohnedieß unterhält, reichlicher ernähren. Ist das nicht Gewinns genug? Alte Leute des Dorfs können sich noch wohl der Zeiten erinnern, da man hier die Hälfte weniger Vieh gehalten und gewiß ein Drittheil weniger Getreid gewonnen hat, als jetzt. Diesen Gewinn aber danken wir einig und allein dem vermehrten Fleiße und dem vernünftigen Nachdenken. Dieses

Nach-

Nachdenken hat unter andern auch die Leute belehrt, daß man in Ansehung des Daransatzes nicht geizen müsse.

III. Und dieser sinnlose Geiz war und ist noch eine Hauptursache der so gemeinen Anhänglichkeit an die alten Gewohnheiten. "Alles wollte man gern, sagen Manche, wäre nur der Daransatz nicht! Woher soll der Mittelmann Geld nehmen?" — Mehr daran setzen, als man herausschlägt, würde allerdings Thorheit seyn; aber eben so groß ist die Thorheit, wenn man einen verhältnißmäßig geringen Daransatz an einen großen Gewinn nicht wagen will. Ich erinnre mich selbst noch der Zeiten, da die Bauern unsers Dorfes ihren Aeckern den Dünger abgeizten und ihr Stroh zum Theile verkauften. Warum geschieht das jezt nicht mehr? Es ist doch auch Daransatz. — Die Leute haben berechnet, daß der Gewinn an Früchten, den Daransatz an Dünger überwiegt. Wenn also eine landwirthschaftliche Neuerung vorgeschlagen wird, die etwas mehr Aufwand fordert, als die bisherige Weise: so muß man sie nicht schlechtweg verwerfen, sondern nachrechnen, ob man in der Folge dabey gewinnt oder verliert. Dazu kommt noch, daß unsre denkenden Landwirthe viele Vorschläge thun, die sogar den Aufwand verringern. Sie sagen z. E.: kauft weniger

Aecker

Aecker und baut diese desto besser! Wenn also auch die beßre Verpflegung des Landes mehr Arbeit und Geld forderte: so hat man ja auf einer andern Seite schon wieder den Daransatz dreyfach erspart, indem weniger Güther auch weniger im Ankaufe kosten, und doch eben so viel abwerfen, als noch einmal so viel schlechter bestellte.

Doch, es gehört nicht zu meiner Absicht, die Fälle einzeln anzuführen, in welchen die Anhänglichkeit an das hauswirthschaftliche Alterthum schädlich ist. Nur so viel wollte ich zeigen, daß es eine Schande sey für sonst vernünftige Landleute, wenn sie wider alles Neue, blos aus Trägheit, oder aus Starrsinn, oder aus Geiz aufgebracht sind, und alles für schlecht halten, was nicht schon die Urgroßväter eben so getrieben haben. Daß zuweilen eine neue Probe mißlungen und umgeschlagen hat, worauf sich so viele berufen, darf gar keinen abschrecken. Einmal kommts noch darauf an, ob die Probemacher alles wohl überlegt und recht angegriffen haben; dann schlägts ja gar oft nach der gewöhnlichen Art auch fehl, wenn die Wittrung, das Land, oder sonst etwas nicht günstig ist; endlich müßen alle neuen Sachen erst probirt werden, und die Probe macht man ja gern im Kleinen, daß, im unglücklichen Falle, der Schade nicht groß wird. Ueberdieß wäre es gut,

wenn

wenn nur die Leute zu bewegen wären, solche Einrichtungen nachzumachen, die schon längst gut befunden sind.

Zum Schluße muß ich noch eine Frage beantworten, die vielleicht doch hier und da einer in seinem Herzen aufgeworfen hat, die Frage nämlich: Schickt sich denn aber auch so eine Untersuchung, wie die heutige war, auf die Kanzel, und hat so was auch einen geistlichen Nutzen? — Viele meiner Zuhörer würden mir freylich die Antwort gerne schenken, weil ihnen alles lieb ist, was Nutzen schaft; aber die Meynungen sind verschieden. Um der Andern willen, die sich vielleicht in ihren Herzen darüber aufhalten, muß ich also noch die obigen Fragen beantworten. Seht, Freunde! wenn ich euch, Jahr aus Jahr ein, solche Predigten hielte: so würde sichs freylich nicht schicken, weil darüber der Unterricht vieler Religionswahrheiten unterbliebe, die ich selbst für wichtiger halte als meinen heutigen Vortrag. Aber manchmal eine solche Predigt anzuhören, bringt der Bibel keinen Nachtheil, da sie ohnehin Jahr aus, Jahr ein getrieben wird. Und dann ist es noch eine Frage, ob nicht solche Predigten dem Christenthume vortheilhafter sind, als hundert andre, die man auf allen Kanzeln hört. Die

An-

Anhänglichkeit an das alte Herkommen war ein Haupthinderniß der Ausbreitung unsrer Religion. Weil unser Heiland und seine Jünger Lehren vortrugen, die mit den damaligen jüdischen und heidnischen Religionsbegriffen nicht übereinstimmten: so waren sie den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit. — Er lästert Gott! schrie das Volk, schrien die Priester, wenn sie die beglückenden Wahrheiten hörten, zu denen wir uns jetzt bekennen. Sie wollten das Neue nicht prüfen und das Gute behalten, sondern es ungeprüft verwerfen, weil es neu war. Wer also beweiset, daß es in allen Dingen immer besser werden könne und müsse, der leistet auch unsrer Religion einen wahren wesentlichen Dienst, denn in Ansehung der bessern Einsicht in ihren Geist muß es immer weiter kommen; das Volk muß einsehen lernen, daß es bürgerliche und kirchliche Neuerungen, und vernünftigere Vorstellungen der schon bekannten Wahrheit, gibt, die allen Beyfall verdienen. Ueberdieß ist es eine Frage, ob nicht die Apostel Jesu, wenn sie jetzt unter uns lebten, und nicht mehr so viel, als zu ihren Zeiten, mit wichtigern Irrthümern zu kämpfen hätten, eben solche Vorträge halten würden. Nach meiner Meynung ist jede Wahrheit, eine christliche Wahrheit, die sich aus den Grundsäz-

zen des Christenthums ableiten läßt, und ein Haupt-Grundsatz des Christenthums ist der, den unser heutiger Text aufstellt: Prüfet alles und das Gute behaltet! — Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, keine Pflicht verdiene eine Christenpflicht genannt zu werden, die nicht mit ausdrücklichen Worten im Neuen Testamente vorkommt. Die Apostel schränkten sich eben auf solche Pflichten ein, die zu ihren Zeiten die nothwendigsten waren, und die sie, nach Zeiten und Umständen, besonders einschärfen mußten. Sie dachten aber gewiß nicht daran, den künftigen Lehrern das Recht zu nehmen, auch andre Pflichten und Wahrheiten vorzutragen, die nach den neuern Zeiten und Umständen würden nöthig werden. Wie Sie nach den Bedürfnissen ihrer Zeiten arbeiteten, so arbeiten wir nach den Bedürfnissen der unsrigen.

Nächst dem denke ich immer, daß es uns Menschen ums Zeitliche doch auch ein wenig zu thun seyn dürfe, weil wir so lange wir leben, Essen, Trinken, Häuser, Kleider, Vieh, Geräthschaften und dergleichen mehr haben müßen. Brauchen wir nun das alles so nothwendig, so kann es dem lieben Gott unmöglich mißfallen, wenn wir auch zuweilen in seinem Hause vom zeitlichen Fortkommen und von allerley leiblichen

Ver-

Verbeßrungen mit einander reden. Noch mehr: aus wessen Munde sind unsre Sonn- und Feyertags Evangelien genommen? Nicht wahr, aus dem Munde Christi? Schickt es sich nun, von der Kanzel herab z. E. die Lehre unsers Heilandes vorzulesen, wie man sich bey Gastereyen aufführen soll, wie man sich nicht soll oben an, sondern lieber unten an setzen ꝛc. warum sollte sichs nicht schicken, den Zuhörern auch von der Kanzel herab zu sagen, wie sie sich in ihrer Hauswirthschaft, und vorzüglich bey guten hauswirthschaftlichen Rathschlägen zu verhalten haben? Wenn Christus, in seinen Lehrvorträgen, immer seine Gleichnisse von Haushaltern, Knechten, Arbeitern, Hirten, Aeckern und Weinbergen, von Blumen und Wiesen, von Ochsen und andern Thieren, von Vögeln und Ameisen und dergleichen hernimmt, und diese Gleichnisse oft so weitläuftig ausführt: so kann es wahrlich nicht so ganz unschicklich seyn, manchmal recht hauptsächlich von der Hauswirthschaft zu reden und z. E. dem Fehler entgegen zu arbeiten, den so viele Landleute zu ihrem eigenen Schaden begehn, daß sie in ihrer Wirthschaft immer beym Alten bleiben, und keinen Schritt von der herkömmlichen Einrichtung abgehn wollen. Ueberdieß ist es sogar ein Stück des Gottesdienstes, wenn wir der Welt durch gute Einrichtungen

Nutzen

Nutzen schaffen. Je mehr wir selbst erwerben, desto besser können wir den unsrigen in der Welt forthelfen, desto leichter können wir den Dürftigen Gutes thun. Je mehr gute Anstalten wir befördern, desto seltner muß der Mangel und die Dürftigkeit auch unter denen werden, die des Bettelns sich schämen, und an jenem Tage wird unser Heiland auch zu denen, die so gute Einrichtungen gemacht oder unterstützt haben, sagen: Ihr habt meine hungrigen, durstigen, hauslosen und nackten Brüder gespeißt, getränkt, beherbergt, und bekleidet, indem ihr so gute Anstalten zum Beßten der Menschheit getroffen habt. — Damit aber auch hier die Namen solcher nachdenkenden und fleißigen Landwirthe im Andenken bleiben, will ich sie in unserm Pfarrbuche ganz ausdrücklich bemerken, und dazu schreiben, was jeder von ihnen neues und nützliches eingeführt oder eifrig unterstützt hat, auf daß die Ur:Ur:Enkel noch die würdigen Namen ihrer Vorältern erfahren, denen sie so manche gute Anstalt, und so manchen hauswirthschaftlichen Vortheil verdanken. Ueber dieses Verzeichniß (Gott gebe, daß recht viele Namen meiner Zuhörer darin glänzen!) will ich die Aufschrift aus dem Sirach setzen: (Kap. 44, 7. 8. 12:15.)

"Sie sind alle zu ihren Zeiten löblich ge-
"wesen und bey ihrem Leben gerühmt. Sie

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

"haben ehrliche Namen hinter sich gelassen
"und ihr Lob wird nicht untergehen. Sie
"sind in Friede begraben; aber ihr Name
"lebt ewiglich unter uns. Die Leute reden
"von ihrer Weisheit, und die Gemeine ver-
"kündigt ihr Lob." Amen!

Vierte Predigt.

Von Schulden und Schuldenmachern.

Ueber Sirach 29, 4—9.

gehalten

am 22 Sonntage nach Trinit.

Wer borgt ist des Lehners Knecht, sagt Salomo. (Sprichw. 22, 7.) Ich dachte an diesen weisen Spruch, bey Durchlesung unsers heutigen Evangeliums, als ich auf die Stelle kam, wo der hartherzige Knecht, einen seiner Mitknechte über eine Schuld von etwa zwanzig Gulden wie einen Missethäter in das Gefängniß werfen läßt. Der das that, dachte ich bey mir selbst, war ein Mann, der nur so erst seiner eignen Schulden wegen, mit Weib und Kindern, in die Sklaverey verkauft werden sollte; der vor die Füße seines Herrn niederfiel, und um Gnade bath; der endlich auch Barmherzigkeit für Recht erhielt; dem so gar eine Millionen starke Schuld gänzlich erlassen wurde; und gleichwohl gieng er mit einem Andern, der ihm nur hundert Zwölfer, oder, wie Luther übersetzt, hundert Groschen (etwa 20. Gulden) schuldig war, gerade so um, als ob er selbst im ganzen Leben keinen Heller Schulden gemacht, und über den armen Mitknecht, wie ein Tyrann über seinen Sklaven, zu gebieten hätte. Ja wohl hast du recht, weiser Salomo! dachte ich: Wer borgt — d. i. Schulden macht, die er nicht bezahlen

kann — ist des Lehners Knecht; der muß sich fürchten, so oft er seinen Gläubiger ansieht, wie sich ein Sklave vor seinem Herrn fürchtet. Da weicht mancher stolze Prahler im Dressenrock, allen Kaufläden furchtsam aus, um nicht gemahnt zu werden; und mancher Bauersmann, der aller Welt Grobheiten sagt, läßt sich, unter vier Augen, von einem Juden, der durch Geldvorstrecken sein Herr geworden ist, wie ein Knabe ausschelten, und alle nur erdenklichen Vorwürfe machen. Mit einem Worte, der Schuldenmacher ist der elendeste Mensch unter der Sonne! Wie froh wollt' ich daher seyn, wenn ich etwas dazu beytragen könnte, daß hier und da einer, der schon angefangen hat aus dem Borgen Geschäft zu machen, noch, weil es Zeit ist, umkehrte und klug würde. Wie froh wollt' ich seyn, wenn ich das Elend des Schuldenmachers so vorstellen könnte, daß junge Leute, noch ehe sie ihre eigne Haushaltung antreten, sichs vorläuffig zur Warnung dienen ließen! Doch, vielleicht segnet Gott meine heutige Predigt nach meiner guten Absicht, wenn ich mit euch rede

Von Schulden und Schuldenmachern;

Wenn ich euch zeige:

1. Wodurch man in die Schulden geräth, und
2. Was der Schuldenmacher, für ein verächtlicher und geplagter Mensch ist.

Der

Der Wege, worauf die Menschen ins Abwesen kommen, sind so vielerley, daß keiner im Stande ist, sie alle zu nennen; indeß will ich doch der vornehmsten gedenken, auf welchen so viele Landleute zu Grunde gehn.

Der ehrliche Mann, der durch große Unglücksfälle, durch Feuersnoth oder durch Hauskreuz um das Seine kommt, und am Ende hier und da nicht bezahlen kann, ist kein Schuldenmacher, denn nicht Er hat die Schulden gemacht, sondern Unglück hat ihn in Schulden versetzt. Von dergleichen Leuten rede ich also gar nicht, wenn ich von Schuldenmachern spreche; am allerwenigsten soll sie ein hartes Urtheil treffen. Sie verdienen Mitleiden und Unterstützung, keine Vorwürfe; da meyne ich nur diejenigen, die durch Prahlerey und Verschwendung, durch Faulheit und Unordnung, und Gott weiß durch was für Thorheit, ins Abwesen kommen, Schulden machen und nicht mehr bezahlen können. Kein Mensch in der Welt hat so schön den Schuldenmacher beschrieben als Sirach, der von ihm sagt:

Text. Sir. 29, 4 — 9.

Mancher meynt es sey gefunden was er borgt, und machet den unwillig, der ihm geholfen hat. Er küßt einem die

Hand, dieweil man ihm leihet, und redet gar demüthig um des Nächsten Geld; aber wenn ers soll wiedergeben, so verzieht er es und klagt sehr, es sey schwere Zeit. Und ob er es wohl vermag, gibt er es kaum die Hälfte wieder, und rechnet es jenem für einen Gewinn zu; vermag er es aber nicht: so bringt er jenen ums Geld; derselbige hat ihm denn selbst einen Feind gemacht mit seinem eignen Gelde, und jener bezahlt ihn mit Fluchen und Schelten und gibt ihm Schmähworte für Dank.

I.

Fast glaube ich, alle meine Zuhörer haben, bey Verlesung dieses Textes, an gewisse Schuldenmacher gedacht, die ihnen in ihrem Leben schon vorgekommen sind; denn es ist unmöglich, bey einer so vortreflich gerathenen Abschilderung, nicht an den oder jenen zu denken, der ihr gleich sieht. So waren denn also die Schuldenmacher schon zu Sirachs Zeiten, auf und eben so, wie sie heute noch sind. Wenn ich nicht so gar viel zu sagen hätte, und also die Zeit sparen müßte: so würde ich den Spruch noch einmal durchgehn und den Schuldenmacher in allen Stellungen zeigen — wie er

demü-

demüthig borgt; beym Wiederbezahlen betrüglich zaudert; einen Theil der Schuld abläugnet; auch den eingestandnen Theil nicht einmal bezahlen kann, und endlich, wenn es zum herrschaftlichen Zwang, oder zur Ausschätzung kommt, über seine Gläubiger flucht und seufzet, und ihnen Schmähworte statt des Danks gibt; aber gelegenheitlich wird ohnehin manches vorkommen, und meine Absicht ist hauptsächlich, im ersten Theile der Predigt zu zeigen, aus welchen Ursachen so manche Landleute in Schulden gerathen; denn das, denke ich, ist das lehrreichste. Indeß werde ich, wie leicht zu erachten, nur einige der vorzüglichsten Quellen des Schuldenelendes unter Landleuten hernennen, weil alle anzuführen nicht möglich ist.

Die erste und gemeinste Weise, in Schulden zu gerathen, ist die Prahlerey. Es ist bekannt, daß gar viele Leute keine größre Ehre kennen, als die, reich zu seyn. Sie suchen also auf mehr als eine Weise ihren Reichthum sehen zu lassen, oder wenn sie keinen besitzen, doch wenigstens reich zu scheinen. Die allerelendesten Prahler sind die, welche mit ihrem Gelde in allen Wein- und Bierschenken, zumal an fremden Orten, groß thun. Da ißt und trinkt man nicht nur selbst was Küche und Keller vermögen, sondern man läßt auch noch

andre Leute auf seine Kosten mitzechen; Nicht in der guten Absicht, ein Werk der Wohlthätigkeit auszuüben, sondern nur, daß die Freybeuter von Zechbrüdern allenthalben ausbreiten sollen, wie hochauf sie da oder dort mit dem oder jenem gelebt haben. Ueberhaupt ist bey vielen Menschen die Freygebigkeit mehr ein Werk der Großthuerey als des guten Herzens. Ein rechter Wirthshausprahler (so möchte ich diese Leute zum Unterschiede von andern nennen) begnügt sich aber oft nicht damit in Gesellschaft seiner Zechbrüder zu schwelgen; da trinkt man nicht nur den Wein im Uebermaaß, sondern gießt wohl gar diese edle Gabe Gottes, womit so mancher Arme sich erquicken könnte, auf den Boden, wirft die Trinkgefäße durch das Fenster oder hinter die Thüre, zahlt den Spielleuten überschwänglich, und glaubt, alle Zuschauer werden sich wundern, wenn man das Geld so auf den Tisch hinschleudert. Ist eine Gesellschaft zur Karte vorhanden: so spielt man auch da um den höchsten Einsatz, und zieht dann, wenn die halbe oder ganze Nacht durchgeschwärmt ist, mit leerem Beutel und vollem Kopfe, von Musik begleitet, nach Hause. Vorzüglich thun das die Leute, welche schon anfangen ins Abwesen zu kommen, um die Zuschauer zu überreden, daß sie noch Geld genug hätten. Die Leute zu — da und da — denken sie nun,

werden

werden aber was ehrliches von mir reden! Ja freylich werden sie von dir reden, Verschwender! aber was? das ist eine andre Frage. Was hälf es dich indeß, wenn sie alle dich lobten und für den reichsten Trinker hielten? Wer gibt dir einen Heller vom verlohrnen Gelde wieder? Wer nährt Weib und Kinder, die du dadurch ins Elend bringst?

Sey nicht ein Prasser, rufet dir Sirach zu, und gewöhne dich nicht zum Schlemmen, auf daß du nicht zum Bettler werdest, und wenn du nimmer Geld im Säckel hast, auf Wucher nehmen müsseſt. Ein Arbeiter der sich gerne voll säuft, der wird nicht reich, und wer ein Geringes nicht zu Rathe hält, der nimmt für und für ab. (Sir. 18, 32. 33. 19, 1.) Und Salomo stimmt mit dieser Ermahnung ganz ein. Sey nicht unter den Säufern und Schlemmern, denn die Säufer und Schlemmer verarmen, sagt er. (Sprw. 23, 20. 21.) Diese Wahrheit erkennt jedermann. Weit gefehlt also, daß du um deine Verschwendung bewundert und gelobt würdest; Nein! so heißt es von dir: Der Großsprecher wird bald mit Hab und Gut fertig seyn, und ums Tagelohn arbeiten! — Wie recht hat daher Sirach, wenn er sagt: Es gibt oft einer etwas, da er es übel anlegt; dagegen gibt einer, da er es sehr wohl anlegt. (Sir. 20, 10.) Rechnet dazu noch die dummen

Tausch-

Tausch- und Kaufhändel, welche nicht selten die Trunkenheit veranlaßt; die Strafen, die man sich im trunknen Muthe zuzieht; die Unfähigkeit eines Schlemmers zur Arbeit; die Vernachläßigung des Hauswesens — und ihr werdet keinen Augenblick daran zweifeln, daß die Wirthshausprahlerey der nächste Weg zur Schuldenmacherey ist.

Indeß legen doch die wenigsten auf eine so gar verächtliche Weise ihre Prahlerey an den Tag. Die meisten thun es auf eine ehrenvollere Art. Ich muß hier unter andern den üppigen Kleiderstaat nennen, der auch unter uns Landleuten so sehr über Hand nimmt. Der ärmere will sich nicht geringer tragen als der reichere, und der reichere will sich den ärmern nicht gleich kommen lassen. Da kämpfen manche Mittelleute und Arme mit tausend Nahrungssorgen, deren sie überhoben seyn könnten, wenn sie im Kleideraufwande sich einschränkten. Um die Moden alle mitmachen zu können, hängen sie sich an Juden; nehmen da ihre Waaren um die theuersten Preise, weil sie nicht auf der Stelle das Geld haben; wenden endlich das, was zu ihrem Lebensunterhalte gehört, auf Bezahlung der Kleiderschuld und fallen darüber in Brodschulden. Ist denn ein gutes, hausgewirktes und reinliches Gewand nicht Staats genug

für

für arme Leute? Und hält man sie denn wegen ihrer vielen und schönen Kleider für reich? Machen sie sich dadurch Freunde oder Feinde? Und klingt es nicht gar zu widersprechend, wenn Leute, die im schönsten Kirchenstaate nach Hause kommen, sich mit einander berathschlagen, wer ihnen für die angetretene Woche Brod borgt? —

Eine noch gefährlichere Großthuerey als die mit Kleidern, ist die Großthuerey mit unbezahlten Güthern. Da gibt es z. E. Landleute, die sich der Armuth schämen. Der Häcker will ein kleiner Bauer, und der kleine Bauer will ein großer werden. Beyde kaufen also, mit lauter Schulden, Güther auf Güther zusammen, oder treten gleich anfänglich einen Hof an, den sie, wie man zu reden pflegt, nicht heben können. Freylich haben die Leute nicht die Absicht groß zu thun allein; Sie hoffen auch zu gewinnen und reich zu werden; aber das erstre, nämlich das Großthun, ist doch immer die Hauptabsicht, und in Ansehung des letztern, des Reichwerdens, fehlts immer am Ende. Von diesen Leuten spricht Sirach: Sie eilen zum Reichthum und hindern sich nur selbst daran. (Sir. 11, 11.) Die Zinßen essen mit ihnen, wie das Sprichwort sagt, aus der Schüssel. Wenn sie das ganze Jahr, als reich-scheinende Bauern, sich mit der Ueberlast von Güthern geplagt haben:

so bringen sie am Ende nicht so viel heraus, um ihre Zinßen entrichten zu können. Die vielen Güther können sie nicht übersehen, und also fehlts bald hier bald da. Die Einnahmen davon sind stark; man lebt also besser, hält eine Menge Gesind, und vergißt darüber die Gläubiger, bey denen man Capitale aufgenommen hat. Kommen diese nun und mahnen: so borgt man aufs neue darauf los, und entrichtet damit die Interessen. Fehlts endlich auch daran, kann man nicht mehr geborgt bekommen: so macht man allerley Schwänke — bittet, schmeichelt und verspricht alles zusammen, wie der Schuldenmacher in unserm Texte: lügt und betrügt, gibt erstaunliche Zinßen an Juden, und nun ist das gänzliche Verderben gewiß. Oft habe ich sogar bemerkt, daß viele sich schon zu der Zeit an Juden hängen, dreyßig Gulden bey ihnen aufnehmen und vierzig dafür in die Handschrift setzen, da sie noch gar wohl mit Ehren und um ein billiges Interesse, bey Christen ein Darlehn bekommen könnten. Aber der Christ verlangt eine amtliche Obligation, und das macht Aufsehen; also lieber zwanzig Gulden mehr geschrieben und heimlich bey Juden aufgenommen! denn bekanntlich hält man den Hebräer für verschwiegener als den Christen. Ja: er läßt sich sogar überreden, ohne Vorwissen der Frau, Geld vorzustrecken; er

dringt

bringt nicht so auf baare Zahlung der Zinßen, sondern läßt hübsch das Interesse zum Capital schreiben, und dergleichen. — Aber wie geht es am Ende? Sobald der jüdische Gläubiger sieht, daß es mit der Zahlbarkeit seiner Schuldner nicht mehr richtig stehn möchte: fängt er an, fast täglich zu mahnen. Um nur seiner auf einige Zeit los zu werden und ihn zum Schweigen zu bringen, gibt man ihm was er nur verlangt, an Getreid und andern Victualien, ohne jedoch an der Schuld etwas abrechnen zu dürfen; Man schreibt im Schuldscheine 6, 8 bis 10 Gulden weiter, und treibt das so lange, bis die Sache doch zur Klage kommt. Da nun, wie man zu reden pflegt, schwarz auf weiß vorhanden ist, wird der betrogene Schuldner gezwungen, die ungerechte Summe zu bezahlen, und weiß nicht wie er darum kommt. Ferner: Man kauft sehr gerne Vieh, Kleidungsstücke und dergleichen, von den Israeliten, weil sie (was ein Christ nicht so leicht thut,) Jahr und Tag oder noch länger zuzusehen und dieß und jenes daran zu nehmen versprechen. Diese Nachsicht aber darf man immer theuer genug bezahlen, indem entweder schon sechsfacher Zinß beym Einkaufe darauf geschlagen ist, oder auf eine andere Weise zulezt noch hingemacht wird. Da heist es denn recht wörtlich, wie Sirach sagt: (Kap. 20, 12.)

Man-

Mancher kauft am ersten wohlfeil, aber hernach muß er es theuer genug bezahlen. Demungeachtet glaubt der Schuldenmacher, wie unser Text spricht, es sey gefunden, was er auf diese Weise borgt, und beym Wiederbezahlen, nachdem sich die Schuld allzuhoch zusammengehäuft hat, klagt er über schwere Zeiten, und rechnet es jenem (und zwar hier mit Recht) als einen Gewinn zu. Daß es unter den Juden gar viele fromme redliche Leute gibt, weiß ich gar wohl, und habe deßwillen schon oft dawider geeifert, daß man so schlecht von ihnen allen urtheilt; aber das ist doch gewiß, daß diejenigen unter ihnen, die sich zu Nothhelfern der Schuldenmacher gebrauchen lassen, höchst selten ehrlich sind. Wer also nicht baares Geld in Händen hat, ist immer in Gefahr, wenn er mit Juden sich einläßt. Was thut aber nicht der Hochmüthige! Dem Gläubiger küßt er, wie unser Text sagt, für ein Darlehn demüthig die Hand, um nur vor Andern mit Geld, mit Kleidern und Güthern prangen zu können. Daß wir doch so gern in den Augen Andrer leben und uns mehr um das oft so falsche Urtheil der Welt als um unsern wirklichen Zustand bekümmern! Wie viel klüger handeln diejenigen, die sich klein zusammenfassen, und nicht mehr scheinen wollen als sie wirklich sind! — Wer sehr pranget der verdirbt darüber; wer sich aber

drücket

drücket, der kommt empor, sagt Sirach. (Kap. 20, 11.) Die Leute, welche immer die eine Lücke auf und die andre zu machen, mit Kleidern, Güthern und anderm Aufwande prahlen, und die darauf haftenden Schulden zu verbergen suchen, kommen mir vor wie ein Mensch, der sich die Schwindsucht an den Hals geschwelgt hat, und sich rothe Backen mahlt, damit ihn die Leute für gesund ansehen sollen. Am Ende zeigt sich der Schaden doch und der Tod ist ihm desto gewisser, je länger er seine Krankheit zu bergen gesucht hat. Gescheide Landwirthe werden sich also nie mit Güthern überladen, die sie am Ende nicht bezahlen können. Besser ists, werden sie denken, daß man mich nur für einen Mittelmann hält, als daß man mich etliche Jahre lang für reich schäzt, und am Ende mich dennoch das Tagelohn arbeiten sieht. Wer gemach thut, bringt es gewöhnlich weiter, als ein andrer, ders durch überlästige Güther erzwingen will; denn wahr ist es und bleibt es, was die Schrift sagt: Mancher läßt es sich sauer werden und eilet zum Reichthum, und hindert sich dennoch nur selbst daran. Ach, denkt vielleicht mancher, es ist mit meinen unbezahlten Güthern keine Prahlerey. Hätt' ich deren nicht schon so viel, ich würde sie nun sicher nicht kaufen. Soll ich mir aber die Schande zuziehen, für einen verdor-

benen Mann gehalten zu werden, wenn ich einen Theil derselben von der Hand gebe? Also doch wieder eine Art Großthuerey! — und was die Entschuldigung selbst anlangt: so ist sie grundfalsch. Mir wenigstens kommt es weit ehrenvoller vor, man verkauft beyzeiten einen Theil seiner Güther, aus eigner Hand, wenn zu viele Schulden darauf haften, um, wo möglich, die übrigen, und sollten es noch so wenige seyn, schuldenfrey zu machen, fängt dann wieder von neuem an zu arbeiten und spart desto unverdroßner, als daß man es bis zur amtlichen Schuldaustheilung kommen läßt und seine Gläubiger aus der dritten und vierten Klasse, um ihr Geld bringt.

Vorsätzlich habe ich mich bey dieser Art und Weise, ins Abwesen und in Schulden zu gerathen, etwas lange aufgehalten, weil diese, wie mich deucht, unter uns die gewöhnlichste ist. Bey den übrigen aber werde ich desto kürzer seyn können; denn manchen Weg, auf dem man in Schulden geräth, darf man nur nennen; so ists schon genug. Ueberflüssig wäre es z. E., wenn ich erst aus der Bibel und Erfahrung beweisen wollte, daß Faulheit, wenn man seinen Sachen nicht selbst nachgeht und alles an Knechte und Mägde hängt, reiche Leute in Armuth, und die verarmten in Schulden stürzt; Wem ist nicht ohnehin bekannt,

was

was Salomo in seinen Sprichwörtern (Kap. 6, 10. 11.) sagt? Ja, schlafe noch ein wenig, schlumre ein wenig, schlage die Hände in einander ein wenig, daß du schlafest: so wird dich die Armuth übereilen wie ein Fußgänger und der Mangel wie ein gewapneter Mann! Nicht allein aber die Faulheit thut das, sondern auch eine unzweckmäßige Geschäftigkeit. Was ich unter dieser (nämlich unter der unzweckmäßigen Geschäftigkeit) verstehe, wird sich nun gleich zeigen. Bey euren Arbeiten habt ihr, wenn es nicht gerade Frohn- oder Liebesdienste sind, die Absicht, etwas zu verdienen und euch in der Welt fortzubringen. Der Zweck also, warum ihr arbeitet, ist der Verdienst. Treibt ihr nun aber eure Geschäfte so, daß ihr wenig oder nichts dabey verdient, oder wohl gar verliehrt und zusetzt: so ist das eine unzweckmäßige Geschäftigkeit. Der eine will sich z. E. durch Handel und Wandel bereichern; aber er stellt es dabey so an, daß er immer mehr verliehrt als gewinnt. Um etlicher Batzen willen lauft er zehnmal stundenweit hin und her; versäumt andere nöthige und einträgliche Arbeiten; verzehrt dreymal so viel darüber, und reißt durch Einen Gang den Profit an den Kleidern herab: oder er versteht sich nicht recht auf Kauf und Lauf; büßt daher bey der sauersten Mühe, die er sich's ko-

sten läßt, allezeit ein und fällt in Schulden. Der andre fuhrwerkt sich zu Schanden, weil er keinen richtigen Ueberschlag zu machen weiß, und sich nicht gehörig dazu anschickt, und Gott weiß wie's der dritte, vierte, fünfte und sechste macht, um mit saurer Arbeit in Schulden zu gerathen. Hierzu kommt noch die unordentliche Wirthschaft, die manche Leute führen. Da wird keine Einnahme mit der Ausgabe verglichen; nichts ordentlich eingetheilt; bald lebt man im Vollauf, bald darbt man wieder; In der Haushaltung läßt man mehr verderben als man abnützt oder genießt und wird arm, ohne selbst zu wissen wie. — Doch meine Absicht war nur, etliche der gemeinsten Fehler zu rügen, wodurch schon so viele Landleute ins Abwesen und endlich in eine Schuldenlast gerathen sind, die sie nicht wieder tilgen konnten. Wenn ich freylich in manchem andern Dorfe Prediger wäre: so würde ich hier noch nicht abbrechen dürfen, sondern zuvor einer Heerstraße des Verderbens und der Schuldenmacherey, des Lotteriespiels gedenken müssen. Gottlob aber, daß wir von jeher meistens so klug waren, uns von dieser Krebskrankheit nicht anstecken zu lassen, durch welche das ganze Vermögen so vieler tausend Menschen ist aufgefressen worden. Gott segne die Fürsten, die endlich anfangen einzusehen, daß

sie

sie durch das elende Spiel ihre eigenen Unterthanen zu Grunde richten; und erwecke die Herzen aller derer, die es noch nicht einsehen, oder ihren eigenen Vortheil dem gemeinen Glücke vorziehen! — Doch genug! Es ist Zeit den ersten Theil abzubrechen, um auch noch etliche Minuten für den zweyten übrig zu behalten.

II.

Laßt uns also nun sehen, was der Schuldenmacher für ein verächtlicher und geplagter Mensch ist.

Die meisten Schuldenmacher haben sich schon durch die schändliche Art und Weise, wie sie in Schulden gerathen sind, verächtlich gemacht; sie sind es aber auch, weil sie nicht für sich und die Ihrigen sorgen; ihre Familie in Mangel stürzen; ihre Gläubiger um ihr Eigenthum bringen, und am Ende nicht selten schimpflicher Weise an den Bettelstab gerathen. Die Verschwendung, sagt ein weiser Mann, frühstückt mit dem Ueberflusse, ißt zu Mittag mit dem Mangel, und zu Nacht mit der Schande. Hört einmal wie Paulus über die Leute urtheilt, die so schlecht für die Ihrigen sorgen: So aber Jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, sagt er, der hat den Glauben verleugnet, und ist ärger

denn ein Heide, (1 Tim. 5, 8.) Vor ihren eigenen Kindern müssen sich daher die Schuldenmacher schämen, wenn sie das Vermögen durchgebracht haben, und diesen nun in der Welt nicht forthelfen können; aber eben so wohl haben sie auch Ursache vor fremden Leuten zu erröthen; Denn nach vielen Jahren weißt man noch mit Fingern auf sie und erzählt es Kindskindern, was sie für wohlhabende Leute waren, wie sie geprahlt und wohlaufgelebet haben, bis sie so weit herabgekommen sind, um fast andrer Leute Gnade leben zu müssen. Ja, das war ein schädlicher Mann! sagen die Leute — mich hat er um so und so viel, und den oder jenen um so viel gebracht; andre wackre Leute liessen sichs sauer werden, bis sie zu etwas kamen, und der faule Bösewicht hats ihnen samt seinem eignen Gute verschwendet! — Das, denk' ich, heißt doch einen so arg verachten, als man verachten kann. Wie verächtlich ist es ferner, wenn einer nicht einmal mehr mit dem Seinigen schalten und walten darf wie er will; Wenn die Obrigkeit zugreift, und ihm die Güther versteigern läßt, die dennoch am Ende nicht hinreichen, um die Gläubiger ganz und alle zu befriedigen. Leider! aber sind gar viele Schuldenmacher ganz unbekümmert darum, ob ihre Schulden alle bezahlt werden können oder nicht; nur das schmerzt sie,

daß

daß sie nun nicht länger forborgen können, und wenigstens einen Theil ihrer Schulden bezahlen müssen. Hätte man mir nur noch 8 bis 10 Jahre zugesehen, sagen sie: so sollte kein Mensch mit mir eingebüßt haben; aber das Amt ist an allem Schuld ꝛc. Daß das elende Vorspiegelung ist, weiß man indeß aus der Erfahrung: denn eben deßwillen, weil die meisten Schuldenmacher das Sparen und Zahlen für so leicht halten, gerathen sie in Schulden, und hoffen auch noch bey der größten Schuldenlast, ihre Gläubiger befriedigen zu können. Noch falscher ists aber, wenn der Schuldenmacher, der die Seinigen um ihren Erbtheil und viele der Gläubiger um ihr Darlehn bringt, sich gleichwohl noch immer auch in dem Punkte für einen ehrlichen Mann hält. Ich habe keinen Menschen zu betrügen verlangt, heißt es; — aber meistens ist schon das nicht wahr; denn der rechte Schuldenmacher geht immer auf Betrug um; — und dann, gesetzt daß er anfänglich die Absicht nicht hatte, einen um das Seine zu bringen: so machte er doch allerley betrügliche Schwänke, um Geld oder Waaren heraus zu pressen, einen Bürgen zu bekommen und dergleichen, ohne gewiß zu wissen, ob er das Geborgte werde wieder erstatten können. Und am Ende könnte mich einer gar todt schlagen, ohne

die Absicht zu haben mich umzubringen! Er soll auch nicht leichtsinniger Weise mir das Leben nehmen! — Genug, der boshafte Schuldenmacher ist nichts besser als ein Dieb! Der Schleichdieb betrügt mich im Schlaf, und der Schuldenmacher im Wachen. Jener nimmt ohne meinen Willen was ihm beliebt, und dieser überredt mich es selbst herzugeben; am Ende aber ist eins wie das andre gestohlen und verlohren. Das Gewissen ist nicht frey, wenn man sein Hab und Guth unter amtlicher Aufsicht versteigern läßt, und dann sagt: ein Schelm gibt mehr als er hat! — Nein, ein Schelm borgt mehr als er zahlen kann und der ehrliche Mann hütet sich, um nicht mehr schuldig zu werden als er wieder zu geben vermag. — Der Gottlose, sagt die Schrift, borgt und bezahlt nicht. (Ps. 37, 21.) Und welchen Ausgang nimmt es gar oft mit den Schuldenmachern. Graben (arbeiten) mögen sie öfters nicht und sind auch nicht daran gewöhnt. Sie fangen also an zu — betteln, und von solchen Bettlern, die es aus Faulheit, Verschwendung und durch unordentliche Wirthschaft werden, sagt Sirach: es ist besser sterben denn betteln. Wer sich auf eines Andern Tisch verläßt, der gedenket sich nicht mit Ehren zu nähren; denn er muß sich versündigen um fremder Speise willen. Betteley schmeckt nur dem

uns

unverschämten Maule wohl. (Kap. 40, 29 — 32.)

Doch wir wollen nun weiter auch sehen was der Schuldenmacher für ein geplagter Mensch ist. Er ist geplagt, wenn er keine Schulden mehr machen kann, und noch geplagter so lang er sie macht. Er hat immer drey Sorgen auf dem Herzen — die eine, wie er Schulden machen, die zweyte, wie er Schulden bezahlen, und die dritte, wie er Schulden nicht zahlen, oder, wie er sich anstellen will, nicht zahlen zu müssen. Das Schuldenmachen ohne Credit scheint mir immer eine Hauptplage zu seyn, und mich dünkt, blos um der Beschwerlichkeit willen, die man dabey hat, wollte ich lieber Hunger leiden, als in einem solchen Zustande borgen, wenn mich auch die Unmöglichkeit des Wiederbezahlens gar nicht abschreckte. So lange man freylich noch in guten Umständen ist, und ohne Anstand wieder bezahlen kann: so lange ist das Borgen eben so gar lästig nicht; aber das ist auch keine solche Schuldenmacherey wie ich sie hier meyne; denn ich denke mir eben einen Menschen, der schon anfängt den Credit zu verlieren, oder ihn schon verlohren hat, der mehr zu erborgen sucht als er bezahlen kann, und folglich allenthalben Anstand findet. Wie nicht ein Solcher Tag und Nacht darauf sinnen muß, wo er Geld hernimmt — wie er sich durch

Schwänke irgendwo wieder Credit verschaft — welchen jüdischen oder christlichen Unterhändler er dabey gebrauchen und wie viel pro Cent er verspre chen will; — wie er sich drehen und wenden muß, um ohne Amts Consens Geld zu bekommen, Weib und Kinder zu hintergehn, und ohne ihr Vorwissen sich das Geld zu verschaffen! Und wenn er nun lang und lang hin und hergesonnen und seinen Anschlag ins Reine gebracht hat, welch ein Hin- und Herlauffen von einem Orte zum andern, bis er das Geld auftreibt! Wie er da alles mühsam versucht, bald prahlt, bald wieder demüthig um des Nächsten Geld redet, Bürgen und Zeugen aufsucht, und sich durch alle niederträchtige Kunstgriffe hilft; zuletzt aber seine Bürgen in Schaden versetzt. Der Gottlose bringt seinen Bürgen in Schaden, und ein Undankbarer läßt seinen Erlöser stecken, sagt die Schrift. (Sir. 29, 22. 23.) Und wozu braucht er das Geld? Um alte Gläubiger, die des Borgens satt sind, und die Schuld entweder schon eingeklagt haben, oder noch einklagen wollen, wieder zur Ruhe zu bringen. Aber nun hat er doch keine Schuld bezahlt, sondern nur mit den Personen, denen er schuldig war, gewechselt, und vielleicht gar die Summe vergrößert. Beständig muß er sich also noch immer vor mahnenden Gläubigern fürchten, auf neue Ausreden

dichten,

dichten, und sich Grobheiten sagen lassen. Immer ist er von Geld entblößt und immer soll er bezahlen. In der Noth hilft er sich wohl gar am Ende mit Betrügereyen; leugnet, macht falsche Gegenrechnungen, schreibt die Zahlung unter allerley Vorwand hinaus, und treibt es damit so lange, bis seine Güther samt und sonders in die Hände der Gläubiger fallen. Aus seinem Eigenthume verstoßen, behält er nun kaum ein Bett auf dem er ruhen kann, und stirbt oft, zu arm, um sich nur in den letzten Tagen seines Lebens die nöthigste Erleichterung und Bequemlichkeit verschaffen zu können. Kann also wohl ein Mensch in der Welt geplagter seyn als die Schuldenmacher? Und doch hab' ich nicht die Hälfte gesagt, was sich von seinem Elende sagen läßt!

Verzeiht mir nun ihr guten und ordentlichen Hauswirthe, daß ich euch so lang mit der Beschreibung der unordentlichen unterhalten habe. Wenn man es aber ganz vermeiden wollte, von solchen Dingen zu reden, die nicht alle Zuhörer zugleich, sondern vielleicht nur wenige darunter angehn: so müßte man auch von allen Lastern schweigen, weil doch immer viele in der Gemeinde sind, die dieses und jenes Laster, von dem gesprochen wird, nicht begehn. Meine Absicht gieng eigentlich dahin, diejenigen, die vielleicht schon

wan-

wanken, zu warnen, daß sie nicht fallen; den ordentlichen Wirthschaftern zu zeigen, wie weit glückseliger sie sind, als die unordentlichen, und vorzüglich jungen Leuten, die zur Verschwendung und Schuldenmacherey geneigt sind, eine gute Lehre zu geben, noch eh' sie ihre eigne Haushaltung antreten. Ueberhaupt aber schadet ein guter Entschluß auf keinem Fall; wir dürfen also gar wohl alle zu Gott beten:

Gib mir die weise Sparsamkeit,
Nicht Güther zu verschwenden,
Die du mir gabst, um in der Zeit
Sie nützlich anzuwenden.
Nie seufze jemand über mich,
Daß ich durch Borgen wissentlich,
Ihn um das Seine brachte.

Und sink' ich ohne meine Schuld;
So gib, daß sich des Armen
Voll Liebe, Nachsicht und Geduld
Die Gläubiger erbarmen,
Und wenn ich nicht mehr tilgen kann
Die Schuld der Noth: so sey alsdann
Mein Trost ein gut Gewissen.
Amen.

Fünfte Predigt.

Von der unzeitigen Sparsamkeit.

Ueber

Sprichw. Salomo's 11, 24.

gehalten

am 20sten Sonnt. nach Trinit.

Die Ermahnung des Apostels, mit welcher unsre heutige Epistel anfängt: Schicket euch in die Zeit! (Brief. a. d. Ephes. 5, 16.) ist im ganzen menschlichen Leben von der größten Wichtigkeit; denn alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Zeit, sagt Salomo. (Pred. Sal. 3, 1.) Bey unserm Thun und Lassen kommt so viel auf Zeit und Umstände an, daß das, was unter gewissen Umständen eine schöne Tugend ist, unter andern Verhältnissen ein Laster wird. Ich will das durch ein Beyspiel erläutern, welches mich zugleich auf den Hauptsatz meiner Predigt hinleitet. Ausgaben und Unkosten meiden, kann eine lobenswürdige Sparsamkeit und ein schändlicher Geiz seyn, je nachdem man sich damit in die Zeit schickt oder nicht. Wer unnöthigen und unnützen Aufwand vermeidet, heißt sparsam; wer aber da die Ausgaben scheut, wo sie, der Umstände willen, nöthig und nützlich sind, wird ein Geitziger genannt. Wie weise ist demnach auch hier der Rath: Schicket euch in die Zeit! Manche Leute ziehen sich durch unzeitige Sparsamkeit fast eben so

viel

viel Schaden und Schande zu als durch Verschwendung. Sie eilen, wie Sirach sich ausdrückt, zum Reichthum, und hindern sich nur selbst daran. (Sir. 11, 11.) Und Salomo sagt:

Sprichw. 11, 24:

Einer theilt aus, und hat immer mehr; ein andrer karget da er nicht soll, und wird doch ärmer.

Diese Worte sollen auch der Text seyn, über welchen ich heute predigen werde

Von der unzeitigen Sparsamkeit in der Haus- und Feldwirthschaft,

indem ich

1. An Beyspielen zeige, was unzeitige Sparsamkeit ist, und
2. Bey jedem Beyspiele erweise, was eine solche Sparsamkeit für üble Folgen hat.

Wer bey Tage Licht brennet, muß des Nachts im Dunkeln sitzen — sagt man im Sprichworte. Kein kluger Mann wird also die Sparsamkeit verachten, wenn sie nur unnöthige Ausgaben vermeidet; aber die Sparsamkeit, die bey nöthigen Ausgaben kargt, und also zur Unzeit angewandt wird, verdienet Verachtung und wird Geiz genannt.

Da

Da gibt es Leute, die lieber sich beschimpfen und verhöhnen lassen, als daß sie sich zu einer kleinen Ehrenausgabe bequemten. Andre sparen so, daß sie nicht nur ihre Ehre, sondern auch ihr Gewissen verletzen. Nicht einmal den verdienten Lohn wollen sie geben, und noch viel weniger Werke der Barmherzigkeit ausüben. Dießmal aber, liebe Zuhörer, will ich nur solche Exempel einer unzeitigen Sparsamkeit anführen, die mir Gelegenheit geben, nach Veranlassung des Textes, zu zeigen, daß es eine Sparsamkeit gibt, bey der man nicht reicher, sondern immer ärmer wird. Unzeitige Sparsamkeit ists:

1. Wenn man sich selbst und allen lebenden Geschöpfen seines Hauses, den nöthigen Lebensunterhalt zu schlecht zumißt. Wahr ists, durch eine verschwenderische Küche, durch Verschwendung im Stall, durch Verschwendung im Keller, in der Scheune ꝛc. muß man verarmen; aber wer wird die Verschwendung anpreisen? Nur von denen ist hier die Rede, die in den entgegengesetzten Fehler, in den Geiz verfallen; die kaum das Herz haben, von ihrem Guthe nur Züchtlingskost zu genießen. Wer aber viel sammlet und ihm selber nichts Gutes thut, sagt Sirach (Kap. 14, 4—6) was sollte der Andern thun? Er wird seines Guthes nimmer froh. Es ist kein

schändlicher Ding, denn daß einer ihm selbst nichts gutes gönnet, und das ist die rechte Plage für seine Bosheit. — Ja wohl, selbstgemachte Plage genug! Der Geizhals erreicht aber oft nicht einmal seine Absicht reicher zu werden dadurch. Bey bessern Lebensmitteln für sich und die seinigen und für sein Vieh, würde er es oft viel weiter bringen; denn unmöglich kann man bey zu schlechter Kost so stark und thätig zur Arbeit seyn, als bey einer guten und nahrhaften; noch weniger aber kann der Körper gedeihen, wenn die Speisen nicht recht zugerichtet und kaum genießbar sind. Schwäche, Krankheiten und Verdrossenheit, entstehn gar oft aus einer solchen Lebensart. Auf diese Weise verliert man denn auf der einen Seite zweymal so viel als man auf der andern gewinnt. Eine kluge Hausmutter sucht daher den Tisch immer so zu bestellen, daß ihre Kostleute dabey stark und gesund zur Arbeit bleiben können. Sie verweilt nicht bis zum letzten Glockenschlag auf dem Felde, und setzt dann unausgekochte schlechte Speisen den Arbeitern vor, sondern sie richtet alles so genießbar und gedeihlich zu, als ihr möglich ist, denn sie weiß, daß nach einer guten Kost, ihren Hausleuten die Arbeit desto besser von Statten geht, daß also diese wieder alles dreyfach einbringen, was die Hausmutter versäumt und aufgewandt hat.

hat. Sie spart nicht an einem kleinen Zugehör, und verdirbt darüber die ganze Schüssel; aber sie verlangt dann auch Muth und Heiterkeit bey allen Geschäften, weil sie es auf ihrer Seite an nichts fehlen läßt. Ihre Tischgenossen sind auch wirklich meistens gesünder und munterer, und können daher auch mehr leisten als andre, die an dem nöthigen Lebensunterhalte Mangel leiden. Bey einer so vernünftigen Hausmutter bleibt das Gesinde auch gern, indeß die Geizige die beßten Dienstboten oft unter dem Jahre verliert, weil man bey ihr nicht ausdauern kann. Das dankbare Gesinde liebt sie und thut seine Schuldigkeit mit Eifer; die Geizige aber macht, daß es ihr oft muthwillig zum Schaden arbeitet oder faulenzt. Bedarf die karge Hauswirthinn neuer Dienstboten: so will kein tüchtiger Mensch zu ihr; sie bekommt immer die schlechtesten, die niemand sonst mag, und diese werden noch schlechter bey ihr.

Eben so schädlich ist auch die unzeitige Sparsamkeit bey dem Vieh. Nicht zu gedenken, daß man aus Geiz sich gewöhnlich elendes Vieh anschafft; man verdirbt auch das gute, sich selbst zum Schaden. Bey Ordnung und hinreichender Pflege wird es immer fast doppelten Nutzen geben. Ein Jammer ist es anzusehen, wie mancher sein Zugvieh bis auf Haut und Knochen herabkom-

men läßt, gleichwohl aber auf das Gerippe hinauf schlägt, und flucht und lärmt, wenn es nicht seine Schuldigkeit thun kann. Mit zwey gut gehaltenen Stücken Vieh, richtet ein andrer eben so viel aus, als der unbarmherzige Geizhals mit vieren; Und gleichwohl kostet jenem sein Eines Joch lange nicht so viel Futter und Ankauf, als diesem seine Zwey Joche. Wenn jener sein Vieh wieder verkaufen will: so findet er Liebhaber genug, die es ihm theuer bezahlen, und dieser erläßt das seinige um's halbe Geld, schaft sich einen neuen Anspann, und läßt auch diesen wieder verderben. Bringt es eine gescheide Hausmutter weiter mit ihrem Melk-Vieh, als die geizende Nachbarinn: so heißt es: das muß mit unrechten Dingen zugehn! aber umgewandt müßt' es mit Unrecht zugehn, wenn Pharao's magre Kühe so einträglich wären als die besser gehaltenen. Hast du also Vieh, so warte seiner; denn der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, (Sirach 7, 24. und Sprichw. 12, 10.) und das thut er nicht nur aus gutem Herzen allein, sondern auch um deßwillen, weil diese Erbarmung ihren großen Nutzen in der Hauswirthschaft hat.

2. Eine zweyte Art von unzeitiger Sparsamkeit, die dem Hauswesen oft sehr großen Nachtheil bringt, ist diese, wenn man in Krankheiten,

ten, zur Wiederherstellung der Gesundheit nichts aufwenden will. Anfänglich läßt man es eine Weile so gehn, und sieht zu wo die Sache hinaus will; dann gebraucht man Hausmittel, von solchen Leuten empfohlen, die es nicht verstehen. Der eine quacksalbert alle möglichen Arzneyen zusammen, der andere gräbt etwas unter die Dachtraufe, der dritte treibt Segensprechereyen ꝛc. Hilft das nicht, so lebt man Raths bey Fallmeistern, Marktschreyern und andern, die's eben so gut wie diese verstehen. Will auch hier die Sache noch nicht gelingen — je nun, dann ist es ja noch Zeit genug, Tags vor dem Ende, den gelernten Arzt rufen und sehen zu lassen, ob der nicht wieder gut machen kann, was die Pfuscher verdorben haben! Ich will jezt nicht beweisen, daß zur Arzneykunst gar viel Gelehrsamkeit gehört; daß es Thorheit ist, diese Gelehrsamkeit bey Leuten zu suchen, die nie etwas davon gelernt haben; Ich will auch nichts sagen von dem Unsinn mancher abergläubischen sympathetischen Kuren; nichts von den Versündigungen, die oft dabey vorfallen; nur von den Gründen, um deren willen die Leute manchmal bey Krankheiten so nachläßig und thöricht handeln, will ich Einen anführen, der eben zu meiner Absicht gehört. Ach, sagt man, es kostet eben so viel, wenn man einen Doktor oder andern

gelernten Arzt nimmt! Da soll der Kranke bald dieß bald jenes nicht essen, das man im Hause hat; bald soll man ihm wieder etwas zurichten, das man erst kaufen muß. Da werden gleich eine Menge theure Arzneyen gegeben, die man eben so ungern bezahlt als einnimmt. Mit einem Worte, die unzeitige Sparsamkeit ist gewöhnlich daran Schuld, daß so mancher Kranke verwahrloßt wird. — Nun braucht man aber gar kein Rechenmeister zu seyn, um einzusehen, daß eine solche Sparsamkeit dem Hauswesen mehr Schaden als Nutzen bringt, daß man folglich auch hier sagen kann: mancher kargt da er nicht soll und wird doch ärmer. Einmal zieht man unter den Händen solcher Hausdoktoren und Quaksalber viele Wochen lang herum, kann immer nicht genesen, und versäumt eine Menge Zeit und Arbeit. Zweytens kosten die Hausmittel auch Geld, die Pfuscher und Hexenmeister thun auch nichts umsonst, und lassen sich oft ihre Arzneyen theuer genug bezahlen; Drittens muß man doch gewöhnlich am Ende noch einen ordentlichen Arzt brauchen, und oft verschiedene Wochen an sich kuriren lassen, bis an einem wieder so viel gut gemacht wird, als jene verdorben haben. Wär' es da nicht viel vernünftiger, man sparte beym Anfang einer Krankheit lieber nicht, gienge gleich zu einem sachverständi-

gen

gen Manne, hielte sich im Essen, Trinken und in andern Dingen, genau nach seiner Vorschrift und würde dadurch beyzeiten der Krankheit los, als daß man für so viele Kosten, sich so lange mit den Arzneyen der Quacksalber und ordentlichen Ärzte zermartert? Denn oft könnte man mit etlichen Groschen der ganzen Krankheit vorbauen, oder doch mit dem Drittheile der Kosten davon kommen, wenn man bey Zeiten dazu thäte. Noch hab' ich aber des ärgsten nicht einmal gedacht, daß nämlich der Patient gar oft unter den Händen der Quacksalber darauf geht, ehe man nur einen geschickten Arzt um Rath fragt: oder daß wenigstens der Kranke schon gänzlich zu Grunde gerichtet und unheilbar ist. Wie oft muß nicht da den Leuten, die ihn verwahrlost haben, das Gewissen erwachen! und wie viel tausendmal werden sie die unzeitige Sparsamkeit, um derenwillen sie beym Anfange der Krankheit keinen rechten Arzt gebraucht haben, bereuen! Wie oft wird eine ganze Familie unglücklich durch einen Todesfall! Wittwe und Kinder leiden Mangel, weil der Brodvater gestorben ist; alte Aeltern wehklagen um einen Sohn, um eine Tochter, auf die sie sich verlassen hatten und dergleichen — und das alles geschah vielleicht einzig und allein um der unzeitigen Sparsamkeit willen, um etlicher Groschen willen, die man auszugeben gescheut hat.

Freylich ist wider den Tod kein Kraut gewachsen; aber doch läßt sich immer eher von einem gelernten Arzte etwas erwarten, als von einem Pfuscher. Viele von meinen Zuhörern brauchen freylich dieser Ermahnung nicht. Sie sind selbst so klug, ohne meinen Rath, bey verständigen Leuten Hülfe zu suchen, wenn sie oder die Ihrigen krank sind; aber um dieser willen hab' ich auch das obige nicht gesagt, und wollte Gott, daß ich um der andern willen auch nichts mehr davon reden müßte!

3. Gerade so wie manche Leute in Ansehung der Wiederherstellung ihres Körpers, unzeitiger Weise sparen: so sparen andre in Ansehung der Wiederherstellung ihrer Gebäude, Geräthschaften und andrer Habseligkeiten. Wenn etwas daran schlecht wird und eingeht: so lassen sie nicht beyzeiten das schadhafte ausbessern, was um eine Kleinigkeit geschehen könnte, sondern sie lassen erst alles ganz zusammengehn, einstürzen oder vermodern, und nun, wenn kein andrer Ausweg mehr übrig ist, geht es erst an das Wiederherstellen, das jezt zehnmal mehr Kosten macht, als es zur rechten Zeit würde gemacht haben. Also hat denn auch das Bauen seine Zeit, wie der Prediger sagt, und gar manchen Hauswirthen dürfte man eben das zurufen, was einst König Joas den Priestern sagte, da sie drey und zwanzig Jahre nichts an

dem

dem Tempel hatten ausbessern lassen: Warum bessert ihr nicht was baufällig ist am Hause? (2 B. d. Kön. 12, 7.) Ehe mancher ein Geschirr, mit dem er arbeitet, bessern und gut einrichten läßt, arbeitet er mit dem abgeführten so schlecht und zauderhaft, als es gehn will. Lieber pflügt er seine Felder erbärmlich, als daß er die Pflugschaar erlegen oder ganz neu machen ließe. Mitten auf dem Wege oder in der dringensten Arbeit zerbricht ihm bald dieß bald das an Schiff und Geschirr, weil er es nicht zur rechten Zeit hat ausbessern lassen, und die Versäumniß oder das Unglück das er darüber hat, kostet sechsmal so viel als die Ausbesserung. — Er spart an dem Stangenwerk des Scheunengebälkes, und bricht darüber den Hals.

4. Eine vierte Art von unzeitiger Sparsamkeit ist diese, wenn man auf seine Feldgüther nichts wenden will, und doch immer grossen Nutzen von denselben verlangt. Wenn man alles was man kauft oder machen läßt, oder selbst macht, nur wohlfeil haben will, und nicht fragt, ob das wohlfeile auch nutzbar und gut ist. Manche schlechte Hauswirthe sind zu geizig, ihre Felder nur nach der gewöhnlichen Art recht zu bestellen, geschweige denn etwas auf eine neue Hauptverbeßrung zu wenden. Wenn

da ein gescheider Landwirth zu ihnen sagt: so oder so müßt ihr eure Sache anfangen — so heißt es: Ja, lieber Herr! wenn es nur so schnell gethan als geredt wäre, und wenn es keinen Daransatz koste. te! Kurz, die unzeitige Sparsamkeit stellt sich auch hier, zum Nachtheile des Hauswesens ein. Wie manche Leute sparen z. E. an ihren Aeckern und Weinbergen so lange, bis sie nicht mehr das halbe Geld werth sind. Ich darf einer Landgemeinde nicht erst sagen, auf was für Weise gar manche, zum eignen größten Schaden, ihre Güther herunter kommen lassen, denn ihr wißt alle besser als ich, woran es fehlt; aber doch durft' ich dieses unwirthschaftliche Verhalten nicht ganz mit Stillschweigen übergehn, weil ich die Absicht habe zu zeigen, was eine unzeitige Sparsamkeit sey, und was sie für Folgen hat. Am besten kann man die üblen Folgen einer solchen unzeitigen Sparsamkeit bemerken, wenn man über eine Fluhr geht, und Aecker und Weinberge betrachtet, was da auf einerley Boden für verschiedenes Gewächse steht. Das Feld ist nicht undankbar; wer dem Felde gibt, was ihm gebühret, dem gibt es auch reichlich wieder; der aber, dem bald der Dünger, bald die Arbeit, bald eine gewisse Saamart, bald das Warten auf den Profit, bald wieder etwas andres zu kostbar ist, der beym Bestellen nur im-

mer am wohlfeilsten davon zu kommen sucht, wird auch zur Aerntezeit wohlfeil davon kommen. Oft fordert die Verbeßrung der Landwirthschaft einen Daransatz, der sich in den nächsten 8 Monaten nicht wieder herausschlägt, der aber nach mehrern Jahren mit vielem Wucher zurück kommt: dieß ist z. E. der Fall bey frischer Anlegung eines alten halb ausgestorbenen Weinberges. Man hat Anfangs grossen Daransatz; muß eine Zeit lang der Früchte ganz entbehren; aber mit welchem Wucher kommt der Daransatz wieder, wenn die Stöcke einmal tragbar sind! Wie groß ist der Gewinn, wenn man bey der Anlegung auf gute Fächser etwas mehr als gewöhnlich verwendet, und wie groß der Schaden, wenn man da nur auf Wohlfeilheit sieht! Wer aber hier unzeitiger Weise spart, nimmt lieber mit einem ganz kleinen Vortheile vorlieb, an den er wenig oder nichts setzen darf und den er fein bald bekommt. Kaufen solche Sparer Kleidungsstücke, Hausgeräthschaften oder sonst etwas ein, so geht es nur nach der Wohlfeile, mag auch das Eingekaufte noch so schlecht seyn; Lassen sie etwas bauen, oder sonst verfertigen: so wird alles so elend gemacht als nur möglich ist, damit es wohlfeil herauskommt, ohne zu bedenken, daß hinter einer solchen Arbeit auch keine Haltbarkeit seyn kann. Wo eine Weide hält, bedarf es keines

Na-

Nagels, sagen diese Wirthschafter, und verbrauchen — daß ich bey dem Gleichnisse bleibe — zwey Bunde Weiden für einen einzigen Nagel. Sie suchen einen Heller, sagt von ihnen das Sprichwort, und verbrennen drey Lichter darüber. Manche Dinge kosten Anfangs fünffaches Geld; aber sie haben zehn- und zwanzigfache Dauer und Nutzbarkeit. Eh' mancher Landwirth eine dauerhafte Hecke, oder eine Mauer von Feldsteinen um seinen Garten anlegte, schlägt er lieber alle Frühlinge Pflöcke herum und zieht Dornen hinein; läßt sich diese im Herbste durchbrechen und zur Winterszeit stehlen. Doch es braucht keiner weitern Exempel. Euch, als Landleuten, die Jahr aus Jahr ein mit dem Feldbaue sich beschäftigen, müssen mehr beyfallen als mir. Am Ende liegt mir auch die Hauswirthschaft meiner Gemeine, so gern ich sie bey allen in den beßten Umständen sähe, nicht so nahe am Herzen, als die Erziehung ihrer Kinder, an welcher, leider! auch unzeitiger Weise nur gar zu oft gespart wird, wovon ich also zum Schlusse noch reden muß.

5. Bey der Erziehung der Kinder, liebe Aeltern, muß man bekanntlich, für die Gesundheit, für das gute bürgerliche Fortkommen, für den Verstand und für das Herz derselben sorgen. In allen diesen Stücken fehlen manche, vielleicht

viele

viele Erzieher, aus unzeitiger Sparsamkeit. Ich weiß es wohl, wie hart es manchen Leuten geht, wie sauer es ihnen wird, nur das Nothdürftigste zu verdienen; aber auch diese Armen könnten oft, ohne sich sonderlich wehe zu thun, mehr auf die Erziehung ihrer Kinder wenden als gewöhnlich geschieht, ob gleich kein Vernünftiger von ihnen fordern wird, daß sie gerade so viel als der Reiche oder Mittelmann aufwenden sollen. So wie wohlhabende Aeltern auf die Kleider ihrer Kinder mehr wenden als Arme: so sollten sie es billig auch in wichtigern Stücken der Erziehung thun. Doch nun zur Sache! Ganz gut ist es, wenn man die Kinder etwas rauh erzieht. Auf dem Lande findet man daher gewöhnlich mehr frische, gesunde junge Leute, als in großen Städten, wo viele Aeltern ihre Kinder kaum in die freye Luft kommen lassen, und immer mürbes Brod, Zucker, Kaffe und dergleichen in sie hineinstopfen; aber es gibt auch Leute, die's auf der andern Seite versehen, und es ihren Kindern an der nothwendigsten Leibespflege mangeln lassen, blos um die Ausgaben zu vermeiden, die mit einer bessern Aufsicht und Pflege verbunden sind. Unzeitig heißt es gespart, wenn man so gar schlechte und unverdauliche Speisen den Kindern gibt, so lange ihr Magen noch nicht erstarkt ist. Gar mancherley fieberar-

tige Krankheiten entstehen daraus, oder es kommt doch wenigstens kein Wuchs in die Glieder. Unzeitig ist es gespart, wenn man, ohne gute Aufsicht, die armen Kleinen von einem halben Tage zum andern in die Stube zusammensperrt, oder auf den Gassen herumziehen läßt, oder die Wartung derselben so ganz kleinen Dienstmädchen, die mit dem geringsten Lohne vorlieb nehmen, oder den eigenen erwachsenen Kindern anvertraut. Oft schleppen sich diese krum und einseitig darüber und verwahrlosen doch dabey die armen Säuglinge. Unzeitige Sparsamkeit ist es, wenn man die Kinder so gar schlecht mit Kleidern und Betten versieht, daß sie fast im Winter erfrieren, daß ihre Glieder vom Froste beschädigt werden oder sonst ihre Gesundheit darunter leidet. Unzeitige Sparsamkeit ist es, die Kinder so frühzeitig zu solchen Arbeiten anzuhalten, die ihre Kräfte übersteigen. Die Geschäfte können sie am Ende doch nicht so verrichten, wie sich's gehört, und ihre Gesundheit setzen sie gleichwohl dabey zu; denn die Leute, die sich so frühzeitig über Vermögen angreifen müssen, werden, wenn sie auch die Arbeiten ausstehn, doch sehr bald steif und unvermögend — und mit welcher Summe kann man dann die Gesundheit wieder kaufen?

Gesunde Glieder, muntre Kräfte,
O Gott, wie viel sind die nicht werth!
Wer taugt für des Berufs Geschäfte,
Wenn Krankheit seinen Leib beschwehrt?
Ist nicht der Erde größtes Guth
Gesundheit und ein froher Muth?

Nicht genug aber, daß man für die körperliche Erziehung das nöthigste aufwendet! man muß auch für das weitere Fortkommen der Kinder sorgen; muß nicht geizen, wenn es darauf ankommt, sie etwas tüchtiges lernen zu lassen. Mancher Knabe würde ein Handwerk, zu dem er Lust hat, gut erlernen, und sich besser mit nähren als mit dem Tagelohn; aber die Aeltern scheuen die Kosten, oder übergeben ihn doch dem schlechtesten Meister, wenn er nur ein recht geringes Lehrgeld nimmt, ohne zu bedenken, daß der arme Sohn nun nichts geschicktes lernt, und also nicht wohl in der Welt fortkommen kann. Manches Mädchen würde eine geschickte Näherinn oder Köchinn werden, und sich damit in der Welt manchen Nutzen schaffen; aber man scheut das Paar Gulden und die Zeit, die das Erlernen fordert, und also unterbleibt es ganz und gar. Unzeitige Sparsamkeit ist es, wenn man den Kindern auch sonst nicht in der Welt forthelfen will. Mancher Vater hindert seine Kinder an einer glücklichen Ehe,

um nur die Mitgabe und Aussteuer noch nicht herauszahlen zu müssen; oder auch, weil er der Dienste seiner Kinder nicht entbehren will. Oft beruht das ganze Glück derselben auf ein Paar hundert Gulden, die der Vater mehr aufwenden soll; aber lieber läßt er die Kinder unversorgt und erlebt am Ende Schande von ihnen. Ich weiß wohl was Sirach sagt: dieweil du lebst und Odem hast, übergib dich keinem andern Menschen. Es ist besser, daß deine Kinder deiner bedürfen, als daß du ihnen müssest in die Hände sehn; (Kap. 33, 21. 22.) ich weiß daß das Sprichwort recht hat, wenn es sagt: es ist nicht gut auf der Kinder Bank sitzen; aber ich verlange auch nicht daß man sich, ohne dringende Noth, um ihrer willen ganz entblößen soll; nur von denen rede ich hier, die das nicht für ihre Kinder thun wollen, was sie, ohne sich selbst zu vergessen, wohl thun könnten. Wenn ich einmal sterbe: so bekommen sie ohnehin was ich habe, sagen solche Aeltern; aber oft kommt es dann zu spät, und weder Dank noch Seegen wird ihnen für die Hinterlassenschaft gesagt, die sie doch nicht hätten mitnehmen können.

Noch einer unzeitigen Sparsamkeit, durch welche zwar nicht der Körper, aber der Verstand und das Herz der Kinder Schaden leiden, muß ich am Schlusse gedenken; einer Sparsamkeit, die mir

am

am allerverhaßtesten ist, und deren Wegräumung mir daher zunächst am Herzen liegt. Das Wort der Ermahnung gilt euch, ihr Väter und Mütter, die ihr eure Kinder um der kleinsten Ersparniß willen von der Schule zurückhaltet. Ach, wie sollen die Kinder eifrig werden, etwas Gutes zu lernen, wenn die Aeltern für das Gute keinen Eifer beweisen, oder wohl gar ihre Zöglinge selbst zurückhalten! Da braucht der Bauersmann einen Jungen, der das Vieh vor dem Pfluge regiert, es auf die Weide treibt, irgend eine kleine Handarbeit verrichtet, oder über Land geht; Die Mutter hat ihr Mädchen nöthig zu einer kleinen Haus- oder Feldarbeit, oder auch nur für den Spinnrokken: was thut man also? man hält die Kinder von der Schule zurück; — denn die Schul-Versäumniß, denkt mancher, kostet mich kein Geld; aber die Arbeiten muß ich bezahlen, wenn sie nicht von meinen Kindern gethan werden, und brauch' ich selbst die Kinder nicht: so können sie bey einem andern etwas verdienen. Die Kinder kosten ohnehin genug und geben so wenig Nutzen! — Wenn das keine unzeitige Sparsamkeit ist: so gibt es gar keine mehr; denn sagt mir nur: wie viel würden denn alle die Arbeiten, um derenwillen man die Kinder von der Schule zurückhält, samt und sonders kosten, wenn man sie durch Andre

thun liesse? gar nicht zu gedenken, daß man oft den ganzen Dienst entbehren könnte. Wie viel verdient denn der Sohn eines armen Taglöhners, während der Zeit, die er in der Schule seyn soll? Ist wohl in unsrer Gegend ein einziger Mann so gar arm, daß er nicht den Kreutzer Verdienst zur Noth entbehren könnte? Und kann man es dem wohlhabenden Bauer oder Handwerker verzeihen, wenn er seine Kinder in der Kenntniß des Christenthums, im Schreiben, Rechnen und in andern nützlichen Wissenschaften vernachläßigt, um etliche Groschen zu erhalten? — Da wachsen die Kinder auf in der grösten Unwissenheit, und klagen am Ende selbst über ihre Aeltern. Hätte mich doch mein Vater fleißiger in die Schule geschickt! sagen sie; Nun kann ich kaum Gedrucktes lesen; aufs Rechnen und Schreiben versteh ich mich gar nicht, und könnt' es doch so oft brauchen! aber da waren meine Leute zu geizig. Um eine Kleinigkeit, die ich statt des Schulbesuchens verdiente, hab' ich das alles versäumt. Andre können so viele schöne Lieder und Gebethe auswendig und ich habe nichts gelernt, das mir zur Aufmunterung und zum Troste gereicht! u. s. w. — Sehen nun vollends so unwissend erzogene Kinder nicht einmal ein was ihnen fehlt, dann ist es noch schlimmer: Dann machen sie sich aus allem menschlichen Wis-

sen nichts, kümmern sich nichts um das Christenthum, machen ihren eigenen Aeltern ein Herzeleid um das andre, werden von keinem rechtschaffenen Menschen geliebt, und bringen sich selbst um ihre zeitliche und ewige Glückseligkeit. Kann also eine Sparsamkeit unzeitiger seyn als diese, deren ich eben gedacht habe?

Nicht genug aber, daß man die Kinder nicht von der Schule zurück hält, man muß sie auch mit nöthigen Büchern versehen. Wenn in irgend einem Falle unvernünftiger Weise gekargt wird, so geschieht es in diesem, und gleichwohl ist der Aufwand so klein, und der Nutzen so groß. Wie schwer hält es aber, bis man die Aeltern bewegt, ein gutes Schulbuch, wenn es nicht schon seit hundert Jahren gewöhnlich war, anzuschaffen! Ach, heist es, laßt die Kinder den Katechismus lernen! wozu brauchen sie der andern Bücher? Sind unsre Groß- und Urgroßväter ohne das alles, was man jezt lernen soll, selig geworden: so können es die Enkel und Urenkel auch werden ꝛc. — Daß man doch immer so gerne zur Unzeit vom Seligwerden spricht! Bey Wasser und Brod, wenn man nichts bessers hat, kann man auch in den Himmel kommen; warum nehmt ihr nicht damit für lieb, da doch die beßte Kost zur Seligkeit nichts beyträgt? Ueberdieß ließe sich wohl

beweisen, daß Tausende, auch in jener Welt, nicht so glücklich werden, als sie würden geworden seyn, wenn sie einen bessern Unterricht genossen hätten. Ich weiß indeß, daß nicht alle so denken; es gibt in unserm Dorfe viel wackre Leute, die selbst gern etwas nützliches lesen und auch gar nicht geitzen, wenn sie zum Besten ihrer Kinder etwas für ein nützliches Buch aufwenden sollen; aber bey alle dem, glaubt ihr wohl, daß der Kinderfreund und die Biblischen Erzählungen, worauf doch die Aeltern nunmehr selbst etwas halten, hier hätten eingeführt werden können, wenn man nicht deren einige Dutzend von Stiftungsgeldern in die Schule geschafft hätte? Gewiß nicht! denn der guten und willigen Leute sind noch immer zu wenig. Von ganz armen Leuten verlangt man ja ohnehin nicht, daß sie die Bücher selbst anschaffen sollen, weil man weiß, wie hart es ihnen geht; aber von Mittelleuten und von Reichen, dünkt mich, könnte man's fordern. Wer einmal nur 80 bis 100 Gulden in der Erbschaft bekommt, der wird durch den einzigen Gulden, den seine Aeltern an Schulbüchern ergeizt haben, doch nicht reich, und wer Tausende von seinen Aeltern ererbt, fühlt es gar nicht, ob er einen Thaler mehr oder weniger hat; aber das fühlt er, wenn er in der Schule vernachläßigt worden ist. Zu einem solchen Vater, der seinen

Kin-

Kindern zwar Schätze zurückläßt, aber ihre Erziehung aus Sparsamkeit vernachläßigt, sagt der fromme Gellert:

Du bist ein Vater, und aus Geiz
Entziehst du dich den Kindern,
Und lässest dich des Goldes Reiz
Ihr Herz zu bilden hindern,
Und glaubst, sie seyen wohl bedacht,
Wenn du sie reich, wie dich, gemacht.

Doch ich erinnere mich eben, daß ich von der unzeitigen Sparsamkeit nur solche Exempel geben wollte, die da zeigten, daß mancher kargt da er nicht soll, und doch ärmer wird, oder: daß es eine Sparsamkeit gibt, die dem Hauswesen mehr Schaden als Nutzen bringt. Sollte wohl die aus Geiz verabsäumte Erziehung der Kinder auch hieher gehören? Statt der Antwort nur ein Paar Fragen: Welche Kinder nützen am meisten in der Hauswirthschaft: solche, die unwissend und dumm in den Tag hineinleben, oder klug denkende? Solche, die böse Streiche begehn, oder rechtschaffne und christlich gesinnte? Die letztern, nämlich die weisen und tugendhaften! werdet ihr alle einstimmig antworten. Da nun aber der Unterricht und die Erziehung, die Kinder weise und tugendhaft machen soll: so versteht sich von selbst, daß die aus Geiz versäumte Erziehung, dem Hauswesen ungleich mehr Schaden als Nutzen bringt.

Daß doch meine heutige Predigt, die ich hiermit beschließe, nicht ganz unfruchtbar an guten Folgen seyn möchte! Wie würd' ich mich freuen, wenn nur einer oder der andere daraus gelernt hätte, sich mit der Sparsamkeit in die Zeit zu schicken! denn auch das gehört mit zum Chri-

stenthum, und gar leicht können wir das Himmlische versäumen über dem Irdischen, wenn wir unser ganzes Herz nur an diese Welt hängen und von den zeitlichen Güthern nicht den rechten Gebrauch machen. Oft ist sogar, wie ich gezeigt habe, das immerwährende Dichten und Trachten nach dem Irdischen, Schuld daran, daß wir auch das Irdische nicht einmal erhalten.

Dir geloben wir's also, wohlthätiger Gott, der du für alle deine Geschöpfe so väterlich sorgst, und deine milde Hand immer aufthust, daß wir daraus nehmen sollen Gutes und Barmherzigkeit, dir geloben wir's, die Güther, die du uns anvertraut hast, als kluge Haushalter zu benützen und unzeitige Sparsamkeit aus unsern Herzen zu verbannen. Bey Fleiß und gehörigem Daransatze, gedeihe unser Feld und Vieh, unsre Wirthschaft blühe und sey immer ergiebig, für uns selbst zum Unterhalt, und Dürftigen zur Erquickung! Zur Belohnung des älterlichen Fleißes und der angewandten Kosten, wachse die Jugend unsers Dorfes nicht allein zu fleißigen klugen Hauswirthen, sondern auch zu verständigen Leuten und gutherzigen Christen empor,

Daß uns des Landes Fruchtbarkeit
Für Fleiß und Aufwand lohne;
Daß Zucht und weise Sparsamkeit
In unsern Hütten wohne;
Daß unser Herz zufrieden sey —
Dieß, lieber Vater, dieß verleih
In Christo deinem Sohne!
Amen.

Sechste Predigt.

Vom Betrug im Handel und Wandel.

Ueber 1. Thessal. 4, 6.

gehalten

am Sonntage Reminiscere.

(Fast ganz umgearbeitet.)

Recht thun und ehrlich seyn und gut,
Ist mehr denn Gold und Ehr,
Da hat man immer frohen Muth
Und Freuden um sich her,
Und man ist froh und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Leute, die in Worten und Werken gerad und rechtschaffen mit uns umgehn, nennen wir ehrliche Leute. Schon der Name, den man ihnen gibt, zeigt an, wie viel man auf sie hält, indem man sie ehrlich, ehrenhaft, verehrungswürdig nennt. Alle wollen daher auch ehrliche Leute seyn, und trotzen bey jeder Gelegenheit auf den ehrlichen Mann. Gleichwohl aber hört man fast täglich Klagen, über Betrug und Falschheit. Es müßen also viele, die sich selbst vermessen, daß sie ehrlich wären, das nicht seyn, wofür sie sich ausgeben. Oft geschiehts sogar, daß Erzbetrüger, die man von Grund aus kennet, sich gegen den Betrogenen ins Angesicht, mit ihrer Redlichkeit groß machen; und ich glaube fast, die Leute halten sich wirklich für das, was sie gerne scheinen möchten. Ihre

bösen Streiche sehen sie entweder für ganz und gar erlaubt, oder doch nur für unbedeutende Kleinigkeiten, für nöthige Kunstgriffe an, mit denen man sich in der Welt durchschlagen muß. Wie viel Betrug wird z. E. im Handel und Wandel begangen! aber da wird auch selten ein Betrüger seyn, der nicht seinen Betrug zu beschönigen wüßte. Vielleicht gelingt es mir, diese Leute so zu zeigen, wie sie wirklich sind, nämlich als sträfliche Betrüger, wenn ich werde dargethan haben, wie eitel und unstatthaft ihre Entschuldigungen und Ausflüchte sind. Zu dieser Abhandlung veranlaßt mich der 6te Vers unsrer heutigen Epistel:

1. Thessal. 4, 6.

Das ist der Wille Gottes, daß Niemand zu weit greife, noch vervortheile seinen Bruder im Handel; denn der Herr ist Rächer über das alles. *)

Diese Worte geben mir also Gelegenheit, mit euch zu reden:

Vom

*) Einige der ältern und neuren Erklärer, finden hier kein Verbot des Betrugs, sondern des Ehebruchs; da aber die gewöhnliche Auslegung doch auch viel für sich hat: so glaubte ich, diese Stelle, ganz ohne Bedenken, bey einer Betrachtung über den Betrug im Handel und Wandel, zum Grunde legen zu dürfen.

Vom Betrug im Handel und Wandel.

Zuerst will ich einige der gangbarsten Betrügereyen, die unter Landleuten vorfallen, anführen, und
dann die Entschuldigungen derselben untersuchen.

Der Brief, aus dem ich einen Vers zu unsrer heutigen Betrachtung gewählt habe, war an die damalige Christengemeine zu Thessalonich gerichtet. Heut zu Tage heißt diese Stadt Salonichi. Sie liegt am Meere und treibt einen merkwürdigen Handel. Schon zu Pauli Zeiten hatten sich die Bürger dieser Stadt stark auf Handelschaft gelegt. Man kann also leicht denken, daß an einem solchen Orte gar mancher Betrug mit unterlief, und daß auch die neuen Christen daselbst nicht von Betrügereyen ganz frey waren. Sehr nöthig war daher die Ermahnung des Apostels: daß niemand zu weit greife noch vervortheile seinen Bruder im Handel. In unserm Dorfe wird nun freylich kein so beträchtlicher Handel getrieben; aber auch bey der kleinern Handelschaft mit Vieh, Getreid, Wein und andern Lebensmitteln, dürfen wir uns eben so wohl als die Thessalonicher das obige gesagt seyn lassen; denn wer im geringsten untreu ist, der würd' es auch im größern seyn,

wenn

wenn er dazu Gelegenheit hätte. Einen Menschen, der nicht über wenig getreu ist, darf man auch nicht über viel setzen. Niemand, er sey wer er wolle, soll also zu weit greifen und seinen Bruder (Mitmenschen) im Handel und Wandel, so gering auch die Sache seyn mag, vervortheilen. Unter den Ausdrücken zu weit greifen und vervortheilen versteht Paulus jede Art des Handels, bey der man auf eine unrechtmäßige Weise Gewinn zu erlangen sucht. Aus der zahllosen Menge von Betrügereyen die in der Welt vorfallen, will ich aber nur diejenigen ausheben, die unter Landleuten am häuffigsten getrieben werden, und die man gar oft nicht einmal für Sünden, sondern für erlaubte Kunstgriffe ansieht. Hieher gehört vor allen der gewöhnliche Betrug, 1. daß man die Fehler der zu verkaufenden Dinge verschweigt; oder ausdrücklich seine schlechte Waare für gut anpreißt. Am gewöhnlichsten ist diese Art des Betrugs beym Viehhandel. Die Mängel sind hier oft so versteckt, daß ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um sie zu entdecken, oder daß sie gar nicht anders, als durch längere Beobachtungen, Proben und Erfahrungen entdeckt werden können. Eben deßwillen sind aber auch in diesem Fache die Betrügereyen am gewöhnlichsten. Nimmt ein Stück Vieh einen Fehler an, der sich

nicht

nicht abgewöhnen läßt; oder wird es sonst mangelhaft; oder ist man damit betrogen worden: so sinnt man darauf, es für gut zu verkaufen; verschweigt in dieser Rücksicht den Fehler sehr sorgfältig, und lobt gegen jedermann das untüchtige Stück Vieh, um es desto besser wieder los zu werden. Man bestellt betrügliche Unterhändler und Zeugen; gebraucht allerley Mittel, um das Uebel auf eine kurze Zeit zu stillen; hütet sich forgfältig vor allen Proben, durch welche der Kauflustige den Mangel entdecken könnte; bemäntelt und beschönigt die unleugbaren Fehler; sucht des Viehes ohne Gewährung los zu werden; und muß man ja für einige Mängel im Kaufbriefe gut sagen: so sucht man in der Folge zu beweisen, daß das Vieh diese Fehler erst während der Probezeit durch ungeschickte Behandlung bekommen habe. Sind die Fehler in der Landesordnung nicht ausdrücklich als Hauptmängel bemerkt; dann glaubt man ohnedieß von aller Verantwortung frey zu seyn. So geht oft ein untaugliches Stück Vieh durch zehn Hände, von Christen zu Juden, und von Juden zu Christen, bis es endlich im Stalle eines Betrogenen, oft eines armen Mannes, der darüber in die äußerste Noth versinkt, zu Grunde geht. Gottlob! sagen dann diejenigen, die vor der Hand ebenfalls damit angeführt waren, Gott-

lob, daß ich es noch zur rechten Zeit von der Hand gebracht habe! So loben sie Gott darüber, daß es ihnen noch gelungen ist einen andern zu betrügen, statt daß sie darüber den Teufel loben sollten.

Wie man da mit dem Vieh handelt so handelt man auch mit andern verkäuflichen Dingen. Hat man durch Unachtsamkeit etwas verderben lassen: so sucht man es auf allen Wegen, seyen sie noch so schändlich, für gut anzubringen. Ist etwas durch einen Zufall ekelhaft, vielleicht gar ungesund geworden: so verkauft man es und sagt bey sich selbst: wers nicht weiß, dem schadets nicht. Man bringt verdorbne Waaren entweder selbst, oder durch fremde Personen, auf Märkte, wo einen niemand kennt, und freut sich, unerkannt und unbeschimpft davon gekommen zu seyn. Falsches Geld, mit dem man selbst betrogen worden ist, glaubt man ohnedieß mit vollem Rechte wieder für gut ausgeben zu dürfen, und macht daher allerley Proben, der Münze wieder ein beßres Ansehen zu geben, oder einen Menschen zu finden, der sie auf Treue und Glauben annimmt. Man handelt wohl absichtlich schlechtes Geld und schlechte Waaren um geringen Preis ein, und treibt damit schändlichen Wucher, indem man sie wieder für gut und vollgiltig anzubringen sucht. Man bedient sich der Unwissenheit und Gutmüthigkeit

der

der Käufer, und sagt dann das Sprichwort: übers sehen ist auch verspielt!

2. Manche Leute sind wohl schändlich genug, an und für sich gute Waaren absichtlich zu verfälschen und durch betrügliche Beymischung zu vermehren. Wie viele Betrügereyen werden nicht mit dem Weine gespielt, um einen schlechtern Jahrgang für einen bessern zu verkaufen? Wie gewöhnlich ist die Beymischung des Wassers unter den süssen Most, und wie manchem Käufer ist schon das größte Stückfaß durch etliche Eymer verdorben worden, die er von einem Betrüger darunter gebracht hat? Wie viele Bauersleute begiessen ihr Getreide, besonders den Hafer, mit Wasser, ehe sie ihn zu Markte führen! Fruchthändler treiben den Betrug oft so sehr ins Große, daß sie durch das Aufquellen viele Malter herausmessen. — Ob das verfälschte Getreid nun über einander verdirbt, und auch das andere, zu dem es aufgeschüttet wird, zu Grunde richtet; oder ob es wieder Malterweise eindorrt, das ist solchen Bösewichten ganz gleichgiltig, wenn nur Sie dabey gewinnen.

3. Betrüglich ist es gehandelt, wenn man falsches Maas und Gewicht führt. Du sollst nicht zweyerley Gewicht haben, und in deinem Hause soll nicht zweyerley Scheffel, (oder Metze) groß

und

und klein seyn; denn wer solches thut, ist dem Herrn ein Greuel! sagt Mose. (5 Mos. 25, 13 — 16.) Aber da heißt es, wie dort im Amos steht: (Kap. 8, 5. 6.) Laßt uns Korn feil haben, den Epha ringern, den Sekel steigern und die Wage fälschen, auf daß wir die Armen ums Geld und die Dürftigen unter uns um ein Paar Schuhe bringen, und Spreu für Korn verkaufen! — Freylich geht es unter Bauersleuten nur selten an, falsches Maas und Gewicht zu führen, weil diesem Betruge durch obrigkeitliche Anstalten so ziemlich vorgebeugt ist; aber heißt denn nicht auch das Maas und Gewicht verfälschen, wenn man das Getreide, den Flachs, oder andre verkäufliche Dinge durch Wasser ausgiebiger oder schwerer macht? Wenn man die Butter mit Milch füllt, oder den Wein, oder das Bier mit Wasser dehnt? Wenn man beym Getreid-Einkaufe die Metze tief einschlägt, und beym Verkaufe tief abstreicht; mit den Vormessern auf Getreid-Schrannen es anlegt, daß sie zum Vortheile des Einen, und zum Nachtheile des Andern messen?

4. Eine vierte Art des Betrugs im Handel und Wandel ist diese, daß man die Waaren unter ihrem Preise zu erhalten, und über den landläufigen Werth zu verkaufen sucht. Will man

etwas

etwas einkaufen: so sind alle Preise im Fallen begriffen, und verkauft man, so ist alles im Steigen. Man schwazt dem Verkäufer seine Waare durch allerley Betheurungen, durch Zureden und falsche Nachrichten ab, und dem Käufer wieder auf; macht sich besonders die Unwissenheit und Nachgiebigkeit Andrer zu Nutzen: Man schließt wohl gar einen Kauf- oder Tauschhandel mit Betrunkenen, die ihrer Sinnen nicht mächtig sind. Man geht mit betrunkenen Handwerkern Accorde ein, die sie nicht, ohne ihren Schaden, erfüllen können, und hält sie dann unnachläßig beym Worte. Oder man stellt auch einem Nüchternen die Arbeit so leicht vor, daß er sich zu einem allzugeringen Preise herab stimmt, und denkt nicht einmal daran, daß der so sehr verringerte und verkümmerte Lohn des Arbeiters zum Himmel schreyt. Oder man macht sich die Noth der Käufer und Verkäufer zu Nutzen. Sie müssen schleunig Geld haben; können aber nicht eben so schleunig einen billigen Käufer auftreiben. Man legt einen Spottpreiß auf ihre Waaren, die sie zu Geld machen wollen, und stellt sich, als nähme man sie ihnen nur zur Gefälligkeit ab. Sie brauchen etwas in der Noth: Man übertheuert nun seinen Dienst, oder seine Waare, und thut oder gibt ihnen, was sie bedürfen, um das Sünden-Geld, gleichwohl nur wie aus Gefälligkeit. "Wenn es

Euch so nicht recht ist: so laßt es gehn!" heißt es da.

5. Ferner ist es eine gewöhnliche Art von Betrug im Handel und Wandel, daß man nicht vollständig Wort hält, nicht ganz, oder gar nicht erfüllt, was man versprochen hat. Man hat einen Kauf geschlossen; — indeß fallen oder steigen die Preise. Der Kauf ist dem einen oder dem andern nicht mehr anständig — und nun wird darauf gesonnen, wie man wieder zurück zieht; man läßt die Daraufgabe fahren; oder wenn diese nicht gegeben worden ist, erklärt man den ganzen Handel für ungeschlossen. Man verspricht auf der Stelle zu zahlen, und zahlt erst nach mehrern Wochen oder Monathen, oder gar nicht, wenn es nicht auf amtlichen Zwang geschieht. Man sucht wenigstens wieder einen Theil des Accords zurück zu nehmen; noch allerley Bedingnisse und Nebenumstände dazu zu machen, und dem andern den Handel zu verleiden; singt aber gleichwohl ohne Schamröthe in der ersten beßten Kirche:

Laßt uns halten Treu und Glauben;
Fliehn was Andern schädlich ist!
Arme, Schwache nicht berauben,
Durch Gewalt, Betrug und List.
Laßt uns nie, was wir versprechen,
Widerrufen, weil's uns reut:
Nie was zugesagt ist brechen,
Oder schänden unsern Eid;

Von Betrug und Tücken rein,
Lieber arm, als treulos seyn.

Wie viele bedienen sich im Handel und Wandel der Vergessenheit Andrer. Wissen die Gläubiger die Summe nicht mehr genau, die sie zu fordern haben: so leugnet man einen Theil derselben ab; man macht betrügliche Gegenrechnungen; sucht beym Vorzählen des Geldes noch zu betrügen; und allenthalben bestätigt sich, daß Sirach recht hat, wenn er sagt: Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwey Steinen steckt: also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer. (Sir. 27, 2.)

6. Betrug im Handel und Wandel ist es ferner, wenn man die alten und herkömmlichen Abgaben der Obrigkeit nicht entrichtet, oder sie wenigstens zu schmälern sucht; wenn man Zölle übergeht; die Waaren nicht aufrichtig ansagt, Schleichhandel treibt, und dergleichen.

7. Endlich ist es ein wahres zu weit greifen im Handel und Wandel, wenn man andern Verkäufern die Käufer abspännstig macht; fremde Güther verachtet, um der eigenen desto besser los zu werden; wenn man andre Verkäufer überhaupt verdächtig macht, und ihr Handelsverkehr dadurch schmälert.

Doch, ich fühle nun lebhaft, daß ich bisher nicht den halben Weg zurück gelegt habe; daß ich noch eine Stunde lang Beyspiele von Betrug im Handel und Wandel auf einander häufen, und doch nicht das ungeheure Meer von Hinterlist erschöpfen würde, auf welchem die Räuberhorde von Käufern und Verkäufern ihr Wesen treibt.

II.

Laßt uns nun noch einige Augenblicke bey den Entschuldigungen verweilen, mit denen diese betrüglichen Menschen ihre Schandthaten bemänteln. Daß sie ihre Entschuldigungen für sehr wichtig und gründlich halten, erhellt unter andern auch daraus, daß sie sich ihrer Betrügereyen öffentlich rühmen, sie wohl gar noch vergrößern, und von dem großen Haufen wegen ihrer List mehr bewundert, als verabscheut werden. Aber laßt uns doch einmal ihre Vertheidigung untersuchen!

1. Jeder ist sich selbst der Nächste — jeder hilft sich, so gut er kann, sagen sie. Ganz gut! Jeder hat das Recht, in Nothfällen für sich selbst und die Seinen zuerst zu sorgen. Wer seine Hausgenossen nicht versorgt, ist ärger als ein Heide, sagt die Schrift. Niemand wird daher verlangen, daß jemand das Hemd vom Leibe geben und selbst nakket gehn soll; aber wer berechtigt mich, einem andern

dern das Hemd vom Leibe zu ziehn, um mein Duzend vollständig zu machen? Wenn ich das Recht habe, vor allen andern für mich selbst zu sorgen, wer gibt mir darum das Recht, andre zu bestehlen? Könnte nicht der Dieb, der dem Galgen zugeführt wird, eben diese Entschuldigung vorbringen?

2. Ich habe niemanden bestohlen, wird der Betrüger antworten; ich bin keinem in das Haus gebrochen; und habe ich Jemand im Handel und Wandel hintergangen: so ist es seine Schuld: warum that er die Augen nicht auf? Uebersehen ist auch verspielt! — Wenn diese Entschuldigung gilt: so streicht immer das Gesetz der Natur und Offenbarung aus, das Gesetz: alles was ihr wollet das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch! und:

Was du nicht willst, daß man dir thu'
Das füg' auch nicht dem Nächsten zu!

Dann sagt mir nichts mehr von Ehrlichkeit! Der Name Ehrlichkeit ist dann ein Spielwerk, und Treue und Wahrheit sind ein leerer Schall. — Wenn ich mir die Uebersicht, oder Unwissenheit eines Andern zu Nutzen machen darf: so sind fast alle Betrügereyen gerechtfertigt; dann ist's Grausamkeit, einen falschen Geldmünzer zu strafen; dann darf ich dem Unwissenden Mößing für Gold,

und Zinn für Silber geben. — Zum Betruge gibt kein Betrogener seine Einwilligung, sondern zu einem ehrlichen Kaufe. Betrogen will niemand seyn, weder der Käufer noch der Verkäufer! An dem, auf solche Weise eroberten Guthe, hängen die Seufzer der Vervortheilten, und die Thränen der Armen. Auf dieses unrechte Guth verlaß dich nicht; denn es hilft dich nichts, wenn die Anfechtungen kommen werden! (Sir. 5, 10. 11.)

3. Aber ich bin selbst betrogen worden, möchte mancher antworten. Warum soll eben ich den Schaden tragen? Wer mich betrogen hat, der mag es verantworten! Jeder hilft sich so gut er kann! — Eine höchst elende Entschuldigung! Ist man mit einer falschen Waare selbst betrogen worden: wen betrügt man dann wieder damit? Den, der einen betrogen hat? — Nein! Der kennt die Fehler schon, und läßt das Vergeltungsrecht nicht an sich spielen. Man erholt sich also an einem Unschuldigen, der für jenen Betrug nichts kann. — Was würdet ihr von einem Menschen denken, der, von irgend einem unhöflichen Händelsucher zu Boden gestoßen, sich schnell wieder aufrichtete, an einen ganz Unschuldigen absichtlich hintaumelte, auch diesen zu Boden würfe, und sich dann etwa so entschuldigen wollte: Der grobe Mann, der mich niedergeworfen hat,

mag

mag es verantworten; warum stieß er mich zu Boden? — Würde man ihm nicht antworten: Ja, Freund, wenn du im Fallen, unabsichtlich auch einen andern mit niedergeworfen hättest, dann wärest du unschuldig; aber da du es absichtlich thatest: so bist du straffällig. Was konnte dieser Unschuldige für die Grobheit des Schuldigen? — Höchst ungerecht ist es also einen andern zu betrügen, weil man selbst ist betrogen worden. Was würde einem Diebe die Entschuldigung helfen, wenn er vor Gerichte spräche: "Weil einmal ein Dieb mich bestohlen hat: so glaubte ich an andern Menschen eben so handeln zu dürfen." — Sind wir also betrogen: so haben wir keinen andern Ausweg, als diesen, den Betrüger darüber zu belangen; und hilft das nicht: so müssen wir, wie sauer es uns auch werden mag, den Schaden tragen; daraus für die Zukunft Klugheit und Vorsicht lernen, und durch Fleiß und vernünftige Sparsamkeit den Schaden wieder zu ersetzen suchen.

4. "Aber die Obrigkeit hat mir selbst das Recht zugesprochen!" Gut! so hast du die Obrigkeit durch Bestechung, oder durch Lügen, hintergangen: und muß auch der Richter seine Schuld verantworten: so hast du doch auch die Deinige auf dir.

Zwey edle Schweizer stritten einst um eine Wiese. Jeder glaubte Recht zu haben, und ihre Klage wurde vor Gericht anhängig. Als sie aber zur Entscheidung vorgeladen wurden, konnte der Eine nicht erscheinen. Lieber Nachbar, sagte er zu dem, mit welchem er im Processe lag, du weißt meine Sache so gut als die Deinige. Geh hin und rede zugleich auch für mich! Der ehrliche Widersacher gieng, und trug die Gründe seines Gegners so ehrlich vor als seine eigenen. Die Entscheidung fiel zum Vortheile des Abwesenden aus; sein Abgesandter aber eilte so vergnügt zurück, als ob er selbst gewonnen hätte. Die Wiese ist dein! rief er beym Eintritt in das Zimmer seines Nachbarn, und der Streit war auf immer geschlichtet. Wenn alle Menschen so ehrlich wären wie dieser Schweizer, dann würde gewiß keine Vervortheilung von irgend einem Richter begünstigt werden.

5. Eine solche Ehrlichkeit, würde ein Gewinnsüchtiger antworten, ist so selten als eine Schwalbe im Winter. Wie ich es mache, machen es die meisten Menschen. Jeder gewinnt so viel er kann! — Nun wohlan! Wer die breite Straße, die zum Verderben abführt, gehn will, der gehe sie, und tröste sich auch, zur Zeit der Strafe, mit seiner Gesellschaft! Sonst weiß ich

auf

auf diese Entschuldigung nicht zu antworten. Tausend Fehler und Sünden, die vor mir begangen worden sind, und nach mir begangen werden, machen keinen meiner Fehltritte zur Tugend. Noch verdammt man den Mörder zum Tode; noch gilt was Mose sagt: wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden, ob gleich seit Kains Zeit unzählige Todschläge begangen worden sind.

6. "Aber sollte denn Gott es so genau suchen? Der Betrug war ja nicht von großer Bedeutung!" Oft ist freylich der Gewinn für den Betrüger nicht sehr beträchtlich; aber desto beträchtlicher für den Betrogenen, wie z. E. beym Einnezzen des Getreides, beym Zugießen des Wassers unter den Most; denn dem Betrogenen verdirbt nun auch das Gute über dem Schlechten. Und wo steht denn geschrieben, daß man im Geringen treulos seyn dürfe? Das finde ich nicht in meiner Bibel; wohl aber die Worte: wer im Geringen untreu ist, der ist auch im Großen untreu. Heißt nicht das siebente Gebot, ohne Ausnahme, und gerade zu: „du sollst nicht stehlen!" und setzt nicht Luther ausdrücklich als Erklärung hinzu, daß wir unsers Nächsten Geld und Gut nicht mit falscher Waare oder bösem Handel sollen an uns bringen? Moses selbst hängt das fälschlich

Handeln und Lügen, ganz unmittelbar an das stehlen, wenn er (3 Mos. 19, 11.) sagt: Ihr sollt weder stehlen, noch lügen, noch fälschlich handeln, einer mit dem andern! Und mancher Dieb, der am Galgen weht, hat am Ende wohl weniger zusammengestohlen, als ein betrüglicher Händler.

Alle Entschuldigungen und Ausflüchte, die man beym Betruge im Handel und Wandel vorbringt, und also nicht einmal vor menschlichen Gerichten hinreichend, so bald nur einmal der Betrug offenbar am Tage liegt; wie viel weniger wird der Betrüger vor Gott dem Allwissenden bestehn! "Ach, diesen kann man schon wieder versöhnen, gesetzt daß ers auch so genau nehmen sollte. Man kann ja alle Sünden Gott abbitten, warum diese nicht?" — Ja, Freunde, Gott ist barmherzig und verzeiht gerne dem reuigen Sünder! aber falsch, grundfalsch ists, wenn wir uns einbilden, Gott lasse sich mit unserm Gebethe allein bestechen, wie ungerechte gewinnsüchtige Richter durch Geld: Nein:

Wer jemand Schaden einst gethan
Und irgend ihn erstatten kann
Und deß sich weigert, findet nicht
Vor Gott Erbarmung im Gericht.
Auf Buße, die er meynt zu thun
Kann Gottes Gnade niemals ruhn,

Wenn er nicht völlig das ersetzt
Womit er andrer Recht verletzt.

Laßt uns, um dieß zu erläutern, annehmen: einer von uns wäre von einem andern im Handel betrogen worden. Die Sache käme zur Klage vor den Landesherrn; der Verklagte bäte wehmüthig um Vergebung; verspräche Besserung ꝛc. und der Richter fällte folgendes Urtheil: Du Betrüger hast zwar meine Gesetze übertreten und dich an deinem Nächsten schwer versündigt; aber weil du mich batest und dich bessern willst, soll dir die Strafe geschenkt seyn! Würde da nicht der Kläger ausrufen: Ja, gnädiger Herr, ich will gerne zufrieden seyn, wenn Sie dem Menschen Gnade für Recht erzeigen, und lieb soll es mir seyn, wenn er sich bessert; aber sorgen Sie nur zuvor, daß ich meinen Schaden wieder ersetzt bekomme. — Wie es denn nun vor jedem menschlichen Gerichte rechtswidrig wäre, einen Bösewicht, der andre um das Ihre gebracht hat, nicht zum Wiedererſatze anzuhalten, da er doch wieder ersetzen könnte: so läßt sich so etwas noch weniger von Gott denken. — Aber mag doch Gott einmal richten wie er will, was kümmern sich manche Menschen darum! — Wo sind die, welche mit dem Zachäus sagen können: So ich jemand betrogen habe, das gebe ich vielfältig wieder. (Luk. 19, 8.) Wenn

es aufs Wiedererstatten ankommt, da hat man noch hundert Entschuldigungen mehr als beym Betruge. Gott! wenn ich überlege, wie es im Falle des Betrugs und der Wiedererstattung geht, dann weiß ich nicht was ich über den Zustand des Christenthums denken soll. So lange es nur auf den unthätigen Glauben und auf äussere Religions-Gebräuche ankommt, da gibt es freylich der Christen genug; aber dann, wenn man, um Gotteswillen, einen Vortheil fahren lassen, oder einen unrechtmäßig erworbenen wieder erstatten soll — dann — dann — wo sind die Christen? Wehe diesen Betrügern! wohl aber,

Wohl dem, der redlich wandelt,
Der, als ein Wahrheitsfreund,
In Wort und Werken handelt,
Und das ist was er scheint;
Der Recht und Treue liebet,
Und von dem Sinn der Welt,
Die Trug und Falschheit übet,
Sich unbefleckt erhält.
Amen!

Siebente und Achte Predigt.

Was Dienstboten und Herrschaften gegen einander zu thun haben.

Ueber Koloss. 3, 22 — 25. 4, 1.

gehalten

am 5 Sonnt. nach Epiphan. und am Sonntage Septuagesimä.

Unser heutiges, auf dem Altare verlesenes, Evangelium, l. Z. hat uns gewiß allen Freude gemacht; denn wer sollte sich nicht freuen, mit so guten Leuten bekannt zu werden! Wirklich verdienen der edelmüthige Hauptmann und seine Knechte, Muster zu heissen, für alle Herren und Dienstboten. Unter den Soldaten, glaubt man gewöhnlich, sey alle Barmherzigkeit ausgestorben; daß aber das nicht ist, könnt' ich durch hundert Beyspiele von großmüthigen Handlungen beweisen, dergleichen man in andern Ständen kaum finden wird; aber das wäre für dießmal unnöthig, da das schöne Exempel, das wir an dem Hauptmanne in unserm Evangelium sehen, zu meiner Absicht allein schon genug ist. Kann irgend ein Hausherr für sein Gesinde mehr thun, als dieser für seinen kranken Knecht gethan hat? Hat aber auch leicht ein Herr so viel Ursache, mit seinem Gesinde zufrieden zu seyn als er? Zum wenigsten hört man nicht gar zu oft das Lob: wenn ich zu meinem Knechte sage: thue das, so thut er's. Diesen Ruhm verdiente aber der kranke Sklave des

römi-

römischen Hauptmanns, und deßwillen war auch sein Herr so zärtlich für ihn besorgt, wie ein Vater für sein Kind. In einem Hause, wo alles alles so gut und friedlich unter einander lebt, wie bey dem obgedachten Hauptmanne, möchte gewiß jedermann gerne seyn, und das war das Haus eines Heiden! Ach Gott! wenn ein solches Heidenthum in all unsern Häusern wohnte, wie glücklich wären wir! Aber das Wünschen allein hilft nichts: Da ists nicht genug, daß sich das Gesinde gute Herrschaften wünscht: es muß sich auch so bezeigen, daß die Herrschaft mit ihm gut seyn kann, und die Herrschaft muß nicht allein williges, fleißiges, treues und ordentliches Gesinde wünschen, sondern auch selbst die schuldigen Pflichten gegen die Dienstboten beobachten, damit sie willig und fleißig seyn können. Ich weiß hiezu keine beßre Anleitung als die des Apostels Paulus, welche wir lesen im

Br. a. d. Kolosf. 3, 22-25. 4, 1.

Ihr Knechte, seyd gehorsam euren leiblichen Herren in allen Dingen; nicht mit Dienst vor Augen als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht. Alles was ihr thut, das thut von Herzen, als dem

Herrn

Herrn und nicht den Menschen; und wisset, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes; denn ihr dienet dem Herrn Christo. Wer aber Unrecht thut, der wird empfangen was er Unrecht gethan hat, und gilt kein Ansehen der Person. Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset daß Ihr auch einen Herrn im Himmel habt.

Nach Anleitung dieses Textes will ich nun zeigen

Was Knechte, Mägde, und Hausherrschaften gegen einander zu thun haben.

1. Was hat das Gesinde gegen die Herrschaft —

2. Was hat die Herrschaft gegen das Gesinde zu beobachten?

Fast mit den nämlichen Worten, wie in unserm an die Kolosser gerichteten Texte, ermahnet auch Paulus seine Freunde zu Ephesus (Kap. 6, 5 — 9.) zur Erfüllung der Pflichten zwischen Herrschaften

und Dienstboten. Ich will der Ordnung folgen, die der Apostel in seiner schönen Ermahnung beobachtet, und zuerst von den Pflichten der Knechte und Mägde gegen ihre Herrschaften reden.

I.

Wir können in diesem Hauptttheile zwey Unterabtheilungen machen, daß wir anfänglich von den Schuldigkeiten des Gesindes in Ansehung der Arbeiten, und dann in Ansehung des übrigen Verhaltens reden.

1.) In Ansehung der Arbeiten kann die Hausherrschaft fordern: Willigkeit, Fleiß, Ordnung und Treue. Diese vier Stücke müssen wir also zuerst betrachten.

Willigkeit. Wenn ich zu meinem Knechte sage: thue das, so thut ers — rühmt der Hauptmann im heutigen Sonnt. Ev., und unser Text sagt: Ihr Knechte seyd gehorsam euern leiblichen Herren. Es gibt Dienstboten, die fast alles, was die Hausherrschaft haben will, entweder gar nicht, oder doch mit Widerwillen thun. Zwar gibt es Fälle, wo das Gesinde der Herrschaft eine liebreiche Gegenvorstellung machen kann und soll: z. E., wenn eine nothwendigere Arbeit vorhanden

ist,

ist, an welche der Herr oder die Frau vom Hause so eben nicht denken: oder wenn das Gesinde weiß, wie man dieß oder jenes Geschäfte besser anfassen und ausführen kann. Eine solche Gegenvorstellung wird jede, nur halb gescheide Hausherrschaft, mit Dankbarkeit annehmen; Aber wer in aller Welt kann Dienstboten gerne haben, die bey allem was man ihnen aufgibt, besonders bey überhäuften Arbeiten, saure Gesichter machen oder wohl gar gerade das Gegentheil von dem thun, was man von ihnen verlangt? die, wenn man in der einen Stunde sagt: so oder so macht es! und in der andern Stunde nachsieht: schon wieder auf der alten Bahn sind. Wen sollt' es denn nun nicht verdrießen, alles zehnmal sagen zu müßen? — Nicht genug aber, daß man überhaupt thut, was die Herrschaft verlangt; Zu der Eigenschaft eines guten Gesindes gehört auch

Fleiß. Alles was ihr thut, das thut von Herzen, sagt unser Text. Wenn man etwas von Herzen thut: so thut man es immer mit Fleiß und Anstrengung seiner Kräfte. Gar viele Dienstboten und Tagelöhner denken aber immer: wenn nur der Tag herum und der Lohn verdient ist! Ob sie viel oder wenig zu Stande gebracht haben, das gilt ihnen eins. Ohne Verdruß kann es ein Fremder nicht einmal ansehen, wie träg und lang-

sam sie zur Arbeit gehn und wie noch fauler sie sich zur Arbeit selbst anstellen. Des Morgens steigen sie, wenn sie auch wachen, nicht aus dem Bette, bis der Herr oder die Frau wecken und gleichsam mit Gewalt zur Arbeit rufen. Begegnen sie nun einem Bekannten auf dem Felde, oder kommt jemand an das Fleck wo sie arbeiten: so machen sie eine halbe oder ganze Stunde Stillstand, plaudern und scherzen eine Weile, sehen noch einige Minuten einander nach und dann gehts wieder allmählig und langsam an die Arbeit. Hofft man, daß der Hausherr nicht nachsehen werde: so legt man sich wohl gar hin zu schlafen, und holt die Stunden nach, die man des Nachts mit Gassenlaufen versäumt hat. Redet man solchen faulen Leuten etwas ein: so haben sie tausend Ausreden. Wer kann denn immer und immer arbeiten! sagen sie. Man muß den ganzen Tag fort und muß also gemach thun. — Ganz recht; vom Ueberarbeiten ist hier auch die Rede gar nicht, sondern von der Faulheit, um deren willen man nicht so viel arbeiten mag als man wohl könnte, ohne sich Schaden zu thun. Die Leute müssen gar nicht daran denken, wie viel sie des Jahrs ihren Herrschaften an Essen, Trinken, Lohn und Zugehör kosten, und wie genau oft in einer solchen Wirthschaft alles aufgeht. Es mag das Jahr gut oder schlecht

aus-

ausfallen: so verlangen Gesinde und Tagelöhner, Kost und Lohn, ohne sich darum zu kümmern, ob der Herr viel, wenig oder nichts eingeärntet hat; In Jahrszeiten, wo man das Gesinde ganz und gar entbehren könnte, will es doch auch essen, und zur Zeit, da man seiner Hände bedarf, will es nicht arbeiten? Eine einzige Stunde, die man versäumt, macht freylich nicht viel aus; wer aber alle Tage eine mit Müssiggang hinbringt, hat in einem Jahre 365 Stunden, oder, nach Abzug der Sonn- und Feyertage, wenigstens 300 Stunden folglich über zwölf Tage versäumt, und das ist doch schon beträchtlich. Nehmt nun an, daß viele Dienstboten, wenn man ihre Trägheit in Anschlag bringt, drey- und viermal so viel alltäglich versäumen: so ist wahrlich der Schaden für die Herrschaft keine Kleinigkeit! Nicht genug aber, daß man überhaupt fleißig ist. Zu den Eigenschaften eines guten Gesindes gehört auch

Ordnung. Da gibt es Dienstboten und Tagelöhner, die des Tags eine Menge zusammenarbeiten; aber Wie? Das ist eine andre Frage. Entweder sind sie überhaupt gewohnt, ihre Geschäfte nur so überhin zu verrichten: oder sie suchen durch die unordentliche Arbeit den Herrn zu blenden, und doch Zeit zum vertändeln übrig zu behalten; oder es ist, wie's oft bey Tagelöhnern und

Handwerkern geschieht, die Arbeit überhaupt, im Ganzen accordirt; Man eilt also davon zu kommen, das Geld einzustreichen und eine neue Arbeit anzufangen: oder, was oft beym Gesinde der Fall ist, man thut es wohl gar, wenn das Dienstjahr zu Ende geht, der Herrschaft zum Trotz. Wo man mit einem Schollen ein Fleck zudecken kann, haut man gewiß nicht zweymal. Wenn der Dünger nur untergepflügt ist, ob das gleich oder ungleich, zu tief oder zu flach geschieht, ist einerley. Ob der Weinberg klar oder grob umgebrachet wird, ob man dabey die Stöcke beschädigt oder nicht, ob man überhaupt die Felder in Auf- oder Abnahme bringt; ob bey der Viehfütterung Maaß und Ziel gehalten, und ob diese zur rechten Zeit gegeben wird; ob die Thiere reinlich geputzt werden oder nicht; ob man viel oder wenig am Geschirr und andern Geräthschaften ruinirt ꝛc. — um das alles kümmert sich manches Gesinde nicht das mindeste; denn Lichtmeß *) und Lohn kommen ja dennoch! Wo ist der glückliche Hausherr, der nicht nöthig hätte seinen Dienstboten nachzugehn, der sich auf ihre Ordnung, auf ihren Fleiß, und überhaupt auf ihre ganze Person verlassen könnte? Wer seine Sachen recht haben will, muß sie selbst thun, sagt man im Sprichworte, und die Erfahrung lehrt's, daß

*) In meiner Gegend die Wanderzeit des Gesindes.

daß meistens die Haushaltungen, wo man sich zu viel auf das Gesinde, auf Tagelöhner und Arbeiter verläßt, ins Abwesen gerathen. Rechtschaffene Dienstboten sind also, sowohl zu Hause als auf dem Felde, willig, fleißig und ordentlich in all ihren Arbeiten. Sie beweisen aber auch dabey auf andern Seiten

Treue und Redlichkeit; sehen auf die Güther der Herrschaft wie Kinder auf das Guth ihrer Aeltern, und suchen nicht nur vor Menschen, sondern auch vor Gott zu bestehn. Wenn ein treuer Freund, wie Sirach spricht, Goldes werth ist: so müssen es treue Knechte und Mägde gedoppelt seyn, und zwar auch in dem Verstande, weil sie, eigentlich zu reden, Gold eintragen, da einem, im Gegentheil, ein untreues Gesinde ausserordentlich viel Schaden bringt. Zur Treue gehört unter andern, daß das Gesinde bey einem auch zur Zeit der Noth ausharrt. Eine Zeit der Noth ist z. E. die Zeit der Saat und der Aernte. Das treulose Gesinde weiß sich aber solcher Zeiten gar wohl zu bedienen. Ueber einen scheelen Blick der Herrschaft, droht es mit dem Davonlaufen; ist grob und unbescheiden, weil man seiner da nicht leicht entbehren kann, und die Höflichkeit verspart es auf den müssigen Winter. Eine Zeit der Noth ist es ferner, wenn Krankheiten einreissen; wenn man der

Hausherrschaft oder ihren Kindern aufwarten, bey ihnen wachen, und um ihrer willen allerley Beschwerlichkeiten ausstehn muß. Solche Zeiten darf sich ein gutes Gesinde nicht verdrießen lassen. Hier hat es Gelegenheit besondre Beweise seiner Ergebenheit, Sorgfalt und Treue, durch aufmerksame Pflege der Kranken und durch doppelte Geschäftigkeit in Besorgung der Wirthschaft zu geben. So dachte jener Knecht im Kinderfreunde während der Krankheit seines Herrn. "Ey! sagte er bey sich selbst, wie wird sich mein Brodherr freuen, wenn er meine Treue sehen wird! Er soll sich noch einmal so bald erholen von seiner Krankheit, wenn er alles gut finden wird und sich nicht ärgern darf." *) — Doch ich komme nun zur Hauptbedeutung des Worts Treue. Treu nennt man die Leute, die einem nichts entwenden, im Gegentheil aber auf eines Vortheil sehen. Das Gesinde hat also, wenn es treu seyn will, zwey Stücke zu beobachten: 1) daß es der Herrschaft selbst keinen Schaden zufügt, und 2) darauf Acht hat, daß sie auch nicht von andern beschädigt wird. Manche glauben, nur das sey gestohlen, wenn man das, was man ohne Vorwissen der Herrschaft wegnimmt, zu seinem eigenen Nutzen anwendet: wenn man z. E. allerley Lebensmittel wegstiehlt und an seine Ver-

*) Rochow's Kinderfr. 1 Th. Nr. 23.

Verwandte verschenkt, oder verhandelt; wenn man sich dafür waschen, nähen, stricken und spinnen, Kaffee machen und sonst wohl aufwarten läßt ꝛc.; aber das, denken sie, sey nicht gestohlen und abgetragen, wenn man das Geraubte wieder ins Hauswesen verwendet. Hierüber muß ich mich durch ein Exempel deutlicher erklären. Es gibt Dienstboten, die ihr Vieh lieber haben als ihre Herrschaften. Wenn sie also dem Vieh etwas zustecken und dem Hausherrn entziehen können: so versäumen sie es ja nicht, indem sie zugleich auch die Absicht haben, sich bey der Herrschaft einzuschmeicheln, wenn das Vieh so voll und schön unter ihren Händen wird. Um das vorgeschriebene Maaß des Futters sind sie ganz und gar unbekümmert und geben so lange im Vollauf, als noch etwas zu füttern vorhanden ist, sollt' auch dem Hausherrn das Vieh noch so viel kosten als es einträgt. Selten darf daher ein ordentlicher Hauswirth seinem Gesinde freye Hand über die Fütterung lassen, und dennoch wird er oft schändlich genug betrogen. Da sucht man allerley Gelegenheiten, heimlich auf den Boden zu kommen oder sonst wo Getreid zu erhaschen; das verfüttert man nun getrosten Muths, in der Meynung, daß das kein Diebstahl wäre, weil es dem Vieh des Hausherrn zu Guten kommt. Was man dem

Vieh zu Liebe thut, das thut man dem Herrn selbst, heißt es. Diesen Irrthum muß ich kurz widerlegen: Erstlich wird jeder nur halbkluge Hauswirth von selbst darauf sehen, daß sein Zug- Mast- und Zuchtvieh, jedes nach seiner Art, keine Noth leide; daß er aber nicht immer im Vollauf geben will, hat er ganz recht; denn der Ueberfluß nützt dem Vieh nichts und dem Herrn, welcher Kosten und Nutzen miteinander abrechnen muß, bringt er den bittersten Schaden. Es gibt Zeiten, wo das Zug-Vieh wenig zu arbeiten hat, und folglich auch mit weniger Futter vorlieb nehmen kann: welchen Nutzen schaffen denn nun die Knechte und Mägde, die den Thieren mehr geben als sie bedürfen? Zweytens ist das gestohlene Futter dem Vieh meistens ungesund. Warum es ihm aber nicht gedeiht, kommt daher: Das gestohlne Futter bekommt das Vieh nicht alle Tage. Bald kann man die Gelegenheit nicht recht abwarten, um hinter den Getreidhauffen zu kommen, bald fürchtet man, der Hausherr möchte den Bahren visitiren, bald kommt etwas anders dazwischen. In solchen Fällen kriegt also das Vieh viel weniger; ein andersmal wieder im Vollauf, und also nicht ordentlich. Nun ist aber Ordnung und gleiches Maaß so viel als halbes Futter: wo also dieses fehlt, ist alle das Getreid, das man heim-

licher

licher Weise dem Vieh zusteckt, nicht nur umsonst, sondern auch sogar öfters ungesund. Gesetzt aber, daß es auch wohl anschlüge, wie's wirklich manchmal geschieht, so muß doch das Gesinde stets in Sorgen leben und die Entdeckung des Betrugs fürchten. Wofür macht man sich doch so unnöthiger Weise Furcht, und setzt sich der Gefahr aus, als Dieb verschrien zu werden? Ehrlich währt lang — ehrliche Hand geht durch alle Land, sagt das Sprichwort, und die Erfahrung hat's auch gelehrt, daß das Gesinde, das ehrlich ist, immer eher etwas aufsteckt und vor sich bringt als das treulose. Billig sollte daher das Gesinde zu sich selbst sagen:

Kein Schaden soll durch mich geschehn;
Man soll mich niemals treulos sehn;
Mehrt sich durch mich der Herrschaft Guth:
So lohnt mir's Gott, wenn sies' nicht thut.

Die Treue und Ehrlichkeit muß sich indeß nicht nur dadurch beweisen, daß man der Herrschaft selbst nichts veruntreuet; man muß auch darauf sehen, daß es nicht durch andre geschieht. Das thun aber leider! nicht alle Dienstboten. In der Gesellschaft und unter den Augen manches Knechts, darf der Tagelöhner abtragen so viel er kann. Manchmal gibt sogar das Gesinde einigen guten Freunden förmlich die Erlaubniß, das Feld

oder

oder die Bäume seines Herrn zu bestehlen. Nun ist aber, bekanntermaßen der Hehler eben so arg als der Stehler: folglich gehört auch diese Treulosigkeit, wenn man gleich für seine eigene Person keinen Profit davon hat, eben sowohl als der Diebstahl, unter das siebente Gebot. Ueberhaupt aber

Zum Schaden dingt man keinen Knecht,
Vielmehr des Nutzens viel zu bringen;
Drum fragt euch oft: wie mach ichs recht,
Wie wird mein Vorsatz mir gelingen?

Diese Treue, diesen Eifer, diese Ordnung, wovon ich bisher geredet habe, muß man aber nicht nur im Angesichte der Herrschaft, mit Dienst allein vor Augen, sondern auch in Abwesenheit derselben, aufs redlichste beweisen. Man muß es thun, wie unser Text sagt, in Einfältigkeit des Herzens, mit Gottesfurcht. Unter Einfältigkeit ist hier das herzliche Gutmeynen, die Treue und Redlichkeit zu verstehen. Diese soll man erweisen mit Gottesfurcht, in der Ueberzeugung, daß man dem Herrn Christo dient. Nicht vor dem Hausherrn, sondern vor Gott soll man sich also scheuen und der sieht auch ins Verborgene. Diesen Aufseher haben wir allenthalben; an ihn und an seine Aufsicht sollen sich also christliche Dienstboten auch in Abwesenheit des Hausvaters erinnern und denken:

Mein

Mein Brodherr siehet jezt mich nicht,
Doch sieht mich Gott, der einst wird fragen,
Wie jeder seines Amtes Pflicht
Erfüllt in seinen Lebenstagen.

Manche sind aber nur willig, fleißig, ordentlich und treu, so lange der Hausvater zusieht; so bald also dieser den Rücken wendet, ists mit all den obgenannten Tugenden vorüber. Demungeachtet dünken sich diese treulosen Knechte und Mägde dennoch gute Christen zu seyn, wenn sie nur fleißig zur Kirche und zum Nachtmahle gehn, ohne zu bedenken, daß das nur Mittel zur Frömmigkeit, und nicht die Frömmigkeit selbst sind; ohne zu bedenken was Paulus in unserm Texte sagt: Ihr dienet, (wenn ihr treu, fleißig und gehorsam seyd,) dem Herrn Christo, und der wirds euch vergelten mit dem Erbe, nämlich mit der Seeligkeit; wer aber unrecht thut, der wird empfangen was er unrechtes gethan hat. Wie kann denn nun der ein guter Christ seyn, der dem Herrn Christo nicht dient? wie kann sich der Rechnung auf das Erbtheil der Seeligkeit machen, der die Bedingniß, unter welcher ihm der Lohn verheissen ist, nicht erfüllen mag? — Doch genug von dem, was Knechte und Mägde, in Ansehung ihrer Arbeiten zu beobachten haben. Laßt uns nun auch

2.) noch

2.) noch sehen wie sie sich auſſer ihren Geschäften, in andern Dingen verhalten müßen. Man fordert und erwartet von ihnen Verschwiegenheit, Bescheidenheit, Wahrheitsliebe und Eingezogenheit. Es ist eine wahre Strafe, plauderhaftes Gesinde zu haben. Beym Ein- und Ausgehn fängt es manchmal ein Paar Worte auf, die ganz unschuldig sind; aber, aus dem Zusammenhange herausgerissen, einem gewaltig viel Verdruß machen können. Am häufigsten fallen solche Mißverständnisse vor, wenn sich das Gesinde zum Lauschen erniedrigt und geheime Gespräche der Brodherrschaft behorcht. Es ist eine Unvernunft, sagt Sirach, (Kap. 21, 26.) einem an der Thüre horchen, und ein Vernünftiger hielte es für Schmach. Nächst dem redet man oft in seinen vier Pfählen von diesem und jenem, was man eben auf dem Markte nicht ausschreyen möchte. Selten ist ein Haus, wo's nicht manchmal einen Scrupel gäbe, wo nicht zuweilen ein Wortwechsel vorfiele, den das Dorf eben nicht zu wissen braucht, wo man nicht manchmal über Wirthschafts-Angelegenheiten spräche, die den dritten Mann nichts angehn ꝛc. Selten ist ein Ehepaar, von dem nicht eins oder das andre was sonderliches an sich hätte, das man lächerlich machen und übrigens mißbrauchen könnte — kurz! jedes

Haus

Haus hat seine kleinen Heimlichkeiten, die, ausser dem Gesinde, nicht leicht jemand erfahren kann. Ist nun das Gesinde waschhaft; kann es zu solchen Kleinigkeiten nicht reinen Mund halten: so hat die Herrschaft hundert Verdruß davon; das Gesind aber macht sich verhaßt und unwerth. Man traut in seiner Gegenwart kaum ein Wort mehr zu reden und das ganze Haus hat lange Weile dabey. Lauft das Gesinde nun gar herum und klagt; nimmt es Verhetzungen an, oder stiftet es selbst absichtlich, durch hin- und hertragen der Plaudereyen, Uneinigkeit: so kann man gar nicht bey ihm und mit ihm bestehen. Wie gemein aber ist das Laster der Klatscherey! wie mancher Verdruß ist schon durch das Gesinde entstanden! O liebe Dienstboten, wie sehr wollt' ich wünschen, ihr faßtet jezt, da ihr nach wenig Tagen ein neues Dienstjahr, zum Theil auch neue Dienste antretet, den Vorsatz, unter andern Tugenden die ich bisher genannt habe, auch die Tugend der Verschwiegenheit immer heiliger zu halten. — Es kostet einem viel Mühe, bis man reden lernt! aber manchen Menschen kostet die Kunst zur rechten Zeit zu schweigen, noch mehr. Selbst das heißt zur Unzeit sprechen, wenn man alles was kriecht und fliegt in das Haus hinein trägt; denn das macht einem oft eben so viel Unruhe und Verdruß, als

das

das Heraustragen. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, sagt man im Sprichworte. Die Herrschaft braucht also eben so wenig alles zu wissen, was über sie gesprochen wird, als andre zu wissen nöthig haben, was die Hausherrschaft von ihnen gesagt hat. Ueber dieß ists immer auch ein böses Kennzeichen, wenn die Herrschaft gegen das Gesind verleumdet wird; denn gegen redliche Dienstboten, die sich ihrer Hausleute gehörig annehmen, traut man so leicht nicht.

Glaubt aber nicht, liebe Dienstboten, daß ihr nur so lange zur Verschwiegenheit verbunden seyd, als ihr im Dienste der Herrschaft steht, von welcher ihr Heimlichkeiten wisset. Manche denken, sich bey ihrer neuen Brodherrschaft nicht besser einschmeicheln zu können, als wenn sie von ihrer vorigen alles erzählen, was sie gesehen oder gehört haben. Nur sehr unverständige Leute können euch aber darum gut seyn. Wer nur ein wenig Menschenkenntniß besitzt, wird dadurch mißtrauisch gegen euch, und fürchtet für seine eigene Person eben das Schicksal. Allmählig werdet ihr durch eure Waschhaftigkeit allenthalben verdächtig; ihr bekommt nicht leicht wieder einen guten Dienst, und wo ihr hinkommt, werdet ihr wie Spionen gescheut. Hört was Sirach über das Laster der Klatscherey sagt: "Wer Heimlichkeiten offen-

offenbahrt, der verlieret den Glauben und wird nimmer einen treuen Freund kriegen. Wunden kann man verbinden; Scheltworte kann man sühnen; aber wer Heimlichkeiten offenbahret, mit dem ist es aus!" (Sir. 27, 17. 23. 24.) "Hörest du also etwas Böses, das sage nicht nach; denn schweigen schadet dir nicht. Du sollst es weder Freunden noch Feinden sagen. Offenbare es also nicht, wo du es ohne böses Gewissen verschweigen kannst; denn man höret dir wohl zu und merket darauf; aber man haßt dich gleichwohl. Hast du etwas gehöret: so laß es mit dir absterben, so hast du ein ruhiges Gewissen." (Sir. 19, 6 — 10.)

Mit der Tugend der Verschwiegenheit, muß man ferner auch die Tugend der Bescheidenheit verbinden. Wenn jemand noch so fleißig, treu und ordentlich, aber dabey grob und unbescheiden ist: so mag man einen solchen Menschen doch nicht wohl leiden. In einer Haushaltung hat man nicht nur den Verdruß, selbst sich Grobheiten sagen zu lassen: sondern es sind damit noch zwey andre Uebel verbunden. Das unbescheidne Gesind zankt untereinander selbst, arbeitet nicht gern gemeinschaftlich, und bringt einen dadurch in Mißmuth. Ein noch größers Uebel ist das, daß die Kinder im Hause von solchen Dienstboten Unanständigkeiten lernen, die man ihnen oft im ganzen

Leben nicht mehr abgewöhnen kann. Gar oft verfällt auch das Gesinde, wenn es anfänglich noch so bescheiden war, erst nach einigen Jahren auf den Fehler der Herrschsucht und Unbescheidenheit; denn alle Jahre dünken sich manche Dienstboten unentbehrlicher und klüger. Wenn man ihnen also irgendwo einredt: so pochen sie dagegen, sagen der Herrschaft ins Gesicht, daß sie das besser verständen; setzen wohl gar ihren Eigenwillen zum Trotz durch, und bringen es allmählig so weit, daß man mit ihnen nicht mehr auskommen kann. Viele Hauswirthe haben sich's daher fast zur Regel gemacht, das Gesinde nie länger als vier bis fünf Jahre zu behalten, weil es nur gar zu gern mit der Zeit unbescheiden und herrisch wird.

Nächst der Bescheidenheit ist auch die Wahrheitsliebe eine gar feine Tugend des Gesindes und eine wichtige Pflicht gegen die Herrschaft. Leider aber ist unter dieser Art Leuten das Lügen nur gar zu oft zu Hause, woran die größtentheils schlechte Erziehung Schuld ist: oder wenn auch diese gut war: so müßen doch die Kinder armer Leute gar frühzeitig in Dienste. Sie haben da noch nichts gelernt, haben kein Geschick zu ihren Arbeiten, machen allerley unvorsichtige Jugendstreiche ꝛc. Nun fürchten sie sich vor Verweisen oder Schlägen. Diesen vorzubauen, sinnen sie auf Lügen, und ge-

wohnen diese Unart, eh sie noch zu tüchtigen Knechten und Mägden aufwachsen. Durch das verwünschte Lügen macht man sich aber überall unwerth. Oft liegt der Herrschaft ausserordentlich viel daran, in Wahrheit zu wissen, ob dieß oder jenes gethan oder gesagt worden ist. Erfährt man beym Nachfragen sogleich die Wahrheit: so läßt sich gemeiniglich das Versäumte noch nachholen, und aus dem Grunde wird man auch das Versehen, um des frühen Geständnisses willen, gerne verzeihen. Kommt man aber zu spät hinter die Wahrheit: so ist oft der Schaden nicht mehr gut zu machen. Gesetzt aber es wär' auch im Grunde nur wenig oder gar nichts daran gelegen, ob der Hausherr die Wahrheit erfährt oder nicht, wie z. E., wenn etwas durch Unvorsichtigkeit oder durch einen Unfall zu Schanden geht; so will er doch wissen wer den Schaden gethan hat und wie es damit zugegangen ist. Verhehlt man nun die Wahrheit; so muß die Herrschaft nothwendig über das boshafte Verhehlen sich mehr ärgern als über den Schaden selbst, und unschuldige Leute kommen dadurch in Verdacht. Der Lügner schadet also seinen Mitmenschen und sich selbst zugleich; und auch dann, wenn er die Wahrheit spricht, bleibt man noch immer mißtrauisch und lebt also mit ihm ewig in Zweifel und Ungewißheit. Legt also die

Lügen ab und redet die Wahrheit ein jeglicher mit seinem Nächsten! (Eph. 4, 25.)

Seyd endlich (und damit will ich den ersten Theil beschließen) auch eingezogen in eurer Aufführung. Uneingezogen ist es, wenn man halbe oder ganze Nächte auf den Gassen herumschwärmt, das Haus offen stehn läßt, damit man wieder unbemerkt hineinschleichen kann, und dadurch den Hausherrn in Gefahr setzt, bestohlen zu werden, sich selbst aber untüchtig macht, am folgenden Tage munter und fleißig zu arbeiten. Uneingezogen ist es, wenn man so schmutzige Reden führt und durch niederträchtige Zoten den Kindern des Hauswirths anstößig wird. Uneingezogen ist es, wenn man diese unreinen Gedanken gar in Werke übergehn läßt, sich in Strafe, Schmach und Schande, den Hausherrn aber in Verdruß und in die Verlegenheit setzt, ausser der Zeit eine neue Magd aufzusuchen, die die Stelle der Geschändeten und Unglücklichen vertritt.

Doch genug von den Pflichten der Knechte und Mägde gegen die Hausherrschaft! Laßt uns auch sehen

II.

Was die Herrschaften gegen ihr Gesinde zu beobachten haben. *)

Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt — sagt unser Text. Paulus hängt diese Ermahnung unmittelbar mit jener zusammen, die er zuvor den Dienstboten gegeben hatte; denn wie könnten diese von ihren Herrschaften lauter Gutes erwarten, wenn sie selbst ihre Schuldigkeit nicht thun? Wie man in den Wald ruft, hallt es wieder, sagt das Sprichwort. Wenn ich also hier von den Pflichten der Hausherren und Hausfrauen gegen ihr Gesind rede: so setze ich immer voraus, daß auch das Gesinde thut was in seinen Kräften steht. Ohne Fehler ist keine Herrschaft; ohne Fehler ist kein Gesinde; nur müssen auf beyden Seiten der bösen Eigenschaften nicht mehr seyn als der guten, und dann verzeiht

*) Dieser zweyte Theil war im Vortrage eine eigene Predigt, die ich 8 Tage darauf, über den lezten Vers des Textes, mit einer kleinen Vorrede über das Evangelium von den Arbeitern im Weinberge, am Sonntage Septuagesimä hielt. Im Drucke wollt' ich lieber beyde Reden miteinander verbinden, weil sie eigentlich ein Ganzes ausmachen und durch die Vor- und Nachreden nur zerrissen werden.

man auch wechselseitig einander gerne die kleinen Fehler. Doch nun zur Sache! Was ist denn also recht und gleich (oder billig) im Verhalten der Herrschaften gegen ihre Dienstboten? Antwort: Daß sie Sorge tragen 1) für die leibliche Erhaltung, 2) für die Zufriedenheit, 3) für das Geschickterwerden, und 4) für die gute Aufführung ihres Gesindes.

I. Zuerst werde ich also reden, von der Sorgfalt der Dienstherrschaft für die leibliche Erhaltung ihrer Dienstboten. Hieher gehört einmal Erhaltung der Gesundheit in gesunden, und dann die Sorge für die Wiederherstellung derselben in kranken Tagen.

Zur Erhaltung der Gesundheit gehört 1, daß man das Gesinde in Ansehung der Kost, Liegerstatt und andrer Bedürfnisse nicht zu schlecht hält; 2, daß man ihm nicht Arbeiten zumuthet, die der Gesundheit nachtheilig werden und seine Kräfte übersteigen: Manche Hausherren thun aber nicht anders, als ob das Gesinde von Stahl und Eisen wäre, und nicht auch von dem nämlichen Stoffe wie sie; denn wenn sie das letztere bedächten: so würden sie das Gesinde auch nach sich selbst beurtheilen und denken: was Ich nicht auszustehn vermag, das können meine Dienstboten auch nicht ausstehn. So wie Ich nach schweren und entkräf-

tenden

tenden Arbeiten, einer stärkenden Kost, und nach überstandener Kälte des Wintertags, eines warmen Bettes bedarf: so bedarf auch des nämlichen mein Gesinde: Gerade so, wie Ich, wenn Ich der Knecht wäre, wünschen würde, von meinem Herrn behandelt zu werden: so will ich als Brodherr auch gegen meinen Knecht thun. Höchst grausam handeln also diejenigen, die, des geringern Lohns willen, lauter schwaches Gesinde dingen und gleichwohl von diesen unerstarkten Knaben und Mädchen alle Dienste verlangen, die man von der stärksten Person fordern kann. Macht man ihnen Vorstellungen dagegen: so heißt es: warum haben sich die Schwächlinge zu mir verdingt? Eben zu diesen Arbeiten brauche ich Knecht und Magd, nicht zu Kinder-Geschäften. Werden darüber solche Dienstboten elend oder gar krüppelhaft: so sagt die Herrschaft: mir thuts leid! Warum verdingen sich aber auch solche Kinder schon als Knechte und Mägde! Die Aeltern, die nur nach besserm Lohn sehen, mögens verantworten. Freylich haben auch diese schwere Verantwortung auf sich; aber der Hausherr nicht weniger, der über Vermögen von seinem Gesinde verlangt hat. Das Gesinde wird ohnehin gar oft im Alter steif und unvermöglich vor lauter Arbeiten; ein christlicher Hausherr soll also menschlich seyn und in keinem Falle von seinen

Untergebenen mehr fordern, als sie wohl, ohne Nachtheil ihrer Gesundheit, leisten können. — So wird jeder christliche Hausvater denken und sich so bezeugen, daß er auch bey dem Gesinde den Namen eines Vaters verdient. — Indeß weiß sich das gesunde Dienstvolk wohl selbst zu helfen; laßt mich also lieber für die kränkelnden oder kranken Dienstboten hier ein Fürwort einlegen; denn diese sind oft gar zu übel daran. So lange sie eben gesund sind, gibt man ihnen Lohn und Lebensunterhalt; fehlts ihnen aber an Gesundheit und Stärke, dann sind die Hausherrschaften ihrer gar bald überdrüßig. Oft könnte das Gesind einer angesponnenen Krankheit in wenig Tagen wieder abhelfen lassen, wenn es nur Zeit, Ruhe und Pflege dazu hätte; da muß es aber fort, so lange die Beine noch tragen, und wenn es dann nach und nach recht heftig krank und ganz unfähig wird, stößt man es aus dem Hause, schickt allenfalls zuweilen etwas zu essen, und kümmert sich übrigens wenig oder nichts darum, wie der armen Leute gepflegt wird und wo sie die Zahlung für die Unkosten hernehmen. Fällt die Krankheit in nothwendige Arbeiten hinein: so zieht man ihnen wohl gar am Lohn ab, so viel unterdessen die Tagelöhner und-Löhnerinnen gekostet haben. Kommen sie nun wieder auf: so ist ihr Bißchen Erspartes

spartes verzehrt, oder wohl gar nicht einmal hinreichend, um die Schulden zu zahlen; es fehlt ihnen an Geld, um sich im Essen und Trinken so zu halten, daß sie wieder zu Kräften kommen: Sie eilen also, so bald sie nur ein wenig hergestellt sind, wieder in ihren alten Dienst, oder wenn dieser indeß vergeben ist, in einen neuen; arbeiten, um des lieben Brods willen, über Vermögen, und verderben sich auf ihre ganze Lebenszeit. Da hat doch jener heidnische Hauptmann anders gedacht: der sorgt für seinen kranken Knecht wie für ein leibliches Kind. Weil der Knecht ihm in gesunden Tagen treu war: so war er auch wieder treu gegen ihn in kranken Tagen. Ich weiß wohl, daß hier von einem leibeigenen und nicht von einem freyen Knechte die Rede ist, daß folglich hier dem Herrn mehr würde durch den Tod desselben abgegangen seyn als unser einem; aber die überaus große Gutherzigkeit, mit der er bey Christo seine Bitte anbringt oder anbringen läßt, macht es fast gewiß, daß er auch gegen einen Freygebohrnen eben so würde gehandelt haben. Gesetzt aber, daß er gegen einen freyen Dienstboten nicht so gehandelt hätte: so dächt' ich doch, wir, als Christen, dürften immer einen Heyden ein wenig übertreffen! Ja, l. Z., fromme Herrschaften werden ihr Gesind, wenn es kränklich ist, nicht so lange zur Arbeit anstrengen,

bis es nicht mehr kann, sondern ihm bey Zeiten so viel Ruhe gönnen und auch mit der Kost sich darnach einrichten, daß es durch Hülfe eines geschickten Arztes wieder hergestellt werden kann, ehe die Krankheit mit aller Macht ausbricht. Ist sie aber schon ausgebrochen, so werden gute Herrschaften das kranke Gesind wo möglich im eigenen Hause behalten, oder doch wenigstens in dem Hause der Aeltern, oder wo es sonst hingeschaft wird, für die Verpflegung hinreichend sorgen, und nicht das Tagelohn, das sie während der Krankheit ihres Gesindes ausgeben mußten, den armen Leuten am Lohn abziehen, sondern lieber denken: Gott hätte ja wohl auch mich oder meine Kinder können aufs Krankenlager hinstrecken, und dann hätten wir ja ganz ohne Umfrage die Kosten tragen müssen. Am Ende kann ich ja doch immer leichter die Ausgaben ertragen als der Knecht, oder die Magd, oder ihre armen Aeltern, und vielleicht ist mein Gesind in der Folge desto treuer gegen mich, weil ich auch treu gegen dasselbe bin, und es nicht so sehr, wie manche andre Herrschaften, ins Abwesen kommen lasse, wenn es krank wird. So werden gutgesinnte Herrschaften denken, und den, der ihnen in gesunden Tagen gedient hat, auch in kranken nicht verstoßen.

II. Nebst der Sorge für die leibliche Erhaltung sind christliche Herrschaften auch schuldig, darauf zu sehen, daß ihr Gesind seine Arbeiten mit Zufriedenheit und Vergnügen thun kann; denn es lassen sich Fälle denken, wo man einem zwar nicht zu viel zumuthet, im Essen und Trinken einen ordentlich hält; aber einen auf andern Seiten so behandelt, daß man doch seine Geschäfte nicht mit Freuden verrichten kann. Paulus ermahnt daher die Epheser ausdrücklich: (Kap 6, 9.) Ihr Herren lasset das Drohen und wisset, daß auch euer Herr im Himmel ist, und Sirach spricht: (Kap. 7, 22.) Einen treuen Knecht und fleißigen Arbeiter halte nicht übel; denn nichts kann in der Welt verdrüßlicher seyn, als einem Herrn dienen zu müßen, von dem man nur gebieterische Drohworte hört und nach allen Arbeiten kein freundliches Gesicht sieht. Solche Herren thun sich auch selbst den größten Schaden, weil nun ihr Gesind nichts aus Liebe zu ihnen thut, weil es keine Lust zur Arbeit hat und immer nur auf die Wanderzeit hinauszählt. Lust und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh und Arbeit gering, sagt das Sprichwort, und das wissen wir alle wohl aus der Erfahrung. Wer also seinen Dienstboten durch unfreundliches oder hochmüthiges Betragen die Lust und Liebe zur Arbeit verdirbt, hat sich's selbst zuzuschreiben,

wenn sie dann ihre Schuldigkeit nicht recht thun. Wer aber liebreich und freundlich ist, das Gesind lobt, wenn es seine Sachen recht gemacht hat, und mit Leutseligkeit ermahnt, wo das Ermahnen nöthig ist, der hat es auch seinem eigenen menschenfreundlichen Betragen beyzumessen, daß seine Dienstboten munter, willig und aufgelegt sind zur Arbeit. Es ist also nicht recht, wenn man bey jedem kleinen Fehler, den das Gesinde macht, so gar sehr aufbraußt. Wir sind ja alle Menschen und also nicht frey von Irrthümern und Fehlern; wie können wir denn nun unsern Dienstboten zumuthen, daß sie gar keine Fehler machen und an sich haben sollen? Noch ungerechter aber ist es, wenn man gegen das Gute, das ein Gesinde an sich hat, nicht erkenntlich, und alles, (daß ich mich auch des abscheulichen Ausdrucks bediene,) für verfluchte Schuldigkeit ansieht. So lange es so viele Menschen in der Welt gibt, die ihre Schuldigkeit nicht thun, so lange dürfen wir's immer mit Dank erkennen, wenn jemand thut was ihm obliegt. Ueberdieß empfiehlt uns die heilige Schrift die Freundlichkeit fast auf allen Blättern. Ein Knecht Gottes des Herrn, sagt Paulus, (2 Tim. 2, 24.) soll nicht zänkisch seyn, sondern freundlich gegen jedermann. Ein freundlicher Anblick erfreuet das Herz, spricht Salomo in seinen Sittenlehren.

(Kap. 15.

(Kap. 15, 30.) Flöten und Harfen lauten wohl, sagt Sirach; aber eine freundliche Rede besser denn beyde. (Sir. 40, 21.) Und wem ist nicht das Sprichwort bekannt: ein gutes Wort findet auch einen guten Ort. Das Stürmen und Zanken setzt zwar anfänglich das Dienstvolk in Schrecken; aber bald wird ihm das Zanken alltäglich, und der gebieterische Hausherr wird zum Gelächter. Sey also nicht ein Löwe in deinem Hause und ein Wütherich gegen dein Gesinde! (Sir. 4, 35.)

III. Christliche Herrschaften sorgen ferner dafür, daß ihr Gesinde etwas lernt und erwirbt. Ich setze das Lernen und Erwerben deswillen zusammen, weil ich Geschicklichkeit, so zu sagen, für baar Geld ansehe. Es ist doch wirklich recht unmenschenfreundlich, wenn man so junge Mädchen zum Kinderwarten dingt, und ihnen blos einig und allein die Kinder aufhalst, ohne darnach zu fragen, ob diese armen Kindermädchen etwas weiteres lernen oder nicht; wenn man sie sogar das wenige, was sie thun können, wieder vergessen läßt; wenn man erwachsenen Mägden so gar keine Zeit und Gelegenheit vergönnt, etwas in der Küche oder in andern weiblichen Geschicklichkeiten zu erlernen, sondern sie blos wie Lastthiere gebraucht. Christliche und weise Herrschaften sorgen also dafür, daß das Gesinde etwas bey ihnen lernt.

Sie

Sie lassen ihre Dienstboten zuweilen lesen, und erklären den Unwissenden was sie gelesen haben. Sie geben ihnen, so oft es Zeit und Umstände erlauben, Gelegenheit, in der Kenntniß häuslicher Geschäfte weiter zu kommen, und halten es für eine Schande, wenn Dienstboten aus ihren Diensten gehn, ohne geschickter, denkender und ordentlicher geworden zu seyn. Wenn auch gleich die Dienstboten zuweilen undankbar sind, und gegen ihre Herrschaft grob werden, weil sie bey ihr etwas gelernt haben, und sich nun allenthalben fort zu kommen getrauen: so hält das gute Herrschaften doch nicht ab, nach Pflicht und Gewissen zu handeln. Wenn auch die Dienstboten es nicht gerne sehen, daß man ihnen in ihre Ausgaben etwas redet: so ist und bleibt es doch Schuldigkeit der Brodherrschaft, sie zu warnen, wenn sie mit ihrem Lohne so verschwenderisch umgehn, alles in Näschereyen, Kleiderstaat und andre überflüßige Dinge verwenden und gar nicht auf die Zukunft hinaus denken. Lassen die jungen Leute sich lenken: so muß man auf sie doppelt bedacht seyn, daß sie etwas im Dienste erübrigen, und ihnen zu dem, was sie nicht entbehren können, so wohlfeil als möglich zu helfen suchen.

Mit dieser Aufsicht auf das Lernen und auf den Erwerb ihrer Dienstboten, verbinden christliche Herrschaften auch

IV. eine menschenfreundliche Sorgfalt für die gute Aufführung derselben. Da weiß aber mancher Hausherr jahrelang, daß seine Dienstboten unter einander selbst, oder auswärts, einen Anhang haben. Aus der Art des verliebten Umgangs läßt sich leicht schließen, daß die Sache zuletzt einen unglücklichen Ausgang nehmen werde, daß es also nun die höchste Zeit sey, dem Uebel vorzubauen; aber da heißt es gewöhnlich: wer in aller Welt kann der Herrschaft zumuthen, auf die Aufführung des Gesindes acht zu haben? Knechte und Mägde sind groß genug: mögen sie für sich selbst sorgen! und werden sie unglücklich, was gehts mich an? — Gewiß, l. Z., gar oft könnte der Brodherr einem grossen Uebel vorbauen, wenn er dem leichtsinnigen jungen Volke gescheide Vorstellungen über das Unglück machte, worein es sich stürzen könnte, wenn er nicht scherzweise, sondern ernstlich und mit Abscheu von dem Laster der Unkeuschheit ꝛc. spräche, das Gesind nicht mehr des Nachts auf den Gassen herumziehen ließe, den Aeltern im Nothfalle von der üblen Aufführung ihrer Kinder Nachricht gäbe und noch andre Vorkehrungen träfe, die nach Zeit und Umständen tauglich sind. Ich weiß wohl, daß das alles zuweilen doch umsonst ist; aber man hat indeß wenigstens das seine gethan, und gar oft thut auch die

gute

gute Aufsicht ihre gewünschte Wirkung, so daß sich's doch immer der Mühe verlohnt, eine Probe zu machen. Wie würd' es denn euch, ihr Brodherren, gefallen, wenn ihr eure Kinder müßtet in Dienste gehn lassen, und die Herrschaften derselben wären so ganz unbekümmert um ihre Aufführung? Ach Gott! würdet ihr, wenn ein Unglück geschehen wäre, sagen: wenn doch nur der Hausherr meinen Sohn oder meine Tochter gewarnt oder wenigstens mir davon Nachricht gegeben hätte; — Was ihr nun wollet, daß Euch die Leute thun sollen, das müßt ihr ihnen auch thun! — Das Laster der Ausschweifung und Unkeuschheit ist's aber nicht allein, was man am Gesinde zu verhindern suchen soll. Zur guten Aufführung gehört noch gar manches. Wie viel Unarten hat nicht oft das Gesinde an sich, die zwar in ihre Arbeiten keinen Einfluß haben; die ihnen aber doch übel anstehn und sie unwerth in der Welt machen. In solchen Fällen muß man also nicht nur mit dem Fortjagen drohen, oder wünschen: wenn nur einmal das Jahr vorüber wäre! Nein, man muß sich Mühe geben, das Gesinde, wo möglich, zu ziehen: alles anwenden, um es vom bösen und unschicklichen abzuleiten und zu allem was gut und löblich ist, anzuführen. Zu dem Ende sollen auch gut gesinnte Herrschaften ihre

Dienst-

Dienstboten fleißig zur häuslichen Andacht und zum Kirchengehn anhalten, ihnen christliche Gesinnungen beyzubringen suchen, und nicht nur Wohlthäter an ihrem Leibe, sondern auch an ihrer Seele werden. Das Gesinde hat ohnehin fast gar keine Zeit übrig, sich aus einem schönen Buche zu erbauen. Fast Jahr aus Jahr ein, steckt es in Geschäften; sieht man also nicht darauf, daß es doch wenigstens fleißig zur Kirche kommt: so muß es allmählig das Bißchen, was es in der Schule gelernt hat, wieder vergessen und durchaus verwildern.

V. Können endlich brave Dienstboten ihre Unterkunft finden, und sich ehrlich niederlassen: so müßen christliche Herrschaften nicht hinderlich seyn, sondern nach beßtem Vermögen dazu helfen. Manche hindern aber das Gesinde an seinem Glücke, weil sie einen guten Dienstboten nicht gern entbehren und in die Verlegenheit kommen wollen, mitten im Dienstjahre sich nach einem neuen Knecht oder nach einer neuen Magd umzusehen. Das thut keine edle Brodherrschaft;

sie greift vielmehr ihren Dienstboten bey der neuen Hauseinrichtung unter die Arme und hilft dazu, daß sie empor kommen und ihren gemächlichen Unterhalt finden.

O, liebe Brodherrschaften, wie mancherley Pflichten habt ihr nicht gegen euer Gesinde zu beobachten! wie mancherley Verantwortung könnt ihr euch zuziehen, durch Unterlassung derselben! Denkt also recht oft, daß auch Euer Herr im Himmel ist, daß der euch einst auch von eurem Gesinde wird Rechenschaft abfordern!

Ich will diese Predigt, hauptsächlich den zweyten Theil derselben, durch ein treffliches Lied für christliche Herrschaften beschließen, das alles, was ich bisher gesagt habe, schön und nachdrücklich ins Kurze faßt:

Durch dich, Gott, bin ich, was ich bin,
Und es ist deine Gabe,
Daß ich, als Herr, so viel Gewinn
Von meinen Brüdern habe.

Daß sie mir ihre Kräfte leihn,
Das kommt von Dir, von Dir allein.

Mich zu beglücken, dienen sie,
Verzehren ihre Kräfte,
Und dulden gern des Lebens Müh
In meinem Hausgeschäfte.
Auch dafür will ich dankbar seyn
Und nie dieß Vorrecht stolz entweihn.

Denn auch der kleinste Diener ist
Bestimmt zum ewgen Leben.
Für ihn und mich hat Jesus Christ
Sich in den Tod gegeben.
Vor Gottes Richtstuhl hat mein Knecht
Mit mir dereinst ein gleiches Recht.

Dieß präge, lieber Gott, mir ein!
Als Bruder ihn zu lieben
Laß mich doch stets beflissen seyn!
Wie sollt ich den betrüben,
Der über meine Grausamkeit
Zu seinem Gott im Himmel schreyt.

Laß mich ihm jede saure Pflicht
Durch Lindigkeit versüßen;

Er müsse, wenn ihm Hülf gebricht,
Auch Hülfe stets genießen!
Ihn tragen will ich, ihm verzeihn,
Sein Pfleger in der Krankheit seyn!
Amen.

Neunte Predigt.

Vom Nutzen der Ordnung und Reinlichkeit.

Ueber Sprichw. Sal. 24, 4.

gehalten

am Sonntage Lätare.

Die Güther der Erde, meine lieben Zuhörer, werden selten nach ihrem wahren Werthe, nach ihrer Unentbehrlichkeit, sondern nach dem Aufwande beurtheilt, den sie fordern. Was man unentgeldlich haben kann, das achtet man gewöhnlich gering, und was theuer erkauft werden muß, schätzet man hoch. Welch geringen Werth hat daher das Wasser in den Augen der meisten Menschen! Nur dann, wenn entsetzliche Dürre und Wassermangel einreißt, lernt man den Werth desselben einigermaßen erkennen. Niemand wird ausserdem einen Menschen für einen Verschwender halten, der das Wasser nicht achtet und unräthlich damit umgeht. Ganz anders würde man über einen Hausvater urtheilen, der eben so mit dem Getreide oder Brode verführe. Das ist ein Verschwender, ein unordentlicher Wirthschafter! würde es heißen. Sagt mir aber, lieben Freunde, wie würden manche Menschen mit dem Brode umgehn, wenn sie, so wie unser Heiland, im heutigen Evangelio, dasselbe wunderthätig vermehren und fünf Brode ergiebig genug machen könnten, fünf Tausend Menschen

zu sättigen! Würde da wohl unter fünf Tausenden Einer es der Mühe werth achten, seinem Gesinde zu befehlen: Sammlet die übrigen Brocken auf daß nichts umkomme! — Was liegt an den übrigen Stücken? würde man sagen. Braucht man wieder Brod: so kostet es ja nur einen Wunsch, so ist es da! — Unser Heiland gibt uns also in dem, auf dem Altare vorgelesenen, Evangelio ein gar schönes Beyspiel der Ordnung im Haushalten. Wer im Geringsten unordentlich ist, der ist es gewöhnlich auch im Großen. Wer übrige Stückchen Brod nicht aufräumt und wieder anzuwenden sucht, der wird in Dingen, von größerer Erheblichkeit, auch unordentlich seyn; und wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth, sagt das Sprichwort. Laßt alles ordentlich zugehn! ermahnt Paulus die Corinther (1 Cor. 14, 40.) Auch wir, liebe Zuhörer, wollen uns immer mehr der Ordnung und der mit ihr so eng verbundenen Reinlichkeit befleißigen. Lernet Ordnung, liebet sie; Ordnung spart euch manche Müh! — Vielleicht gelingt es mir zu diesem Geiste der Ordnung und Reinlichkeit noch mehr zu ermuntern, wenn ich den großen Nutzen dieser schönen Wirthschaftstugenden, nach Veranlassung folgender Bibelstelle zeige, welche wir finden

Sprichwörter Sal. 24, 4.

Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll aller köstlichen Reichthümer.

Diese Worte veranlassen mich, zu reden

Vom Nutzen der Ordnung und Reinlichkeit im Haushalten.

1. Von der Ordnung;
2. Von der Reinlichkeit.

Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll köstlicher Reichthümer, sagt Salomo. — Könige, die ordentlich wirthschaften, können ihre Schatzkammern im eigentlichsten Verstande mit köstlichen Reichthümern füllen. Das können wir Dorfsleute nun freylich nicht; aber Gold, und Silbergeräthe, Schmuck und Edelsteine, sind auch wahrlich die köstlichsten Reichthümer bey weitem nicht. Wie viel solche Kostbarkeiten sind in der letzten Theurung verkauft worden, um etwas weit kostbarerers, das tägliche Brod dafür zu erhalten? Gebt einem auf eine wüste Insel verschlagenen Menschen, der eben Hunger und nichts zu essen hat, alle Kaiserschätze der Welt, und ein Stückchen Brod wird ihm fürwahr weit lieber seyn. Der hat also recht eigentliche Schätze in seinem Hause,

der das darin hat, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört. Hat man dieses: so kann man den andern Ueberfluß, der nur zum Pracht gehört, wohl entbehren; und uns auf dem Dorfe, die wir an solche glänzende Nebendinge nicht gewöhnt sind, fällt es gar nicht schwer, sie sämtlich zu entrathen. Bey den meisten unter uns heißt es: wenn wir Nahrung und Kleidung haben: so lassen wir uns genügen. Wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. Indeß sind doch auch gar manche wohlbegüterte Leute in unsrer gesegneten Gegend, dergleichen man in vielen Ländern unter Bauersleuten nicht findet; auf diese paßt also der Spruch Salomo's recht eigentlich: ihre Kammern werden voll Reichthümer. Wodurch aber werden und bleiben sie's? Durch ein ordentliches Haushalten — sagt unser Text, und wir sagen im Sprichworte: Ordnung vermehrt, Unordnung verzehrt.

Mit dieser eben angepriesenen Ordnung muß denn nun auch, wenn sie vollkommen seyn soll, die Reinlichkeit verbunden werden. Ordentlich nennen wir eine Wirthschaft, wenn darin alles gehörig nach wohlüberdachten Regeln eingetheilt, versorgt, verwahrt, geschont, gebessert und gut benützt wird. Reinlich nennen wir eine Haus-

hal-

Haltung, wenn man darin Körper, Kleider, Zimmer, Kammern und Geräthschaften sauber erhält, und in Essen, Trinken und andern Dingen alles ekelhafte vermeidet. Doch, meine Absicht ist nicht sowohl, zu zeigen, wie sich Ordnung und Reinlichkeit von einander unterscheiden, als vielmehr den Nutzen darzuthun, den diese Wirthschafts-Tugenden bringen.

I.

Zuerst will ich also reden von der Ordnung im Haushalten. Wir nennen, wie gesagt, eine Haushaltung ordentlich, wenn darin wohlüberlegte Regeln festgesezt sind und beobachtet werden. Ein Künstler, der eine Uhr verfertigen wollte, ohne gewisse Regeln anzunehmen, nach welchen sie gemacht und zusammen gesezt werden muß: würde gewiß kein brauchbares Werk zu Stande bringen. In einer ordentlichen Haushaltung müssen alle Geschäfte richtig ausgetheilt seyn, damit jedermann weiß, was er zu thun und wofür er zu stehen hat. Es muß alles zur rechten Zeit geschehn. Keine Arbeit darf ohne Noth aufgeschoben; aber auch nicht voreilig gethan werden. Für alle Habseligkeiten muß ein sichrer und schicklicher Ort ausersehen seyn, und alles muß zur rechten Zeit an diesen Ort kommen. Die Ausgaben müssen genau eingetheilt

getheilt und mit den Einnahmen abgewogen; Jedem Mangel und Schaden muß zur rechten Zeit abgeholfen; alle Geschäfte müssen pünctlich verrichtet werden; und endlich müssen sie alle sich in der Hausherrschaft vereinigen, das ist: der Hausherr und die Hausfrau müssen nicht blos wie Knecht und Magd arbeiten, sondern das Ganze überschauen und, daß ich so sage, das Uhrwerk der Haushaltung bewegen und im Gange erhalten. Die Arbeiter kommen mir nämlich vor, wie die Räder; und die Hausherrschaft, wie das Gewicht, welches die Räder bewegt.

Die richtige Austheilung der Geschäfte; genaue Verabredung und Eintheilung, ist eine Hauptsache. Fast unübersehbare Wirthschaften werden dadurch glücklich geführt; so regieren Könige über Millionen Unterthanen und ein Feldherr bewegt eine ganze Armee, wie einen einzigen Mann. In mancher Haushaltung weiß aber niemand, wie man zu reden pflegt, wer Koch oder Kellerer ist. Da werden zehn Geschäfte zugleich angefangen und keines vollendet. Da verläßt sich immer eines auf das andre. Da ist nichts als Jagen und Treiben, nichts als Fragen und Rennen, und bey allem Gelärme wird doch bald dieß bald jenes versäumt und vergessen. — Kann man nun daran zweifeln, daß eine so richtige Vertheilung aller Geschäfte

ihren großen Nutzen in der Haushaltung habe? Sie erleichtert ja die ganze Wirthschaft, und ist das beßte Mittel gegen die Vergessenheit und Vernachlässigung.

In einer so eingetheilten Haushaltung werden auch die Geschäfte zur rechten Zeit verrichtet; da kann nicht eines die Arbeit auf das andre schieben. Ich weiß wohl, daß man nicht alle Geschäfte voraussehen und voraus anweisen kann; aber bey den vorzüglichsten Arbeiten kann man es doch. Wenn man auch nicht allemal die schicklichste und beßte Zeit erwählen kann: so soll doch nur selten eine Ausnahme von der Regel statt finden; denn alles Vornehmen unter der Sonne hat seine Zeit, sagt Salomo, und das ist besonders bey Landleuten der Fall, deren Geschäfte so sehr von Zeit und Witterung abhangen.

Wie nun in einer ordentlichen Haushaltung alle vorher zu sehenden Geschäfte, so wohl in Ansehung der Zeit, als auch der Personen, die sie verrichten sollen, voraus bestimmt sind, so hat man auch für alle Habseligkeiten einen voraus bestimmten Ort, über welchem strenge gehalten wird. Dadurch erspart man eine Menge Zeit und Verdruß. Wo diese Regel nicht befolgt wird, da ist nichts als Suchen, Laufen, Fragen und Zanken. Da braucht man oft mehr Zeit zur Aufsu-

chung eines Geschirrs, als zur Arbeit, die man damit verrichten will. Da machen sich böse Leute die Unordnung zu Nutze, und stehlen was ihnen unter die Hand kommt, weil man in solchen Häusern das Gestohlne oft Monathe lang nicht vermißt; und entdeckt man endlich den Verlust, dann schiebt immer eines die Schuld auf das andre; das ganze Haus geräth in Mißtrauen, Hader und Streit; aber alles Zanken und Lärmen, ersetzt den Verlust nicht.

Ein Hauptstück der Ordnung ist auch, daß man seine Ausgaben und Einnahmen mit einander vergleicht; der Vergessenheit durch Aufschreiben vorbaut und Vermögen und Schulden genau gegen einander hält. Da weiß aber mancher unordentliche Hauswirth nicht wie er steht, und ist voller Erstaunen und Entsetzen, wenn er endlich mit Gewalt auf seine verfallene Wirthschaft aufmerksam gemacht wird. Stirbt so ein Mann: so hinterläßt er seiner Familie eine Verwirrung, aus der sich kein Mensch beklügen kann, und betrügerische Leute haben die schönste Veranlassung, die Familie schändlich zu hintergehn.

Wie der unordentliche Wirthschafter den Rückgang einer ganzen Haushaltung nicht bemerkt: so sieht er noch weniger darauf, was im einzelnen verlüdert und verwahrloset wird. Da denkt man

kaum

kaum daran etwas zu schonen und auszubessern. Es giebt Leute, die beständig fort sich und den Ihrigen Kleidungsstücke schaffen, und doch immer weit elender dahergehn als andre, die nur halb so viel darauf verwenden. Woher kommt das? Von der Unordnung. Sie schonen das gute Gewand nicht und bessern nicht am schlechten. Das beßte was sie haben, legen sie, ohne Rücksicht auf Arbeit und Witterung, an; oder sie hängen es im Rauch und Staube hin, damit es fein frühzeitig dem Alltagsgewande gleich sieht. Viel wird gesponnen und gewebt, aber nur in der Absicht, damit man das Alte nicht ausbessern darf; indeß koster das erstere zwanzigmal so viel als das letztere, und kaum ist ein neuer Anzug herbeygeschaft: so ist er auch wieder ruinirt. Bessert man aber ja zur Noth ein wenig am Alten: so geschieht es doch nur so überhin, ohne auf Haltbarkeit und Ordnung zu denken, oder es geschieht wenigstens zu spät, wenn nichts ordentlich mehr auszubessern ist. Am allerwenigsten gewöhnen diese Unordentlichen ihre Kinder zur Schonung ihres Gewands. Kinder sind eben Kinder, sagen sie; so haben wir's gemacht, so machens unsre Kinder und so werden's auch unsre Enkel machen. Das kommt mir aber gerade so vor, wie wenn man sagte: meine Aeltern haben mich nicht gezogen: so will ich denn meine

Kinder

Kinder auch nicht ziehn. Wenn ihr selbst mit gutem Beyspiele vorangeht, und durch Aufsicht, gute Vorstellungen und Strenge, der Nachläßigkeit steuert: so könnt ihr gar viel ausrichten, eure Kinder frühzeitig zur Ordnung gewöhnen; und wie man einen Knaben gewöhnt weil er jung ist, davon läßt er nicht wenn er alt wird.

Nicht nur die Kleidungsstücke sind es aber, mit denen in manchen Haushaltungen unordentlich umgegangen wird. Wie fahrläßig sind Manche z. E. in Ansehung ihres Bauerey-Geschirrs. Ob das ordentlich verwahrt und während des Gebrauchs geschont wird, oder nicht, gilt ihnen gleich viel, weil es ihnen zu beschwerlich ist, Holz- Eisen- Leder- und Strickwerk so fleißig zu reinigen, ins Trockne zu bringen und dergleichen. Wie eine Arbeit vollendet ist: so werfen sie das Geschirr in eine Ecke, mit dem festen Vorsatze, es bey gelegener Zeit aufzuräumen; darüber aber kommt es in Vergessenheit. Brauchen sie nun etwas davon: so ist es nicht im brauchbaren Zustande. Ueber der Arbeit zerreißt das eine Stück und das andre zerbricht, die Arbeit selbst geht nicht von Statten und die Haushaltung wird rückgängig. Viele von meinen Zuhörern denken dabey vielleicht an jene Geschichte im Kinderfreunde, *) wo die zwey Samm-

*) 2ter Theil. Nr. 36.

Sammler, in deren Dorfe die meisten Häuser und Scheunen abgebrannt waren, vor einen Bauernhof kamen, als eben der Hausherr dem Knecht einen strengen Verweiß gab, daß er die Stricke des Nachts, während eines Regenwetters, am Pfluge gelassen. O weh! dachten die Collectanten, das ist ein harter Mann, der uns wenig oder nichts geben wird, — und gerade hier wurden sie am reichlichsten beschenkt. Lieben Freunde, sagte er zu den Sammlern, als sie sich über die Gabe verwunderten, eben dadurch, daß ich das Meinige zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können. — Seht also, wie viel Nutzen es schaft, wenn man seine Sachen in Ordnung erhält.

Wie viel schaden sich z. E. die unordentlichen Hauswirthe, die an ihren Gebäuden nichts zur rechten Zeit repariren lassen oder selbst bessern. Da muß alles erst übereinander zusammen fallen, ehe es wieder hergestellt wird, damit es ja zehnmal so viel kostet. Für Schande achten sie's ohnehin nicht, daß es jeder Fremdling ihrem Hofe schon von aussen ansieht, daß ein unordentlicher Wirth darin wohnt, und daß ihre Gebäude gegen alle zur Rechten und Linken, vom Dachziegel bis zur Schwelle herab, augenscheinlich abstechen. Wenn Ich wenigstens vor einem Hofe vorbeygehe,

wo Dach und Wände nicht ordentlich verwahrt sind, das Bauerey-Geräthe so untereinander liegt, das Thorwerk nicht gehörig zusammengerichtet und die Hofraithe nicht geschlossen ist: so denke ich immer: der Hausherr muß entweder ein unvernünftiger Geizhals, oder ein unordentlicher Wirthschafter seyn, der's bey seiner Lüderlichkeit nicht hoch bringen wird; und daß das nicht sonderlich falsch geschlossen ist, wird euch alle die Erfahrung schon gelehrt haben.

Wie viel schadet ferner eine unordentliche Bestellung der Küche dem Hauswesen! Wie viel liegt nicht an einer ordentlichen Eintheilung, daß man immer das zu erst verbraucht, was sich am wenigsten aufsparen läßt! Daß man auf weiter hinaus denkt als auf heute; nicht alles auf einmal verschwendet, wenn man viel hat, und in der Folge wieder Mangel leidet! Wenn unser Heiland zu seinen Jüngern sagt: sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das seine sorgen; (Matth. 6, 34.) so sagt er dieß erstlich seinen Jüngern, die als Lehrer des Volks umherziehen und alles irdische vergessen sollten; und dann sagt er ja nicht, daß sie gar nichts sorgen sollen, nur mit Sorgen sollten sie sich nicht überhäufen; der morgende Tag wird für das seine sorgen, spricht er, das ist, der morgende Tag

wird

wird wieder ohnehin seine eigenen Sorgen mit sich bringen, warum sorgt ihr also zu viel auf einmal? ist's euch nicht genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe? Sprecht also nicht, will Christus sagen, wie kann ich heute mich mit dem Lehramte beschäftigen, da ich nicht weiß, wo ich morgen Nahrung hernehme? Bin ich nicht gezwungen heute mein Apostelamt zu versäumen, um durch eine Handarbeit auf morgen etwas zu verdienen? Wie wird mirs im Alter gehn, wenn ich nur immer von einem Tage zum andern mich fortbringe und nichts für die Zukunft erübrige? — So sollten die Apostel nicht fragen; aber wir, die wir keine Apostel sind, keinen Beruf haben als Lehrer in der Welt umherzuziehn, uns auf die freywillige Erkenntlichkeit unsrer Schüler und auf Gottes wunderbaren Beystand zu verlassen, wir müssen in der Eintheilung unsers Einkommens und unsrer Güther wirklich nicht nur auf morgen, sondern auf weit länger hinaus sorgen. Aber das thun gar manche Hauswirthe und Hauswirthinnen nicht. So lange noch etwas vorhanden ist, leben sie im Vollauf und fragen dann, wenns aufgezehrt ist, woher nehmen wir Brod? Was sie zuverläßig, das Jahr über selbst noch brauchen, verkaufen sie oft, um Geld in die Hände zu kriegen, spottwohlfeil, und sündlich theuer

kaufen sie's wieder zur Zeit der Noth. Bey einer solchen Wirthschaft kann man aber unmöglich bestehn.

Erstreckt sich nun vollends die Unordnung bis auf die Bestellung des Feldes und Verpflegung des Viehs: so kann es noch weniger gut thun und die Armuth muß herein eilen, wie ein gewappneter Mann. Ihr als Bauersleute wißt besser als ich, wie es viele in dem Puncte versehn. Das Vieh wird nicht reinlich gestellt und geputzt, bald zu reichlich, bald zu kärglich, bald zu gut, bald zu schlecht gefüttert, was Wunder, wenn es dabey täglich mehr und mehr herunterkommt, und nicht die Hälfte ausrichten und nützen kann? Ihre Felder schleißen sie mit der Pflugschaare dahin, als ob sie sichs selbst zum Tort thäten. Ihren Saamen säubern sie nicht hinlänglich vom Unkraut, den Dünger führen sie zur Unzeit auf den Acker und lassen ihn von der Sonne hübsch ausziehn, damit er ja nicht mehr wirken kann, als das trockne Stroh. Kurz, alles richten sie recht absichtlich zum Verderben ein und fragen am Ende doch, wie's zugeht, daß ein andrer immer ins Aufnehmen kommt und sie ins Abwesen gerathen. Die Hälfte Feld und Vieh, gut gehalten und ordentlich versehen, hätte ihnen noch einmal so viel

einge-

eingetragen; aber das mag ein unordentlicher Wirthschafter nicht einsehn. Wahr ist und bleibt es also, was Salomo spricht: durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll. Das könnt' ich noch durch hundert Beyspiele darthun; Laßt mich aber statt dessen etwas hinzusetzen über den Nutzen der Reinlichkeit, von der ich gleichfalls zu reden versprochen habe.

II.

Wenn ein Haushalten ganz ordentlich seyn soll: so muß es auch in allen Stücken und in allen Winkeln reinlich seyn, und diese Reinlichkeit hat ebenfalls gar mannichfaltigen Nutzen. 1. Sie schafft durch den bloßen Anblick schon viel Vergnügen; 2. Sie hilft zur Erhaltung der Gesundheit; 3. Sie macht angenehm in der Jugend und erträglich im hohen Alter. 4. Sie nützt endlich auch der ganzen Wirthschaft. Das alles will ich zum Schluß meiner Predigt noch einzeln durchgehn.

Wer nur einigermaßen an Reinlichkeit gewöhnt ist, der weiß in einer unreinlichen Wirthschaft kaum zu bleiben. Wenn er auch aus der Hand der unreinlichen Wirthschafter nichts genießen muß: so beleidigt schon der blose Anblick der

Unsauberkeit seine Augen. Wie wohl wird es einem, wenn man in ein Zimmer tritt, in welchem alles in guter Ordnung steht, rein und sauber gehalten ist, und das auch von reinlich- und ordentlich gekleideten und gewaschenen Menschen bewohnt wird! Nur ein ganz verzogener Wüstling kann ein solches Haus ohne Wohlgefallen betrachten. Diese Freuden, die der Anblick der Reinlichkeit gewährt, sind schon von großer Wichtigkeit. Sie hat aber noch weit größere Vortheile, und unter andern einen wichtigen Einfluß auf unsre Gesundheit.

Wie viel die Reinlichkeit zur Erhaltung der Gesundheit beyträgt, kann man am beßten an kleinen Kindern bemerken. Wenn nicht der Leib so wohl als das Gewand reinlich gehalten und fleißig gewaschen werden: so folgen oft die beschwerlichsten Krankheiten daraus. Manchmal hat freylich ein Kind eine so starke Natur, daß es bey aller Unreinlichkeit, dennoch gesund bleibt; aber gewöhnlich entstehn daraus üble Folgen. Erstlich wird durch den Schmutz so unreinlich gehaltener Kinder die Ausdünstung gehindert, weil die kleinen Oeffnungen des Körpers, durch welche der Schweiß und jede Ausdünstung herausdringt, verstopft sind. Zweytens saugt der Leib gar viel von den dussern

Un-

reinlichkeiten in sich, und dadurch werden allmählig Blut und Säfte verdorben. Gar nicht zu gedenken, daß Kinder, die in so unreinlichen Kleidern und Betten stecken, die gehörige Ruhe nicht haben können. Der Unreinigkeit ist es also meistens zuzuschreiben, daß die Kinder so gerne mit Ausschlägen behaftet sind, oft so gelb und elend aussehen und abzehren, daher sie denn öfters nicht anders als durch Reinlichkeit kurirt werden können. Aber auch bey Erwachsenen ist die Unreinlichkeit höchst schädlich. Ihr werdet selbst schon bemerkt haben, daß die unter uns lebenden Juden, weit mehr als wir Christen, mit Ausschlägen und dergleichen Krankheiten geplagt sind. Wahrscheinlich kommt das größtentheils daher, daß sie gewöhnlich so unreinlich wirthschaften; und mich dünkt, Mose habe besonders ihrer Gesundheit willen ihnen so viele Gesetze in Ansehung des Waschens und Reinigens vorgeschrieben, weil das Volk in der ägyptischen Knechtschaft sich an Unreinlichkeit gewöhnt hatte, wie's auch noch in unsern Tagen unter den Sklaven hergeht. Wie vielen Schaden bringt nicht eine unreine Luft, welche daraus entsteht, daß man allen Unrath in den Wohnstuben und Schlafkammern duldet, sie nicht trocken hält und auslüftet! Jeder Athemzug ist Gift; allerley Krankheiten spinnen sich an, und

eingerissene Krankheiten sind fast nicht mehr zu heben, weil es an der Haupt-Arzney, an der gesunden, reinen Luft fehlt. Betrift die Unreinlichkeit gar die Speisen, so läßt sich noch leichter erklären, warum sie der Gesundheit schädlich ist; denn bekanntermaßen gedeiht eine schlechte Kost, die man mit Appetit genießt, dem Leibe weit besser, als das beßte Gericht, bey dem einen der Ekel überfällt. Reinlichkeit hilft also gar viel zur Erhaltung der Gesundheit des Menschen. Eben diesen Nutzen hat sie auch bey dem Vieh. Wenn es nicht rein geputzt und gestellt wird; wenn man die Futter- und Tränkgeschirre nicht rein hält: so kommt es bey dem beßten Futter herab, wie die tägliche Erfahrung lehrt. Für den Menschen aber hat die Reinlichkeit noch einen besondern Nutzen. —

Sie macht ihn nämlich angenehm in der Jugend und erträglich im hohen Alter. Manches fleißige und wohlhabende Mädchen, bekommt bloß deßwillen keinen Freywerber, weil es durch Unreinlichkeit eine schlechte, ekelhafte Wirthschafterinn verspricht. Der Unreinlichkeit wegen können manche nicht einmal als Dienstboten in der Welt fortkommen. Der schönste Mensch sieht unansehnlich aus, wenn Er und sein Anzug nicht reinlich sind.

sind. Niemand, als nur wieder ein unreinlicher Mensch kann bey ihm bestehn, und wo er zu ordentlichen Leuten kommt, wird er wie ein Aussätziger geflohen. Niemand mag seine Schlafstelle mit ihm theilen und der Löffel mit dem er isset, wird von den übrigen gesondert. Ist das nicht eine unerträgliche Beschimpfung? Vorzüglich aber schadet es im Alter, wenn man sich in der Jugend nicht ordentlich und reinlich gewöhnt hat. Das Alter bringt's ohnehin mit sich, daß man jungen Leuten weniger reinlich vorkommt als man wirklich ist; Unerträglich ists aber in der That, mit alten Leuten umzugehn, die so gar nichts auf ihren Leib und auf ihren Anzug Acht haben. Ekelhaft ist es, mit ihnen an Einem Tische zu sitzen und aus Einer Schüssel mit ihnen zu essen; Noch ekelhafter aber, ihrer in Krankheiten zu pflegen. Sie werden also bey den Ihrigen unwerth und dürfen es ihnen schier nicht verdenken, wenn sie zuweilen von Gesellschaften ausgeschlossen und fast lieber todt als lebendig gesehen werden. Ein junger Mensch sollte demnach, bloß um deßwillen schon, sich frühzeitig zur Reinlichkeit gewöhnen, damit er im Alter nicht so unwerth und widerlich wird. Gewöhnt man sich aber nicht in der Jugend: so ist es im Alter zu spät; denn auch hier trift das Sprichwort ein: jung gewohnt, alt gethan.

Endlich, und das ist das letzte, was ich zum Lobe der Reinlichkeit zu sagen habe: sie nützt ungemein viel im Hauswesen. Da denken manche, das Waschen und Reinigen nimmt zu viel Zeit weg, als daß sich Leute, die so viel zu thun haben als sie, so fleißig damit abgeben könnten. Waschen und kehren, wird mich nicht nähren, sagen sie. Unreinlich wie sie selbst und ihr Anzug, sieht also ihr ganzes Hauswesen aus, und das, meynen sie, gereiche sogar ihnen zur Ehre, weil sie vor lauter Fleiß nicht zum aufräumen und reinigen kommen können. Nicht anders als ob die Zeit, die man auf Reinlichkeit wendet, ganz verlohren wäre! als ob die Reinlichkeit nicht auch ihren guten Nutzen im Haushalten brächte! Schon das was ich bisher gesagt habe, daß sie die Gesundheit erhalten hilft, angenehm in der Jugend und erträglich im Alter macht, ist Nutzens genug. Ich will aber noch eins und das andere zusetzen. Ein schlechtes aber reinliches Gewand, sieht bekanntermaßen besser aus, als ein noch so schönes, das zu sehr abgeschmutzt ist, und reinlich gehaltene Sachen dauern länger als die unreinlich gehaltenen. Wie oft kann man also durch Reinlichkeit eine Ausgabe ersparen, die durch Unreinlichkeit nothwendig gemacht wird! Von reinlichen Leuten kauft man ferner gewisse Lebensmittel viel lieber,

und

und oft auch theurer, als von solchen Leuten, gegen die man schon im Voraus einen Ekel geschöpft hat. Durch reinliche Leute läßt man lieber Hausarbeiten verrichten, nimmt sie lieber in Dienst und zum Tagelohn. Reinliche Herrschaften bekommen und erhalten gewöhnlich beßre Dienstboten als andre; Krankheiten sind in ihrem Hause, wenn nicht besondre Vorfälle kommen, im Ganzen genommen, seltner; an ihren Arbeiten werden sie also weniger gehindert und auch der Arzt kostet sie weniger. Kurz, die Reinlichkeit bezahlt sich auf allen Seiten.

Sie darf aber nicht blos oberflächlich seyn. Nicht nur in solchen Orten und Dingen, die jedermann sieht, muß Ordnung und Reinlichkeit beobachtet werden; sie muß in allen Winkeln des Hauses herrschen. In manchen Häusern ist zwar das Wohnzimmer ganz gut aufgeräumt, und das, was man von Kleidungsstücken zur Schau trägt ist reinlich; aber mit Schrecken sieht man die größte Unordnung und Unsauberkeit, wenn man sich weiter umschaut. Da kann man wohl recht sagen: Meynet ihr, daß es inwendig rein sey, wenn es auffen rein ist?

Ich denke nicht, daß nun jemand die Einwendung machen wird: "der Nutzen der Reinlichkeit

keit mag immer gut bewiesen seyn; aber Bauersleute und Handwerker, deren Geschäfte sich mit Staatskleidern und Staatszimmern nicht vertragen, können nicht so reinlich seyn als die vornehmen Leute.“— Welcher vernünftige Mensch wird das verlangen? Die Hand, die täglich die rauhesten Geschäfte verrichtet und auch schmuzige Arbeiten nicht scheuen darf, kann unmöglich so weiß und blank gewaschen werden als die Hand einer zärtlichen Städterinn; die Kleider, in denen man den ganzen Tag auf dem Felde arbeitet, können nicht so rein seyn als das tägliche Gewand einer Staatsdame, und die Wohnstube des Landmanns kann kein adeliches Putzzimmer seyn; aber wie es in allen Dingen Stufen der höhern und mindern Vollkommenheit gibt: so ist das auch hier der Fall. Nur so weit soll jeder die Reinlichkeit treiben, als es bey seinem Stande möglich ist. Und wie weit auch bey einer Landwirthschaft die Reinlichkeit getrieben werden könne, davon haben wir in unserm eigenen Dorfe der schönen Beyspiele genug, und mit jedem Jahre nimmt

der

der Geist der Ordnung und Reinlichkeit in allen Ständen mehr über Hand. O daß diese schönen Tugenden in jedem Hause zu finden wären, und jedes Haus durch sie beglückt würde! daß es von uns allen heißen möchte, wie Lamuels Mutter am Ende der Sprichwörter sagt: Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich sind! Daß durch Ordnung, um mit David zu reden, (Ps. 144, 13-15.) unsre Kammern voll würden, daß sie heraus geben können einen Vorrath nach dem andern! Daß aber der Geist der Ordnung und Reinlichkeit nicht nur in unsern Wirthschaften, sondern auch in unserm sittlichen Verhalten — in unsern Gesinnungen, Reden und Handlungen — herrschen und unser gemeinschaftlicher Entschluß seyn möchte:

Rein sey mein Leib und Geist!
Hilf, Vater, deinem Kinde,
Daß nichts unordentlichs
Dein Auge an mir finde;

Dann achtet mich die Welt,
Und ich erröthe nicht
Vor dir, o Heiligster,
Der mir mein Urtheil spricht.

Amen!

Inhalt.

I. Pred. Ueber 1 Kor. 10, 24.

Gehalten am Sonnt. Quinquag.

Von den Leuten, die zum Beßten Anderer nichts Gutes thun mögen. = = S. 33

II. Pred. Ueber 1 Kor. 10, 24.

Gehalten am Sonnt. Invocavit.

Von den Leuten, die den Schaden, der andern an ihren Güthern zugefügt wird, nicht zu hindern verlangen, oder wohl gar selbst Schaden anrichten. = = = 53

III. Pred. Ueber 1 Thessal. 5, 21.

Gehalten am 5 Sonnt. nach Trin.

Von der Anhänglichkeit an das Alterthum in der Haus- und Feldwirthschaft. = 75

IV. Pred. Ueber Sir. 29, 4 — 9.

Gehalten am 22 Sonnt. nach Trin.

Von Schulden und Schuldenmachern. = 99

V. Pred. Ueber Sprichw. Sal. 11, 24.

Gehalten am 20 Sonnt. nach Trin.

Von der unzeitigen Sparsamkeit. 125

VI. Pred.

Inhalt.

VI. Pred. Ueber 1 Thess. 4, 6.
Gehalten am Sonnt. Reminiscere.
Vom Betrug im Handel und Wandel. S. 151

VII. Pred. Ueber Koloss. 3, 22—25.
Gehalten am 3 Sonnt. nach Epiph.
Von den Pflichten der Dienstboten gegen ihre Herrschaften. 173

VIII. Pred. Ueber Koloss. 4, 1.
Gehalten am Sonnt. Septuages.
Von den Pflichten der Hausherrschaft gegen das Gesinde. 197

IX. Pred. Ueber Sprichw. Sal. 24, 4.
Gehalten am Sonnt. Lätare.
Vom Nutzen der Ordnung und Reinlichkeit. 213

Druckfehler.

Im 1 Theile. S. 9. Z. 16. zu l. zur. S. 15 Z. 15. lösche das Wörtchen die weg. S. 42. Z. 16. solle l. soll. S. 64. Z. 5. v. u. Redliche l. Redlichen. S. 123. Z. 5. schreibt l schiebt. Ebendas. Z. 14. die l. der. S. 135. Z. 5. Arzte l. Aerzte. S. 170. Z. 9. und l. sind. S. 173. 5 Sonnt. l. 3. Sonnt. S. 182. Z. 18. am l. an. S. 201. Z. 11. sorgt l. sorgte. S. 205. Z. 21. thun l. schon. S. 220. letzte Zeile lösche das so weg.

Im 2 Theile. S. 4. Z. 14. ich dem l. ich bey dem. S. 18 Z. 5. v. u. dieses l. diese. S. 40. Z. 10. rechte l. rechten. S. 52. Z. 12. Throne herab l. Throne tiefer herab. S. 60. Z. 2. lösche den Strichpunct (;) weg. S. 62. Z. 10. täglich l. tägliche. S. 66. Z. 6. schlechten l. schlechtern. S. 67. Z. 9. Schuldpost l. Schuld. S. 70. Z. 6. v. u. bezahl l. bezahle. S. 72. Z. 17. Dörfen l. Dürfen. S. 87. Z. 13. Geldkosten l. Geld kosten. S. 95. Z. 2. v. u. alle l. alte. S. 96. Z. 13. jeden l. jedem. S. 101. Z 9. die l. der. S. 107. Z. 2. v. u. freudentage l. Freudentage. S. 110. Z. 8. v. u. richtigsten l. wichtigsten. S. 122. Z. 11. ihre l. ihrer. S. 128. Z. 19. nun l. nur. S. 130 Z. 23. Ehrfurcht l. Ehrsucht. S. 137. Z. 5. v. u. lösche das Wörtchen nicht weg. S. 148. Z. 1. er l. man. S. 161. Z. 5. v. u. gnug l genug. S. 164. Z. 2. sogar l. so gar. S. 213. Z. 14. die l. den. Z. 25. ahmt l. nahmt. S. 216. Z. 6. junge l. Junge. S. 222. Z. 2. einrieß l. einriß. Letzte Seite statt p. 124. l. 224.

Die

Die durchaus herrschende Ungleichheit in der Schreibart, besonders im Gebrauche der z u. tz, der k u. ck, der ss u. ß, bittet der Verfasser zu entschuldigen, da er, wegen weiter Entfernung vom Druckorte, nicht selbst Corrector seyn konnte. Die Vorrede zum 2ten Theil war, bey Absendung dieses Blatts in die Druckerey, noch nicht in den Händen des Verfassers.

Landwirthschafts-

Predigten

Ein Beytrag

zur

Beförderung

der

wirthschaftlichen Wohlfahrt

unter

Landleuten

von

Johann Ferdinand Schlez

Pf. zu Ippesheim.

Bibioth. Zweyter Theil. Obereattac.

Heilbronn u. Rothenburg o. d. T.

in J. D. Claßens Buchhandlung.

1794.

Seinem

innig geliebten Freunde

Herrn

Georg Heinrich Lang,

hochfürstl. Thurn- und Taxischen Hofprediger
und Kirchenrathe,

als ein Denkmahl

der aufrichtigsten Verehrung und Dankbarkeit

geweihr

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Der erste Theil meiner Landwirthschaftspredigten, welcher mit diesem zugleich in einer sehr verbesserten Gestalt erscheint, ist von allen Kunstrichtern, deren Urtheile mir zu Gesichte gekommen sind, mit mehr Schonung aufgenommen worden, als meine Schüchternheit mich hatte hoffen lassen. Alle billigten durchgängig die Wahl der Materien *). Nur über einzelne Stellen und Ausdrücke wurden hier und da Bemerkungen gemacht, die

*) In einer gewisen Zeitschrift für Prediger, deren Titel mir entfallen ist, wird in einer Anmerkung meiner Predigten erwähnt, mit dem Beysatze, daß der Nürnberger Recensent mit der Wahl der Materien höchst unzufrieden sey. Ein Beweiß, daß der Herr Verf. jenes Buchs die Recension nur halb gelesen haben muß, da er den Scherz für Ernst aufnimmt.

die ich sorgfältig gesammelt und bey der neuen Auflage benüzt habe. Den lautesten Dank bin ich in dieser Rücksicht der umständlichen und scharfsinnigen Kritik des verdienstvollen Herrn Kirchenraths und Hofpredigers Lang schuldig, welche er in den dritten Theil seiner Mußestunden eingerückt hat. Wie wichtig mir jeder Wink dieses Kenners war, wird hoffentlich die Vergleichung der jüngern Ausgabe mit der ältern beweisen: Nebst den fremden Bemerkungen habe ich aber auch meinen eigenen Kopf noch einmal zu Rathe gezogen, und so entstand eine fast umgearbeitete Auflage. Nach dieser wünschte ich freylich von nun an allein beurtheilt zu werden; Da ich jedoch nicht hoffen darf, daß alle Besitzer des ersten Abdrucks auch den zweyten sich anschaffen: so habe ich wenigstens eine einzige Predigt, nämlich die über die Ruhe des Feldes, mit der ich bey reifern Einsichten ganz unzufrieden bin, verbessert in ihre Hände zu bringen gesucht, indem ich sie aus der zweyten

Auf-

Auflage des ersten Theils ganz wegließ und sie dem zweyten Bändchen voran setzte. Die fünf übrigen Predigten sind ganz neu hinzugekommen. Männer, die mit Herrn Pastor Bohne zu Niederstöcken sympathisiren und seine Erweckung für die Prediger der Protestanten, die das rechte Christenthum nicht predigen, (Hannover bey Schmid 1789.) für ein Verdienst um das christliche Zion halten, werden freylich auch dieses Bändchen als Schleifwaare verrufen; aber ich habe meine Rechnung nur auf solche Leser gemacht, die in Ansehung der Begriffe von kirchlicher Schicklichkeit, mit mir übereinstimmen. Indeß kann ich doch nicht bergen, daß mich die oben erwähnte Erweckung mit Widerwillen erfüllt hat. Nicht, weil sie meine Grundsätze vom Kanzel-Decoro verwirft; — denn Wahrheit ist mir heilig und theuer, auch dann, wann sie meinen Urtheilen widerspricht — sondern deßwillen, weil die Schrift mehr auf Verdächtigmachung ehr-

licher Männer, als auf Untersuchung der Wahrheit angelegt zu seyn scheint. Ich kann mich hier unmöglich auf nähere Beleuchtung des Werkchens einlassen, wenn ich nicht die Grenzen einer Vorrede überschreiten will; aber schon der Titel ist ein Vorschmack des Geistes, der im ganzen Buche herrscht. Sollte man nicht glauben, Herr Bohne fechte gegen Prediger, welche die Grundbegriffe der Bibel, oder des kirchlichen Systems, (das bekanntlich bey vielen mehr gilt, als die Quelle, aus der es geschöpft seyn soll,) absichtlich verdrehen oder verwerfen? — Aber davon ist die Rede gar nicht! Seine Erweckungen sind nur an diejenigen gerichtet, welche Gegenstände auf die Kanzel bringen, die nicht mit dürren Worten in der Bibel liegen, oder nicht in der engsten Verbindung mit Religionswahrheiten stehn. Welcher vernünftige Mann wird aber von diesen Materien sagen: „sie sind das rechte Christenthum nicht?„ Ist das nicht ganz aus der Seele eines

Bau-

Bauern gesprochen, der seinen Pfarrer verschwärzen will? — Wenn gleich das erwähnte Buch wenig Philosophie und Sprachgewalt verräth: so leuchtet doch so viel hervor, daß der Titel desselben nicht bloßer Mißgriff im Ausdrucke seyn kann. — Was ich übrigens zur Vertheidigung des öffentlichen Vortrags solcher Materien, die nicht unmittelbar mit Religionslehren zusammen hängen, zu sagen für nöthig hielt, steht schon in der Vorrede zum ersten Theil, und auch hier und da in einzelnen Predigten des eben erwähnten Bandes, vorzüglich in der dritten Predigt nach der verbesserten Ausgabe. Mehr hinzu zu setzen scheint mir Ueberfluß. Es ist überhaupt eine auffallende Erscheinung, daß das Gebiet der Kanzelberedsamkeit seit einem Jahrhunderte sich mehr verengt als erweitert hat. Meines Wissens haben Perücken und Fontangen nie zum rechten Christenthum gehört; gleichwohl wurde allenthalben gegen diese sündlichen Moden von Kanzeln declamirt,

und ich stehe nicht dafür, ob Herr Pfarrer Bohne nicht jener Zeit auch dagegen von der Kanzel würde geifert haben. Bernhardus Waldschmidt hielt in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Barfüsser-Kirche zu Frankfurt seine Hexen- und Gespenst-Predigten, in welchen er die Schröklich-Greulich- und Abscheulichkeit der Zauberey-Sünde allen Christen zur treuherzigen Warnung vor Augen stellte, gewiß mit mehr Beyfall, als Hahnzog seine Predigten wider den Aberglauben. Der Unfug aber, den viele, ganz im Geiste des seligen Pastor Spörer von Rechenberg, bey der unbeschränkten Wahl ihrer Materien und deren Behandlung, trieben, war auch Schuld daran, daß nach und nach die gute Sache selbst in übeln Ruf kam. Man hielt sich nun blos an die Dogmen der Kirche, hängte diesen einen moralischen Usum an, und trieb diese Methode so gesetzlich, daß noch vor funfzig Jahren blos moralische Predigten einer Schutzschrift bedurften.

ten. Bey dem gereinigtern Geschmacke unsers Zeitalters hat man aber jezt wohl nicht mehr nöthig, den Gebrauch um des Mißbrauchs willen aufzuheben. Wer allen Kanzelthorheiten vorbauen wollte, müßte das Predigtwesen ganz abschaffen. Indeß leugne ich gar nicht, daß gegenwärtig, da in der Methodik des Vortrags solcher Materien, die bisher dem kirchlichen Lehrstuhle fremd waren, noch so wenig vorgearbeitet ist, mehr Fehlgriffe in der Wahl und Ausführung derselben zu fürchten sind, als in der Behandlung gewöhnlicher Gegenstände. Desto willkommner sollte aber auch jeder zweckmäßige Beytrag zur Erweiterung des Kanzelgebiets seyn. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit eines frommen Wunsches, der schon so oft, bey dem Anblicke der im Fürstenthum Anspach gewöhnlichen Synodal-Fragen, in mir entstanden ist. Um der Ausländer willen muß ich kurz erklären, was ich unter Synodal-Fragen verstehe. Der vorderste Geistliche

che des Fürstenthums legt nämlich alle Jahre zehn sogenannte Quästionen über einen Artikel der augspurgischen Confession, oder auch über einen Abschnitt irgend eines andern symbolischen Buches, an welches die Reihe kommt, in lateinischer Sprache vor, welche die Pfarrer aller Diöcesen in eben der Sprache beantworten und ihrem Decan einliefern müssen, der sie an das Consistorium befördert. Ich leugne nicht, daß diese Anstalt einigen Nutzen hat, zumal wenn man bey Luthers Catechismen stehn bleibt; aber eben so wenig kann ich die mangelhafte Seite unberührt lassen. Die Sprache in welcher geschrieben werden muß, ist nicht allen geläufig genug. Einige vermögen nicht, sich bestimmt und ausgebreitet genug in derselben auszudrücken; andre sehen sich sogar genöthigt, mit fremdem Kalbe zu pflügen. Die Fragen, welche größtentheils eigentlich gelehrte Sachen aus dem Gebiete der Streittheologie, der Geschichte, Philologie ꝛc. betreffen, fordern ge-

gewöhnlich einen Büchervorrath, oder doch eine Summe von Kenntnissen, welche nicht jeder Landprediger besitzt. Sie betreffen endlich Gegenstände, die mit dem Amte eines Landpfarrers meistentheils nur in entfernter Verwandtschaft stehn. Gälte daher die Stimme eines Predigers in der Wüste etwas vor Consistorien: so würde ich den Vorschlag thun, dieser Anstalt künftig eine zweckmäßige Umänderung zu geben. Sollte es nicht besser seyn, populäre Predigten über diesen oder jenen minder bearbeiteten, und doch für das Zeitalter höchst wichtigen Gegenstand abzuverlangen? Wie nöthig ist es z. E., dem Volke richtige Begriffe über Freyheit und Gleichheit beyzubringen, da gegenwärtig über diese Artikel so fleißig deräsonnirt wird! Sollte nicht die Aufgabe einer Predigt über dieses Thema, den Bedürfnissen unsers Zeitalters, und dem Amte eines Volkslehrers angemessener seyn, als eine lateinische Tractation über die Verehrung der Heiligen, über die beyden Gestalten

im

im Abendmale, über die Priester-Ehe, über die Messe und drgl., wovon in den lezten vier Jahren die Frage war? Sollte man nicht wenigstens dem Capitelsprediger (so nennt man den, welcher vor der Synodal-Versammlung eine Kanzelrede halten muß) einen Gegenstand anweisen, über welchen er seine Zuhörer angenehmer unterhalten könnte, als mit einer Controverspredigt über irgend einen theologischen oder hyerarchischen Zankapfel? — Sollte der Obergeistliche des Fürstenthums nicht lieber die Bedürfnisse des Zeitalters und seines Vaterlands bey der Wahl seiner jährlichen Aufgaben zum Leitstern machen, als einen veralteten Streitpunct aus den Zeiten der Reformation? Gefiele es ihm überdieß einige Linien vorzuzeichnen; einige Schriften zum Nachschlagen anzuempfehlen ꝛc. so dürfte man sicher auf mehrere lesenswürdige Predigten und Aufsätze rechnen, von denen man drey oder vier der vorzüglichsten, nach Art der Preißschriften, dem Drucke überlassen könnte.

Da

Da ich einmal von einer zweckmäßigern Einrichtung des Synodalwesens rede: so erlaube man mir noch einige Vorschläge. Nichts kann trauriger seyn, als noch hier und da der Unterricht der Catechumenen. Wie viele Prediger würden zu strengerer Revision ihres alten Schlendrians gezwungen werden, wenn man lieber den katechetischen Unterricht von ihnen schriftlich verlangte, als die Beantwortung der sogenannten Quästionen! Wie verdient könnte sich der Generalsuperintendent des Fürstenthums um seine Clerisey machen, wenn er in der gedruckten Aufforderung ein Skizze des Unterrichts vorlegte, so wie er den Zusammenhang der Materien am natürlichsten findet, welches jedoch keine gesetzliche Vorschrift seyn dürfte! Wie gut wäre es ferner, wenn man bey Consistorial-Verordnungen, wohl auch hier und da bey Policey-Sachen, erst Stimmen sammelte, Vorschläge und Ausstellungen anhörte, ehe man dem Entwurfe eine gesetzliche

Kraft

Kraft gibt! Wenigstens würde man über die beßte Art und Weise manchen Aufschluß und manche Localkenntniß erhalten, die man in der Residenz unmöglich haben kann. Wie sehr wünschte ich daher, daß solche Gegenstände zum Stoff der gewöhnlichen Synodalfragen gemacht würden! — Man vergebe mir diese Ausschweifung, an welcher das Privat-Interesse nicht den geringsten Antheil hat, indem ich, als ritterschaftlicher Prediger, weder mit Consistorien, noch mit Synoden in der geringsten Verbindung stehe. Nur das gemeine Beßte wünschte ich in Anregung zu bringen; des Vortheils nicht zu gedenken, daß die Ober-Inspection ihre durch das ganze Fürstenthum zerstreuten Prediger auf diesem Wege besser kennen und die würdigern richtiger müßte schätzen lernen, als aus einer Beantwortung der bisher gewöhnlichen Synodalfragen.

Ich komme nun auf die hier gelieferten Predigten zurück. Bey Volksreden, die so speciell die Lage des Landmanns betref-

treffen, ist es unmöglich, einen so allgemeinen Maaßstab zu wählen, daß sie für alle Gegenden gleich befriedigend seyn könnten. Man würde daher mich unbillig richten, wenn man die Bedürfnisse andrer Gemeinen zum Maaßstabe der Beurtheilung machen wollte. Nur meine Zuhörer hatte ich vor Augen und mußte daher manches übergehn, was ich vor einer andern Gemeine, bey gleicher Bekanntschaft mit ihr, nicht unberührt würde gelassen haben. Eben so brachte ich aber auch manches zur Sprache, das mir in den Verhältnissen meiner Zuhörer wichtig schien, ob es gleich unter andern Umständen ganz unwichtig und überflüssig seyn würde. Wären diese Predigten zum Vorlesen in kirchlichen Versammlungen bestimmt: so könnte man freylich mehr Rücksicht auf das allgemeine Interesse fordern; da sie das aber nicht sind: so gereicht ihnen vielleicht das Locale mehr zum Ruhm als zum Tadel.

Die angehängten Catechisationen sind, was ich aufrichtig gestehe, nur Lückenbüsser. Einmal hatte ich der Verlagshandlung den zweyten Theil bis zur Ostermesse versprochen; der Druck des ersten war schon vollendet, und der des zweyten sollte eben angefangen werden, als ich durch eine Maladie in der Arbeit so sehr zurückgeworfen wurde, daß ich entweder mein Versprechen gar nicht, oder doch nur durch eine übereilte Arbeit erfüllen konnte, wenn das Bändchen nicht unverhältnißmäßig dünn gegen die erste Sammlung ausfallen sollte. Ich nahm also meine Zuflucht zu einigen landwirthschaftlichen Catechisationen, von denen die zwey ersten schon zerstreut abgedruckt und die beyden leztern in der Handschrift da waren, um durch diese die Bogenzahl des zweyten Theils dem ersten gleich zu machen. — Da ich wegen oft überhäufter Amtsgeschäfte, besonders aber wegen Untreue meines Wort-Gedächtnisses, von meinen Predigten nur kurze Skizzen entwerfe:

se: so konnten mir die vorräthige Entwürfe die Arbeit nur sehr wenig erleichtern, und wer einen Versuch in Bearbeitung ähnlicher Materien machen will, wird finden, daß die Arbeit durch mancherley Schwierigkeiten erschwert wird, die bey den gewöhnlichern Kanzelmaterien wegfallen. Ich erinnre das um solcher Leser willen, die in der Voraussetzung, daß alle gehaltenen Predigten schon vor dem mündlichen Vortrage vollständig niedergeschrieben waren, meine Entschuldigung sonderbar finden möchten.

In Rücksicht auf die vier Catechisationen muß ich noch zum Schlusse erinnern, daß ich absichtlich die Zwischenfragen, durch welche die Jugend auf die richtige Antwort zuweilen hingeleitet werden mußte, weggelassen, und dem Ausdrucke der Kinder an manchen Orten mehr Sprachrichtigkeit und Bestimmtheit gegeben habe. Im ganzen genommen werden aber die gedruckten Aufsätze von der mündlichen Unterredung wenig abweichen. Daß ich

auch die Stellen aus Rochow's Kinderfreunde, von welchen ich zu den Catechisationen Veranlassung nahm, mit abdrukken ließ, geschah in Rücksicht auf die Leser, welche etwa das nützliche Schulbuch gar nicht, oder doch nicht in der Ausgabe besitzen, die ich für mein Vaterland veranstaltet habe.

Mrt. Ippesheim in Franken,
im März 1794.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

I. Pred. Ueber 2 Mos. 23, 10. 11.

Gehalten am Sonnt. Sexagef.

Von dem Befehle Mosis, das Feld alle sieben Jahre ruhen zu lassen. = = S. 1

II. Pred. Ueber Pred. Sal. 11, 4.

Gehalten am Thomastage.

Von der Schädlichkeit des Aberglaubens, besonders in der Landwirthschaft. = = 25

III. Pred. Ueber Sirach 29, 10.

Gehalten am 9 Sonnt. nach Trinit.

Vom Credit. = = = = = 55

IV. Pred. Ueber Sirach 31, 8—11.

Gehalten am 1 Sonnt. nach Trinit.

Wie viel Gutes ein reicher Bauersmann in seinem Dorfe stiften könnte. = = 79

V. Pred. Ueber Sir. 20, 11.

Gehalten am 2 Sonnt. nach Epiphan.

Von der Neigung zu überflüssigem Aufwand unter Landleuten. = = = = 105

VI.

Inhalt.

VI. Pred. Ueber Sirach 37, 30. 31.
Gehalten am 5 Sonnt. nach Trin. 1793.
Ueber einige Fehler, durch welche sich Landleute bey ihren Arbeiten an der Gesundheit schaden = = = = 131

Anhang.

I. Catechisation über Ursache und Wirkung, nach Rochows Kinderfreund. Ein Versuch, die Widerlegung alles Aberglaubens auf Einen Grundsatz zurück zu führen. 155

II. Catechisation über das Evangelium am 8 Sonntag nach Trinit. (Matth. 7, 15—23.) Ein Gleichniß aus dem Gebiete der Landwirthschaft, in allen seinen Theilen moralisch angewandt. = = = 176

III. Catechisation über die Baumzucht. Nach Rochows Kinderfreund. (Nr. 6. 1 Theil.) 192

IV. Catechisation über die Neigung der Jugend, fremde Güther aus Bosheit, Leichtsinn oder Muthwillen zu beschädigen. Nach Rochows Kinderfreund. (Nr. 15. im 1 Th.) = = = = 214

Erste Predigt.

Von dem Befehle Mosis, das Feld alle sieben Jahre ruhen zu lassen.

Ueber 2 B. Mos. 23, 10. 11.

gehalten

am Sonntage Sexagesimä.

Unser heutiges Evangelium von viererley Acker, meine lieben Zuhörer, wird uns, während eines großen Theils des Jahres, alle Morgen durch den Wächterruf an das Herz gelegt:

Vierfach ist das Ackerfeld;
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Es ist gerade die Zeit, da ihr, als fleißige Landleute, gewöhnlich vom Schlafe erwacht und an die Arbeit geht. Könntet ihr wohl durch eine wichtigere Frage erweckt werden? Und sollte euch diese Frage nicht doppelt erwecklich seyn, da ihr fast Jahr aus Jahr ein mit Acker und Pflug umgeht? Jetzt kommt überdieß die erwünschte Jahrszeit bald wieder, da die liebe Sonne den Pflüger ins Feld ruft. Denkt also bey eurer Arbeit fleißig an das schöne Evangelium und fragt euer eigenes Herz, welchem Theile des genannten Ackers es gleich ist; ob bey euch die heilbringenden Lehren unsrer Religion auf den Weg, auf einen felsigten Boden, unter die Dornen, oder auf ein gutes Land gefallen sind. Leider! meine lieben Freunde, werden gar manche bey dieser Selbstprüfung nicht zu

ihrer Ehre bestehn. Die Herzen vieler Kirchgänger und Beter sind, so zu sagen, nicht einmal gepflügt oder vorbereitet, um den guten Saamen aufzunehmen, und noch viel weniger kräftig genug, um Früchte zu bringen; und wenn ja aus dem guten Saamen einige Tugenden hervor keimen: so haben sie entweder nicht Nahrung genug; oder sie werden durch das Sünden-Unkraut, das schon im Herzen eingewurzelt ist, sogleich wieder erstickt. Die Herzen solcher Leute kommen mir gerade so vor wie das Braachfeld, wo auch hier und da noch ein Waizenstöckchen hervorgrünt; aber sonst nichts als Unkraut zu finden ist. Ich weiß nicht wie es kam, daß ich dem viererley Acker, von dem unser Evangelium sagt, immer an die dreyfache Eintheilung unsrer Fluhr, in Sommer- Winter- und Braachfeld gedenken mußte. Besonders fiel es mir auf, daß in unserm Vaterlande nun wieder ein ganzes Drittheil der Fluhren nicht einmal besäet, sondern absichtlich öde gelassen und jenem Theile des in unserm Evangelio erwähnten Ackers gleich gemacht wird, auf welchem nur Dornen und Unkraut wuchsen. Kluge Landwirthe haben dieß schon lange beherzigt und Versuche gemacht, ob nicht das Ackerfeld sich eben so alljährlich benützen ließe, wie das Kraut- und Gartenland; aber in die Länge hinaus wollte sichs nicht thun

lassen,

lassen, weil man unmöglich den Acker eben so sorgfältig bestellen konnte als den Garten, und weil nicht alles Ackerland die Güte des Gartenfeldes hat. Die Kräfte des Bodens nahmen zusehends ab; der Dünger schlug nicht zur rechten Zeit an, und das Unkraut nahm zu sehr über Hand. Indeß blieben doch die Klügern immer der Meynung, daß ein nur halb guter und wohlbestellter Acker, mehr als zwey Jahre nach einander Früchte bringen könnte; daß, bey vorzüglich guter Pflege, ein guter Acker, fünf, wohl auch sechs Jahre nach einander Früchte und Futterkräuter zu tragen vermöge, wenn nur mit diesen gehörig abgewechselt und das siebente Jahr zur eigentlichen Braache bestimmt wird. Mir fiel dabey ein, was Mose den Israeliten befahl:

2 B. Mos. 23, 10. 11.

Sechs Jahre sollst du dein Land besäen und seine Früchte einsammeln; im siebenten aber sollst du es ruhen und liegen lassen, daß die Armen unter deinem Volke davon essen, und was überbleibt, laß das Wild auf dem Felde essen. Also sollst du auch thun mit deinem Weinberge und Oehlberge.

Nach Veranlassung dieser Worte will ich heute reden

Von dem Befehle Mosis, das Feld alle sieben Jahre ruhen zu lassen.

Zu erst wollen wir auf die Ursachen sehen, warum Mose diesen Befehl gegeben hat, Und dann die Frage untersuchen: ob nicht auch für uns etwas nachahmbares in diesem Befehle liegt.

I.

Es ist schwer, l. Z., von allen Gesetzen Mosis zuverläßig den Grund anzugeben; bey dem oben verlesenen Befehl aber ist es ziemlich leicht, da der Gesetzgeber selbst einige Gründe hinzu gefügt hat. Seine Absichten waren ohne Zweifel von doppelter Art. Einige betrafen das Feld, andre betrafen Menschen und Vieh.

Das Feld sollte nämlich durch die sogenannte Ruhe wahrscheinlich an Fruchtbarkeit gewinnen, ob gleich Mose diese Absicht nicht ausdrücklich anführt. Eigentlich kann man freylich vom Felde nicht sagen "es ruht„; denn dieser Ausdruck wird zunächst nur von lebendigen Geschöpfen gebraucht.

Da

Da aber Menschen und Thiere nach der Ermüdung zu ruhen pflegen, um neue Kräfte zu sammeln; und da ein vom vielen Fruchttragen erschöpftes und gleichsam ermüdetes Feld, während der Zeit, in welcher es unbesaamt liegt, auch neue Kräfte sammelt, indem es theils durch den darauf geführten Dünger, theils durch Entwickelung der schon vorhandenen Nahrungstheile, theils durch Regen und Schnee, frische Säfte gewinnt: so nennt man die sogenannte Braache des Ackers, auch Ruhe desselben. Nach Mosis Befehl durfte aber das ruhende Land von den Israeliten nicht so behandelt werden, wie bey uns. Erstlich lag nicht alljährlich ein Drittel, sondern alle sieben Jahre das ganze Feld unbebaut. Zweytens betraf der Mosaische Befehl nicht nur die Aecker, sondern auch Weinberge, Frucht- und Oehlgärten. Drittens durfte das Feld, während des Ruhe-Jahrs, nicht umgebrochen werden wie bey uns, sondern mußte unbepflügt bleiben, damit das Wachsthum der freywillig hervorsprossenden Früchte, welche für Freygelassene, für Sklaven, für die Armen und für das Vieh zu nächst bestimmt waren, nicht gehindert wurde.

"Wie konnte aber die sogenannte Ruhe dem Felde etwas helfen, wenn es nicht umgebraacht werden durfte?" wird mancher bey sich selbst den-

ken. — Wir müssen, l. Z., nicht vergessen, daß dieser Befehl das Morgenland betraf. Unter diesem heissen Himmelsstriche findet man größtentheils Sandfeld, welches durch das immerwährende Pflügen endlich zu locker wird und allzu schnell ausdorrt. Hier mußte es also dem Landbauer darum zu thun seyn, dem Boden mehr Festigkeit zu verschaffen, und diese Absicht wurde dadurch vollkommen erreicht, daß ein Jahrlang keine Pflugschaar angesetzt werden durfte; daß das wilde und zahme Vieh den Acker noch fester trat, und zugleich auch durch seinen Dung verbesserte.

Dieß scheinet mir wenigstens, in Ansehung des Ackerlandes, der Hauptnutzen gewesen zu seyn. Andre Vortheile, welche uns die Braache verschafft, z. B. die Ausrottung des Unkrauts, die Gemächlichkeit, mit der man den Dünger auf das Feld schaffen kann u. dergl. hatten die Israeliten vom Ruhejahr nicht, indem sie das Land am siebenten Jahre, vor Einsammlung der freywillig gewachsenen Früchte, nicht umpflügen durften. Auch den Vortheil hatten sie nicht einmal, daß sich, während der sogenannten Ruhe, die in der Erde schon befindlichen Nahrungstheile besser aufgelöset und entwickelt hätten, ohne von den Wurzeln der Gräser und Kräuter sogleich wieder aufgesaugt zu werden; denn die Aeckerbesitzer

durf-

durften, was von selbst wuchs, nicht ausrotten, wie wir.

Die Hauptabsichten des Gesetzgebers bey Anordnung des Ruhejahrs, waren also wohl mehr auf Menschen und Vieh, als auf das Feld gerichtet, und das sehen wir auch aus unserm vorgelesenen Texte. Du sollst dein Feld ruhen und liegen lassen, sagt Mose, daß die Armen unter deinem Volke davon essen, und was überbleibet soll das Vieh auf dem Felde essen. Bey diesem Befehle lag also eine wohlthätige Absicht gegen die Armen und gegen das Vieh zum Grunde; denn keinem Armen und keinem Thiere durfte der Genuß der von selbst wachsenden Früchte verwehrt werden. Mose wollte demnach durch die Verordnung auch die geizigsten Gütherbesitzer zwingen, von ihrem Ueberflusse dem Nothleidenden einen Theil zukommen zu lassen; er wollte ihnen zu verstehn geben, daß das nährende Land nicht nur für sie, sondern auch für den Armen und für das Thier, da sey. Ihr habt nicht gepflügt und nicht gesäet, wollte er ihnen sagen, und doch ließ Gott das Land nicht ganz öde, um auch seinen armen Kindern ihren Erbtheil zu geben und seinen andern Geschöpfen ein Jahr des ungestörten Genusses zu verschaffen. Mose wiederholt daher den Befehl noch einmal im 3ten Buche und dessen 25sten Kapitel: Was von

ihm selber wächst, heißt es da, sollst du nicht ärnten, und die Trauben, so ohne deine Arbeit wachsen, sollst du nicht lesen; sondern die Feyer des Landes sollt ihr darum halten, daß Du davon essest, dein Knecht, deine Magd, dein Tagelöhner, dein Hausgenosse, dein Fremdling bey dir, dein Vieh und die (wilden) Thiere in deinem Lande.

Nächst dem sollten unbarmherzige Brodherrschaften durch diesen Befehl gezwungen werden, den leibeigenen Dienstboten, wenigstens alle sieben Jahre, etwas mehr Ruhe zu gestatten als sonst; und auch der Tagelöhner sollte einmal ein Jahr lang gemächlich leben können. Wie menschenfreundlich ist daher, in Rücksicht auf diese, die Anordnung des Ruhejahrs! Wenn sie gleich nicht ganz müssig herum gehn durften: so waren doch in den Feyerjahren der Arbeiten weit weniger. Diese gedrückten Menschen konnten sich also in einem gedoppelten Betrachte wieder erholen, indem sie auf der einen Seite weniger Arbeit und auf der andern mehr Genuß hatten. Weinberge, Oehlgärten, Obstbäume, Felder, alles stund ihnen offen. Sie konnten nun mit leichterem Herzen in Wein- und Oehlgärten und auf dem Felde arbeiten, wenn sie dachten, daß doch auch ein Jahr kommt, in welchem sie mit ihrem Herrn gleiches Recht des Genusses haben würden. Sie zählten

wohl

wohl mit Vergnügen von einem Freyjahre auf das andre, und trösteten sich damit in ihrer Arbeit.

Ueberhaupt gereicht die Menschenliebe, mit der Mose der Armen, der Sklaven und der Thiere gedachte, seinem Gesetzbuche zum unsterblichen Ruhme, und das ist wohl der göttlichste Theil desselben. Leset zum Exempel das 22ste bis 25ste Kapitel des letzten Buches Mosis. Jeder Vers ist beynahe ein Beweis der edlen Gesinnungen des Gesetzgebers. Ich will nur ein Paar Beyspiele daraus anführen: "Wann du auf deinem Acker geärntet und einer Garbe vergessen hast, sagt Mose: so sollst du nicht umkehren, dieselbe zu holen, sondern sie soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwe seyn. Wenn du deine Oehlbäume hast geschüttelt, so sollst du nicht nachschütteln. Es soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwen seyn. Wenn du deinen Weinberg gelesen hast: so sollst du nicht nachlesen; es soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwen seyn." Wer erkennt hier nicht die göttlichste Milde gegen Arme und Nothleidende? und wer bemerkt nicht mit Wohlgefallen die menschenfreundliche Sorge für das Vieh, welche in mehrern Stellen der angeführten Kapitel, und namentlich in dem Befehle liegt: Du sollst dem Ochsen der da drischt das Maul nicht verbinden? — Da die Alten durch Ochsen das

Ge-

Getreide im freyen Felde auf den Dreschtennen austreten und durch Walzen ausrollen ließen: so wollte Mose, daß diesen armen Thieren ihre Arbeit nicht sollte verbittert werden. Sie sollten nicht mitten im Ueberflusse Mangel leiden. Wie nun diese Gebote ein ehrwürdiges Denkmal der menschlichsten Gesetze unter einem sonst rohen Volke, sind und bleiben werden, so ist es unter anderm auch das Gebot der Ruhe des Feldes, wie ich eben gezeigt habe.

Warum wurde aber dazu gerade das siebente Jahr gewählt? — Mose hatte, wie bekannt, den siebenten Tag zur Feyer des Sabbaths bestimmt, wahrscheinlich weil er glaubte, daß man strenge Arbeiten nicht leicht ununterbrochen länger aushalten könne. Dieses Gebot recht nachdrücklich einzuschärfen, erzählt er, daß die Erde in sieben Tagen sey geschaffen oder ungeschaffen worden, und daß Gott am siebenten Tage selbst geruht habe; Und auf die Heiligung dieses Tages bezieht sich unter andern auch der Befehl, daß alle sieben Jahre ein Ruhe- und Feyerjahr gehalten werden sollte, weil er es nöthig fand, ein so verwildertes Volk, wie das war, welches er beherrschte, auf alle mögliche Weise zur Sabbathsruhe zu ermuntern. Es ist daher alles was er in Ansehung der nöthigen Ruhe verordnet, auf die Zahl sieben be-

rech-

rechnet. Der siebente Tag war ein Feyertag; das siebente Jahr ein Feyerjahr; und nach siebenmal sieben Jahren fiel das große Erlaß- oder Halljahr ein, wo alle verkaufte oder verpfändete Aecker wieder an ihren ersten Herrn zurück fielen, Sklaven frey wurden, und gar nichts geärntet und für das Jahr aufgespart werden durfte. Ich würde jedoch zu weitläuftig seyn, wenn ich auch die wichtigsten Gründe dieses Befehls angeben wollte. Laßt mich lieber

II.

Die Frage untersuchen: ob wohl der Befehl Mosis, alle sieben Jahre das Feld ruhen zu lassen, nicht auch für uns etwas nachahmungswürdiges hat? — Ich frage nicht, ob es wohl rathsam sey, den Feldbau eben so zu treiben wie Mose befohlen hat. Unstrittig paßt die morgenländische Weise nicht in unsre Gegend, und seit Mosis Zeiten haben die Menschen in der Landwirthschaft ganz neue und beßre Einsichten erlangt. Ich frage nur, ob nicht etwas nachahmungswürdiges in seiner Verordnung liegt. Vielleicht wäre das Nachahmungswürdige in dem Gebrauche zu suchen, nicht alle 3, sondern nur alle 7 Jahre das Feld ruhen zu lassen. Denkende Landwirthe sind wenigstens schon lange der Meynung, daß das

Feld,

Feld, bey der Dreyflührigen Abtheilung, viel zu oft in die Ruhe komme. Manche wollten wohl gar den engländischen Feldbau bey uns einführen und gar keine Braache mehr dulden. Alle waren indeß darin einstimmig, daß ein guter und wohlbedüngter Boden, 4, 5, wohl auch sechsmal hintereinander Früchte und Futterkräuter wechselsweise tragen könne und dann erst des Ausbraachens bedürfe. — Nie hat man wohl so viel über den Feldbau geschrieben und nie so viele Versuche gemacht, als jetzt; aber alle Versuche sind doch noch nicht hinreichend, über diesen Gegenstand allgemein zu entscheiden. Der eine beweißt uns aus Gründen der Vernunft und der Erfahrung, daß das Land, bey gewissen Einrichtungen, alle Jahre Frucht bringen könne, und der andre beweiset uns aus eben diesen Gründen, daß das Feld zuweilen ausgebraacht werden müsse, wenn es nicht ganz erschöpft und übergras't werden soll. Wer mag aber hier entscheiden, da so viel auf die Art des Bodens, auf den Himmelsstrich und auf die Bauart ankommt? So viel scheint indeß ausgemacht zu seyn, daß ein gutes Land mehr als zwey Jahre nach einander Nutzen bringen könne. Seit verschiedenen Jahren hat man daher in unsrer Gegend, und unter andern auch in unserm Dorfe, angefangen, das Braachfeld zum Theil für den

Klee-

Kleebau zu benützen, und der Vortheil dieses landwirthschaftlichen Verfahrens ist sichtbar und anerkannt genug. Auf diese Weise wird also das Feld schon 5 Jahre nach einander benützt. — Wenn auch hier und da ein Landmann darüber klagt, daß im Kleefelde das Korn nicht so gut als in der Braache gedeihe: so beweisen dagegen andre durch die Erfahrung, daß kein Schaden dabey zu fürchten sey, wenn man nur recht zu Werke geht, die Behandlungsart des Bodens recht kennen lernt und ausmacht, in welcher Ordnung die Früchte und Futterkräuter hintereinander folgen müssen. Vielleicht könnte also wohl auch in unsrer gesegneten Gegend das Feld eben so wohl als im gelobten Lande sechs Jahre benützt werden, ohne dazwischen zu ruhen, so daß also nur immer der siebente Theil des guten Landes in die Braache käme, und das wäre fürwahr kein geringer Vortheil!

Wie indeß jede Neuerung ihre eigenen Widersprüche findet: so hat man auch gegen diese sehr viel einzuwenden. Erlaubet mir, liebe Zuhörer, einige der vorzüglichsten Einwendungen hier öffentlich zu nennen.

1. Wer wollte, sagen einige, mit dem vielen Lande fertig werden, wenn man nicht nur, wie allgemein geschieht, zwey Drittheile, sondern alles, bis auf ein Fünftel oder Sechstel, besäen wollte;

wollte; Da reichte ja das Gesinde und Vieh nicht aus! — Der Einwurf scheint mir, nach meiner geringen Einsicht, nicht erheblich genug. Hat man des Feldes zu viel: so verkaufe man einen Theil davon, oder gebe es Kindern zur Aussteuer; oder man halte mehr Gesinde und Vieh, da man mehr Einnahme hat.

2. Aber das Feld wird dadurch erschöpft und kommt allmählig herab, wendet man ein. Das ist nun wohl der Fall auch nicht, wenn man mit Dünger gut nachhilft und durch Kleebau das Feld unterstützt. Der umgebrochne Klee hat bekanntlich eine düngende Kraft, die in unsrer Gegend sich besonders im zweyten Jahre ausserordentlich zeigt, und der vermehrte Viehstand läßt an Dünger ohnedieß keinen Mangel. Dazu kommt, daß nicht eine Frucht eben so tief oder so flach wurzelt als die andre, daß die eine diese, die andre jene Nahrungstheile an sich zieht, und folglich für die eine Saamart Nahrung genug übrig seyn kann, wenn gleich die zuvor auf dem Acker gestandene zum zweytenmal nicht mehr gut gedeihen würde. —

3. Aber, woher dann Raum für das Huth-Vieh, wenn nur ein Sechstel, folglich nur halb so viel von der Fluhr als bisher, öde liegen bleibt? könnte man fragen. Auch diese Einwendung scheint mir unerheblich. Die Schaafe sind wahrlich zu

theuer

theuer bezahlt, die man auf Kosten des Getreid- und Kleebaues unterhält. Ist also die Heerde zu groß: so verringere man sie. Das ist aber an den meisten Orten nicht einmal nöthig, da für diese Art von Hausthieren genug öder Rangen übrig sind, um den Abgang an Braachfeld zu ersetzen. Man führe eine genaue und wohl überlegte Huthordnung ein, und es wird auch die Hälfte der Braache wohl auslangen. Zu dem können bey vermehrtem Kleebaue mehr Stücke Vieh blos im Stalle genährt werden, wodurch man an der Trift etwas beträchtliches erspart, und nicht nur an Dünger, sondern auch am Viehe selbst gewinnt, welches weniger Krankheiten bey der Stallfütterung unterworfen ist, und schöner und stärker wird.

4. Ganz gut! könnte man sagen; wenn nur immer die Gemeine über das Triftwesen Herr wäre! Da hat aber die eigene, oder eine fremde Herrschaft, das Huthrecht, und erlaubt dem Bauer nicht, sein Feld nach Gefallen zu benützen. — Wo dieser leidige Fall eintrift, ist freylich jeder gute Rath umsonst; aber haben wohl auch solche Gemeinden, die diese Ausrede vorschützen, wirklich bey der Triftherrschaft um die Erlaubniß angehalten, und etwa, wenn sie hart war, eine kleine Entschädigung angeboten? — Ein Landsherr, der in den Fluhren seiner eigenen Unter-

thanen das Huthrecht hat, wird ohnedieß — wofern es ihm nicht ganz an Einsicht und gutem Willen fehlt — keine Eingelenke machen, da ihm durch den Zehenden *) und durch das Reicherwerden seiner Unterthanen, der Verlust an Trift zehnfach ersetzt wird, und fremde Triftherren würden ohne Zweifel ebenfalls durch bescheidene Vorstellungen um so eher zu lenken seyn, da man, von Seiten der Reichsgerichte, in unsern Tagen den Ackerbau weit mehr begünstigt, als sonst.

5. Was man endlich noch zur Vertheidigung des alten Herkommens anführt, daß nämlich durch längern Aufschub der Braache das Unkraut zu sehr über Hand nehmen würde, ist von gar keinem Belang. Man säe keinen andern, als sehr reinen Saamen; man reinige die Aecker fleißig vom Unkraute; pflüge und egge sorgfältig und baue das

*) Ein auffallendes Beyspiel von Resignation aus Landesväterlicher Liebe las ich unlängst im Reichsanzeiger 1794. 1. Band. S. 4. „München vom 27. Sept. 1793. Auf die Wahrnehmung, daß dem klaren Sinne der ältern und neuern Landesgesetze zuwider, einige Zehendherren und vorzüglich Pfarrer, sich beygehen lassen, von dem, unter Schutz und Aufmunterung der Culturmandate auf die Braachfelder angebautem Klee den Zehenden zu fordern, ist dieses Gesetzwidrige, dem Ackerbau und der Viehzucht schädliche Ausdehnung des Zehendrechts abgestellt, und demnach der Klee und alle Futterkräuter, welche auf Braachfeldern gebaut werden, gänzlich zehendfrey erklärt worden."

das Land im Braachjahr desto besser aus, und der Einwurf wird von selbst wegfallen.

Aber, könnte man sagen, warum bringt man solche weltliche Dinge auf die Kanzel? — Der Bauersmann, der bey seinem Pfluge ein geistliches Lied singt, begeht, nach meiner Meynung, gar keinen Fehler, sondern übt sogar eine Tugend aus, wenn er darüber seinen Feldbau nicht vernachläßigt, und ein Prediger thut, nach meiner Meynung, ein gutes Werk, wenn er zuweilen seine Zuhörer auch auf ihren irdischen Vortheil aufmerksam macht, wofern nur nicht darüber der Unterricht in den Religionswahrheiten, um dessen willen er eigentlich aufgestellt ist, versäumt wird. Ueberdieß ist es sogar Christenpflicht, für das irdische Wohl und zeitliche Fortkommen seiner selbst und der Seinigen zu sorgen. Nicht uns, sondern dem lieben Vater im Himmel gehört die Erde sammt allem was darauf wächst und lebt. Als Kinder eines so unendlich weisen Vaters müssen wir also darauf bedacht seyn, die väterlichen Güther so klug und haushälterisch als möglich zu versehen und von ihnen so viel zu gewinnen, als, ohne Nachtheil eines andern, davon zu gewinnen ist; müssen so viel darauf bauen als gebaut werden kann, damit nicht, durch unser Verschulden, durch unsre Nachläßigkeit oder Halsstarrigkeit,

bey dem ersten Mißjahre schon Mangel und Theurung einreißt. Ueberdieß war es meine Absicht gar nicht, in einer Predigt eigentlichen Unterricht in der Landwirthschaft zu ertheilen. Ich verstehe das selbst nicht genug. Ich wollte nur kurz sagen, was ich gelesen und gesehen habe, um die Sache recht zur Sprache und vor aller Ohren zu bringen. Viele, dachte ich nämlich, werden, wenn sie nach Hause kommen, davon reden, werden ihre Meynung dafür und dawider sagen; ein Nachbar wird mit dem andern in Gesellschaften davon sprechen; sie werden ihre Meynungen und Erfahrungen gegen einander, so zu sagen, auswechseln; sie werden begierig werden, darüber zu lesen und Versuche zu machen, und so glaubte ich ein Scherflein auch zu eurer irdischen Wohlfahrt beyzutragen. Sollte mir wohl irgend jemand mein Gutmeynen verargen, gesetzt auch, daß ich, in Ansehung des Ortes, gefehlt hätte?

Nun aber zum Schlusse noch einige geistliche Anwendungen des bisher gesagten!

1. Bey den Israeliten hat der weise Gesetzgeber die Ruhe des Feldes unter andern der Armen willen verordnet, welche die von selbst gewachsenen Früchte zum Theil einsammeln durften. Wir, als Christen, wollen nicht so gezwungen, sondern freudig und freywillig den Armen, von dem

was wir entbehren können, mittheilen. Wollen daher, wie Paulus die Ephesier ermahnt, (Kap. 4, 28.) fleißig arbeiten und schaffen mit unsern Händen etwas Gutes, auf daß wir haben zu geben den Dürftigen. Und zuverläßig würden wir mehr zu dieser guten Absicht haben, wenn die Landleute nicht gewöhnlich allen verbesserten Einrichtungen feind wären, deren Nutzen sie nicht einsehen mögen; denn nicht nur das heißt den Dürftigen geben, wenn wir Bettlern Almosen reichen; auch das ist Wohlthätigkeit, und gewissermaßen noch größre Wohlthätigkeit, wenn wir Armuth und Mangel zu verhindern suchen; Gelegenheit schaffen, daß die Armen mehr verdienen und Aeckerbesitzern zeigen, wie sie ihre Güther einträglicher machen können. Wer also gute landwirthschaftliche Anstalten macht, oder befördern hilft, der erzeigt nicht nur den Armen und Reichen in seinem väterlichen Dorfe, sondern auch der ganzen umliegenden Gegend, die sich ein Beyspiel daran nimmt, eine größere, dankeswerthere Wohlthat, als wenn er ein Paar Hungrige speiset und einen Nackten bekleidet.

2. Die Ruhe des Feldes war unter andern auch des leibeigenen Gesindes wegen verordnet, damit dasselbe nicht immer gleichsam am Joche ziehen, sondern auch zu gewissen Zeiten der Ruhe,

der Freuden des Lebens geniessen, und von den Erzeugnissen des Landes sich erquicken sollte. Als Christen wollen wir uns nicht mehr durch Zwang zu Erfüllung dieser Pflicht dringen lassen. Nein! freywillig wollen wir auch unsern Dienstboten, die ohnehin meistens im Alter über den vielen Arbeiten steif und unfähig werden, so oft es Zeit und Umstände erlauben, einige Erholungsstunden und den Mitgenuß der erworbenen Früchte vergönnen, und dadurch zeigen, daß wir, als Christen, keines Zwanges bedürfen, wenn es auf die Ausübung menschenfreundlicher Handlungen ankommt.

3. Das Feld läßt man in der Absicht ruhen und braach liegen, damit es im folgenden Jahre desto reichlicher Früchte bringen soll. Daraus wollen wir lernen, niemals aus bloser Trägheit, sondern nur deßwillen zu ruhen, daß wir, nach gestärkten Kräften, desto eifriger und unverdroßner an unsre Geschäfte gehen können.

4. Kein Bauersmann ist so unverständig, seine Güther zehn Jahre so wüst und öde, wie zur Braachzeit, liegen zu lassen. Zwey Jahre müssen sie wenigstens Früchte bringen, bis sie wieder Ein Jahr, ohne Nutzen, liegen dürfen. Aber bey vielen Menschen liegen Verstand und Wille und jede Kraft zum Guten, fast die ganze Lebenszeit braach und unfruchtbar. Wie werden sie das

vor dem Richter aller Menschen verantworten, der von uns Früchte verlangt? — Die Früchte des Feldes dienen zu unsrer leiblichen Erhaltung und müssen also fleißig ausgesäet und gepflanzt werden; aber in die Ewigkeit folgen sie uns doch nicht nach. Nur gute Handlungen, die wir aussäen, werden im Himmel noch Früchte der Belohnung tragen und uns reich an Güthern der Seligkeit machen. Wie wird es aber nach unserm Tode mit uns aussehen? Wird da unser Leben den früchtevollen Aeckern, oder nicht vielmehr jenem braachliegenden Drittheile des Landes gleichen, auf welchem nur Unkraut wächst? Und doch sind wir alle fähig, unser ganzes Leben hindurch Früchte der Tugend zu bringen. Der eine mehrere und wichtigere, der andre geringere zwar, aber doch auch nothwendige. Jeder also nach seinem Vermögen — und mehr fordert Gott nicht! Nur von dem, welchem viel gegeben ist, wird auch viel gefordert werden.

5. Von den Aeckern kann man keine Rechenschaft verlangen; denn sie sind an ihrer Verwahrlosung und schlechten Benutzung unschuldig. Aber wehe uns Christen, wenn wir bey aller Pflege, bey allen Lehren und Ermahnungen, die man, gleich einem guten Saamen in unsre Herzen streut, dennoch keine Tugendfrüchte bringen mögen. Ach!

daß unsre Lehren noch immer eben das verschiedne Land finden, wie der Saame, dessen unser heutiges Sonntags-Evangelium gedenkt! Einiges fällt an den Weg; einiges unter Disteln und Dornen; einiges auf einen felsigten Boden; Gottlob aber! andres fällt auch auf ein gutes Land. Daß doch meine heutige Predigt auch ein solches möchte gefunden haben. Ein gutes Wort, findet auch ein gutes Ort, sagt man im Sprichworte. Gut habe ich es gewiß gemeynt; denn ich möchte euch alle gern so glücklich hier und dort wissen, als ein Mensch werden kann. Aber wie ist mein Gutmeynen aufgenommen worden? — In Ansehung des Zeitlichen kann ich leider nur rathen und ach! so selten helfen! O, daß ich in Ansehung des Ewigen mehr thun könnte, als lehren, warnen, ermahnen und bitten. Aber auch hier kann ich nichts weiter, als säen und pflanzen; und der Herr gibt das Gedeihen. Amen!

Zweyte Predigt.

Von der Schädlichkeit des Aberglaubens, besonders in der Landwirthschaft.

Ueber Pred. Salom. 11, 4.

gehalten

am Thomastage.

Der Apostel, dessen Andenken wir heute feyern, m. l. Z., wird uns in dem vorgelesenen Evangelium *) als ein schwergläubiger Mann aufgestellt. Umsonst hatten ihn alle seine Mitbrüder versichert: "wir haben den Herrn gesehn!" — Er wollte selbst sehen, selbst fühlen, ob es ihm gleich nichts neues war, durch seinen Meister und an ihm, Begebenheiten zu erleben, die mit dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht übereinstimmten. Wie dieser nun vielleicht zu schwer zu überzeugen war: so sind andere zu leichtgläubig. Die unwahrscheinlichsten Dinge nehmen sie auf Treue und Glauben an, so oft es einem Spötter, oder einem selbst Betrogenen einfällt, ihnen dergleichen aufzubürden, und so wird diese Leichtgläubigkeit unter andern auch eine Mutter und Ernährerinn des Aberglaubens.

Abergläubig nennt man die Leute, welche gewissen Beobachtungen oder Unterlassungen, Mitteln oder Ursachen, solche Wirkungen zuschreiben,

*) Das Feyertags-Evangel. war nämlich schon auf dem Altare verlesen.

ben, die sie ihrer Natur nach weder haben können, noch jemals gehabt haben, so weit die Erfahrung gescheider Menschen reicht. Brod und Salz waren z. E., von jeher ganz natürliche Mittel, den Hunger zu stillen; aber daß Salz und Brod in der Tasche, gegen das Beschreyen helfen sollen, ist eben so unnatürlich, unerklärbar und unbewiesen, als das Beschreyen selbst. Durch eine boshafte Rede kann man Leute nicht nur kränken, sondern auch, wenn sie sehr empfindlich sind, so gar krank machen. Viele hundert Menschen sind schon über einer giftigen und boshaften Rede in tödtliche Krankheiten verfallen; das lehrt die Erfahrung und läßt sich auch erklären; aber, sagt mir doch, wie können etliche Worte, die ein altes Mütterchen bey sich selbst murmelt, ein kleines Kind, das keine Sylbe davon versteht, das sich also auch nicht darüber ärgern kann, krumm und lahm oder sonst krank machen? Das ist ja ganz und gar dem Laufe der Natur entgegen. — "Aber die Erfahrung beweis't es!" würde ein Abergläubiger antworten; er würde uns Exempel erzählen, und mit dem Sprichworte schließen: was die Augen sehen, das glaubt das Herz. Wirklich glaubt auch der Abergläubige steif und fest an seine Erfahrungen; aber eben diese gelten nicht als Beweis, weil er in Ansehung der Wirkungen und Ursachen

irrt.

irrt. Wahr ist es z. B., daß ein altes Mütterchen sein Kind in der Wiege gesehn und nicht gesagt hat "Gott behüt' es!"; wahr ist's, daß das arme Kind bald darauf krank geworden ist, abgesetzte Glieder, oder sonst eine Krankheit bekommen hat; aber ist denn damit bewiesen, daß die obenerwähnte Person daran Schuld war? — Was würden wohl die abergläubigen Aeltern sagen, wenn ihr Kind Mittags zwölf Uhr das Gefraisch bekäme, und jemand sie versichern wollte, daran sey nichts anders als das Tischgebet Schuld, weil das Kind gleich nach dem Tischgebete krank geworden ist? — Würden sie nicht antworten: "ja wohl geschah das gleich nach Tische; aber daraus folgt nicht, daß eben das Gebet daran Schuld war! zufälliger Weise brach nur die Krankheit gerade um diese Zeit aus."

Seht also, liebe Zuhörer, so leicht kann man in Ansehung der Wirkungen und Ursachen irren. Ich habe mir es daher zum Gesetz gemacht, besonders in Kinderlehren, die Jugend durch Beyspiele zu lehren, wie leicht man in diesem Falle sich betrügen könne und wie vorsichtig man im Urtheile seyn müsse. *) In der heutigen Predigt werde ich aber meine Hauptabsicht dahin richten

Die

*) Im Anhange dieses Bandes wird unter andern auch eine Catechisation über diesen Gegenstand vorkommen.

Die Schädlichkeit des Aberglaubens, besonders in der Landwirthschaft zu zeigen.

Der Text, den ich bey der versprochenen Betrachtung zum Grunde legen werde, steht

Pred. Sal. 11, 4:

Wer auf den Wind achtet, der säet nicht, und wer auf die Wolken sieht, der ärntet nicht.

In dem Kapitel, aus welchem unser Text genommen ist, m. l. Z., redet Salomo von der Unsicherheit aller menschlichen Unternehmungen und von der Unmöglichkeit, den endlichen Ausgang zuverläßig voraus zu sehen. Er gibt daher den Rath, sich auf allerley Fälle gefaßt zu halten und den Ausschlag der göttlichen Fürsehung zu überlassen. Er tadelt die Neugierde derer, die von der Zukunft den Vorhang ziehen und voraus wissen wollen, wie jedes Unternehmen sich enden werde. Nahmentlich gedenkt er einer in jenen Zeiten sehr gewöhnlichen Wahrsagerey aus der Gestalt der Wolken und aus dem Winde. Die Figuren, welche der Aberglaube an den Wolken sah; die Farbe derselben; die Himmelsgegend, aus welcher

der

Wind kam ꝛc. sollten unter andern auch Vorbedeutungen seyn, ob Saat und Aernte würden glücklich von Statten gehn. Wer mit solcher Aengstlichkeit nach Wolkengestalten und Windsstrichen sich richtet, wird dabey gewiß mehr verlieren als gewinnen und nicht selten die beßte Zeit zur Saat und zur Aernte versäumen, sagt Salomo. Er redet also in dem vorgelesenen Verse von der Schädlichkeit des Aberglaubens in der Landwirthschaft *) und gibt mir daher die schönste Veranlassung, über diesen lehrreichen Gegenstand mit Euch weiter nachzudenken.

Laßt mich zuerst eines Schadens erwähnen, den unser Text ausdrücklich anführt: Wer auf den Wind achtet, der säet nicht, und wer auf die Wolken sieht, der ärntet nicht; oder mit andern Worten:

I. Der Abergläubige versäumt gar oft über seinem Aberglauben die beßte Zeit zur Ausrichtung gewisser Geschäfte oder zur Ergreifung eines Vortheils. Hätten die Leute zu Salomo's Zeiten nur in so ferne auf Wind und Wolken geachtet, daß sie bey sehr stürmischer Witterung nicht gesäet und beym Anzuge eines beträchtlichen Re-

gens

*) Da die verschiedenen Auslegungen dieses Verses und seines Zusammenhangs alle schwankend sind: so glaubte ich mich berechtigt, diejenige zu wählen, die am beßten zu meiner Absicht paßt.

gens nicht geschnitten oder gemähet hätten: so würden sie mehr Lob als Tadel verdient haben; aber, wie gesagt, ihr Aberglaube bestand eigentlich darin, daß sie behaupteten: wenn der Wind aus dieser oder jener Himmelsgegend kommt: so darf man nicht säen, und wenn die Wolken diese oder jene Gestalt oder Farbe haben: so darf man nicht ärnten. Meines Wissens ist diese Art des Aberglaubens unter uns nicht mehr gewöhnlich; aber ist es wohl weniger lächerlich, wenn man den Calender um Rath fragt, als wenn man auf Windsstriche und Wolkengestalten achtet??

Wie allgemein ist nicht, zum Beyspiele, der Glaube an gute und verworfene Tage? Unsre meisten Calender wimmeln ja von solchen Thorheiten. Aus ihnen sieht man, ob gut aderlassen, gut säen, gut pflanzen, gut Holz fällen ist; und manche Leute würden einen Calender zuverläßig nicht kaufen, wenn er nicht ihrer Tagewählerey so gut zu Statten käme. Sehr oft habe ich es beklagt, daß man von Obrigkeits willen so wenig darauf sieht, das Calenderwesen in bessern Stand zu setzen. Man gibt zwar gewissen Buchdruckern Privilegien auf ihre Calender, schlägt einen Stampf darauf, und verbietet strenge, einen andern als diesen privilegirten und gestämpelten Calender ins Land zu bringen; aber an die Verbesserung desselben,

ben, an die Austilgung des darin enthaltenen Aberglaubens, scheinet man an den wenigsten Orten zu denken. Zu unsrer Schande findet man in dem katholischen Deutschlande nicht den zehnten Theil von Thorheiten in den Calendern, als unter uns Protestanten. Als im Jahre 1779 der weise König Friedrich von Preußen die Calender in seinen Landen verbessern ließ, wurde das gemeine Volk so erbittert darüber, daß man für gut fand, im darauf folgenden Jahre den Almanach mit allen vormahligen Possen und Wahrsagereyen wieder abdrucken zu lassen. Da hieß es denn recht: die Welt will ja betrogen seyn: so werd' sie denn betrogen!

Ich habe schon mehr als einmal in Kinderlehren von der Tagewählerey und vom Calender-Aberglauben geredet. Auf das schon gesagte berufe ich mich also dießmal, und erspare mir dadurch die Mühe, den Ungrund des Tagewählens und der Calender-Prophezeihungen aufs neue zu beweisen. Nur auf die Erfahrung will ich mich hier berufen. Fast alle Calender haben, zum Beyspiele, Wetterweissagungen. Gebt einmal genau darauf acht! Immer dreymal werden diese Weissagungen falsch seyn, bis sie ein einzigesmal zutreffen; und treffen sie zu: so ist's ein bloßes Ungefähr. Probirt es nur und prophezeiht selbst,

wie es euch einfällt: — Unter 365 Wetter-Weissagungen werden immer hundert eintreffen. Ihr könnt es also eben so gut als der Buchdrucker, der aus irgend einem alten Calender, oder aus seinem Kopfe, das Wetter hineinsetzt. Eben so wenig als die Wetterprophezeihungen sind die Glücks- und Unglücksweissagungen aus himmlischen Zeichen, Mondsbrüchen und dergleichen werth. — Seht auf die klügern Nachbarn des Dorfs: Sie fragen nichts nach himmlischen Zeichen, nach Mondsbrüchen, Quatembern, Wochen- und Namenstagen. Ihre Wirthschaft geht gleichwohl eben so gut und noch besser von Statten, als das Hauswesen ihrer Calendergläubigen Mitbürger.

Doch — meine Absicht ist nicht so wohl, den Ungrund, als vielmehr die Schädlichkeit dieser Tagewählerey zu zeigen.

Ein gemeiner Aberglaube der Landleute ist es z. E., daß man Hauptgeschäfte, die Aernte, die Heumaht, die Weinlese ꝛc. nicht am Montage, sondern am Freytage anfangen müsse. Viel natürlicher wäre es, nach der gesunden Vernunft, man gäbe dem Montage den Vorzug, weil man dann 6 Tage fortarbeiten könnte, und nicht durch den Sonntag schon am dritten Tage unterbrochen würde. — Hört aber einmal, welcher Schaden

für

für ein ganzes Dorf und Land aus dieser Tagewählerey entstehn kann. Das Korn ist reif; Man könnte, bey der günstigsten Witterung, am Mondtage schon, die Sichel anlegen; Aber der Mondtag ist verrufen: Man erwartet den Freytag; Noch wird der Anfang der Aernte bey heiterm Himmel gemacht; aber ehe ein Halm in die Scheune kommt, zieht Regen auf; die nachtheilige Witterung hält 6 — 8 und mehr Tage nach einander an — und man hat nun das ganze Jahr über schlechtes Brod. Es fallen vielleicht gar Schlossen und dreschen das Getreid auf dem Felde aus, das man, ohne diese Tagewählerey, zum Theil schon in Sicherheit haben würde. — Gerade so schädlich ist auch die Tagewählerey bey der Aussaat. Man säet zum Beyspiele am Donnerstage keine Hülsenfrüchte. Dieser Tag ist aber vielleicht der günstigste zu diesem Geschäfte. Gleich darauf fällt starker Regen ein; Nun kann man nicht pflügen. Man wartet bis das Land nothdürftig abgetrocknet ist; säet dann und glaubt seine Sache klug gemacht zu haben; aber, es kommt Dürrung; Die Saat will nicht hervor; wird von Vögeln halb aufgelesen, und was hervorkeimt, bekommt keinen Wachsthum; Indeß stehen die Felder der klügern Nachbarn, welche ihr Land gerade an dem verrufenen Donnerstage bestellt haben, im schön-

sten Seegen. — Das beßte und stärkste Kalb ist an diesem unglücklichen Tage gefallen. Es wird nicht zurückgebunden, und ein weit schlechteres, welches an einem glücklichern Tage zur Welt gekommen ist, wird gewählt; Aber dieses gibt vielleicht in der Folge nur den halben Nutzen. — Wie gewissenhaft beobachten manche Landwirthe das Zu- und Abnehmen des Mondes bey ihrer Wirthschaft! Pflanzen, die über der Erde wachsen, müssen im abnehmenden Monde gesäet werde, und denen, die unter der Erde wachsen, ist der zunehmende Mond günstiger. Man wartet auf himmlische Zeichen; auf besondre Namenstage, auf ein Kleeblatt im Calender und bringt sich dadurch empfindlichen Schaden. Doch ihr lieben Leute, wißt besser als ich, wie viel oft etliche Tage, auf oder ab, bey euern Verrichtungen schaden und nützen. Die Witterung im zunehmenden Monde ist vielleicht günstig. Man erwartet aber den abnehmenden Mond und mit ihm — ein schädliches Wetter. Eben so verhält es sich mit himmlischen Zeichen, Namenstagen und dergl. — Man hat eine Aderlässe nöthig. Die Witterung ist heiter; man hat auch Zeit, sich ein Paar Tage zu schonen; aber es steht kein Kreuz im Calender; es ist eben ein Mondsbruch. So sehr man auch das Bedürfniß fühlt, die Aderläße unver-

verzüglich vorzunehmen, so wenig darf dieß eben jetzt geschehn — und ehe das Kreuz im Calender, oder das rechte Mondsalter am Himmel erscheint, ist eine Krankheit ausgebrochen, die man vielleicht durch eine Aderläße mitten im Mondsbruche verhütet hätte. — Sieht man doch, wenn in Krankheiten eine Aderöffnung nöthig ist, nicht nach Mondsbrüchen und Calenderzeichen; warum muß das in gesunden Tagen geschehn? Kann eine Aderläße, mitten im Mondsbruche und am sogenannten unglücklichen oder verworfenen Tage, eine Krankheit heben; warum sollte sie nicht zu eben der Zeit einer Krankheit vorbauen können?

Noch einer Tagewählerey muß ich zum Schluße dieser ersten Abtheilung gedenken; einer Tagewählerey, welche gewöhnlich für Gottesfurcht gehalten oder ausgegeben wird, im Grunde aber nichts mehr und nichts weniger als — Aberglaube ist. Ich meyne den Irrthum vieler Menschen, welche dem Vater aller Menschen einen Gefallen zu thun glauben, wenn sie lieber das gute Getreid auf dem Felde verderben lassen, als es an einem Sonn- oder Feyertage lüften und heimschaffen. — Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbaths willen; wirklich aber müßte die Sache sich umgewandt verhalten, wenn man, aus jüdischer Religionsstrenge,

lieber das Getreide wollte verderben lassen, als am Sonntage heimschaffen. Wenn am höchsten Festtage eine elende Brechhütte in Brand geriethe; würde da nicht alles Volk aus der Kirche laufen um sie zu löschen, ob gleich weiter keine Gefahr, als der Verlust der Hütte, zu fürchten wäre? Und das Getreid einer ganzen Fluhr sollte nicht mehr werth seyn? — Wenn ein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt — wer ist, der ihn nicht heraus zöge am Sabbattage? sagt unser Heiland. Wahrer Aberglaube ist's demnach, wenn man, im Nothfalle, des Sonn- oder Feyertags willen, nicht arbeiten will. Von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit muß jedoch untersucht werden, ob wirklich ein Nothfall vorhanden ist, weil sonst mancher Geizhals ohne Grund einen Nothfall vorschützen, und weder sich noch den Seinigen die nöthige Ruhe am Sabbath vergönnen würde. Davon habe ich indeß schon bey andern Gelegenheiten umständlicher gesprochen. Nur so viel wollte ich hier zeigen, daß auch diese abergläubige Tagewählerey einen schädlichen Einfluß auf die Landwirthschaft hat. Vielleicht fallen Manchem unter meinen Zuhörern mehr Beyspiele ein, als ich hier angeführt habe, und auch mir würde es ein leichtes seyn deren mehrere zu geben, wenn ich es nöthig fände.

Woher kommt aber dieser Aberglaube? —

Daher,

Daher, daß man gewissen Beobachtungen oder Vernachläßigungen Wirkungen zuschreibt, die ihnen nicht zukommen. Die Beobachtung eines gewissen Tags, oder einer gewissen Zeit, soll Glück, und die Vernachläßigung Unglück bringen. — Salomo sagt freylich: Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Auch das Pflanzen und Ausrotten nennt er bey dieser Gelegenheit; aber das leugnet ja niemand. Kein vernünftiger wird euch anrathen, das Korn (den Roggen) schon im Junius, oder erst im März zu säen; niemand wird von euch fordern, das Heu schon im May, oder das Wintergetreide erst im September oder October zu schneiden. Alles hat seine Zeit; aber nicht nach Voll- oder Neumonden, nicht nach himmlischen Zeichen und Calender-Weissagungen, sondern nach besondern Umständen, nach Jahrszeit und Witterung. Wer also nach Calenderzeichen sich richtet, wird die rechte Zeit versäumen, indem er sie wählen will. Indeß gibt es der Landleute genug, die uns aus der Erfahrung beweisen wollen, daß die Tagewählerey doch nicht so ganz grundlos sey. Was die Witterung oder sonst ein Umstand, der gerade auf diesen Tag zufälliger Weise einfiel, verursacht haben, das muß der Tag selbst, das Mondsalter

oder etwas ähnliches gethan haben. — Doch genug davon! Das bisher gesagte wird hoffentlich hinreichend seyn, den Ungrund und die Schädlichkeit der Tagewählerey, eines so herrschenden Aberglaubens, den wir von unsern heidnischen Vorältern ererbt haben, zu zeigen.

II. Laßt mich auf den zweyten Theil kommen, in welchem ich durch Beyspiele lehren werde, daß der Aberglaube uns oft auch hindert, im übrigen die rechte Mittel zu dem erwünschten Endzwecke zu ergreifen. Endzweck nennt man das, was man zu bewerkstelligen oder zu erlangen wünscht. Mittel nennt man das, was man thut oder anwendet, um den Endzweck zu erlangen. Wenn ich nun werde bewiesen haben, daß der Aberglaube zur Wahl falscher Mittel verleitet: so wird wohl niemand mehr an der Schädlichkeit desselben zweifeln; denn der gute Ausschlag unsrer Unternehmungen hängt ja meistentheils von der rechten Wahl der Mittel ab. Wie ein Arzt unter Gottes Hülfe nur dann eine Krankheit heilt, wenn er die rechten Mittel gegen sie gebraucht: so beruht bey all unsern Unternehmungen der gute Erfolg auf den angewandten Mitteln und auf dem göttlichen Seegen. Schon der erste Theil meiner Predigt, in welchem ich die Schädlichkeit der Tagewählerey gezeigt habe, ist ein Beyspiel davon.

davon. Das Auswählen der Tage nach Mondsbrüchen und Calenderzeichen, ist kein rechtes Mittel, den guten Fortgang der Landwirthschaft zu fördern, wohl aber zu hindern; und eben so verhält es sich mit hundert andern Mitteln, wie folgende Beyspiele zeigen. Wer z. E. glaubt, das sogenannte Stallbehüten, Aufhängen gewisser Wurzeln und Zettel, das Hinmalen dreyer Kreuze an die Thüre, das Vergraben gewisser Dinge unter die Schwelle, oder die leidige Segensprecherey, sey ein Mittel, das Vieh stark und gesund zu erhalten, der wird gewöhnlich in Anwendung anderer vernünftiger Mittel sorgloser seyn, als sein gescheiderer Nachbar, der sich auf ordentliche Vorgabe, Abwechslung und gehörige Vermischung des Futters, auf Reinhaltung des Viehes und der Futtertröge, auf Zugröhren, welche die ungesunden Ausdünstungen ableiten, auf hinreichende Bewegung des Viehes in freyer Luft und dergleichen natürliche Mittel, und nicht auf einen betrüglichen Stallbehüter verläßt. Reißt aber wirklich eine Krankheit ein, dann zeigt sich erst die Schädlichkeit des Aberglaubens in ihrer ganzen Blöße. Eine Kuhe gibt z. B. täglich schlechtere Milch, die Milch wird immer blauer, wirft nicht mehr auf, ist mit Blutflämmchen untermengt, oder versiegt gar —: Was wird da der Mann ohne Aberglau-

ben thun? Er wird untersuchen, ob das Vieh im Futter ordentlich gehalten worden ist; ob es keinen schädlichen Stoß bekommen hat; ob nicht eine gewisse Art des Futters schädlich war: ob sich nicht eine eigentliche Krankheit anspinnt und dergl. Er wird einen geschickten Vieharzt zu Rathe ziehn; wird, nebst der Veränderung des Futters und genauer Aufsicht auf die ganze Behandlung des Viehes, auch dienliche Arzneyen gebrauchen; der Abergläubige hingegen wird den Unfall blindlings einer Verhexung zuschreiben; wird zu einem Betrüger laufen und sich für sein theures Geld zum Beßten halten lassen; wird die blaue oder mit Blut untermengte Milch kochen und rühren, und aufpassen, welches alte Weib während des Possenspiels in das Haus kommt und etwas zu borgen verlangt; Indeß aber wird dem Uebel doch nicht abgeholfen seyn, wenn es sich nicht von selbst gibt, oder wenn er nicht, neben seinem Allermannsharnisch und andern lächerlichen Mitteln, auch vernünftige gebraucht. — Noch schädlicher ist dieser Aberglaube bey Krankheiten der Menschen. Da hängt man dieß und jenes in den Schornstein, gießt es ins fließende Wasser, oder gräbt es unter die Dachtraufe. Man macht Kreuze; man läßt den Kranken aus besondern Gefäßen trinken, die eine eigene Kraft haben sollen;

hängt ihm allerley um den Hals und was dergleichen mehr. Indeß nimmt die Krankheit täglich mehr über Hand, und die beßte Zeit zur Heilung ist versäumt; der geschickteste Arzt kann nicht mehr retten; oder die Rettung kostet doch wenigstens zehnmal so viel Zeit und Geld, als sie würde gekostet haben, wenn man nicht so lange vergeblich auf abergläubige Kuren gebaut hätte. — Wie manche Aeltern überlassen ihre kranken kleinen Kinder blos den Quacksalbereyen einer abergläubigen Amme. Diese mißt die Kinder mit dem Schurzfleck, oder wäscht sie mit Beschreykraut, wenn eine förmliche Kur gebraucht werden sollte, und so geht manches Kind als Säugling zu Grunde, das auser dem zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft herangewachsen seyn würde.

Wie nun der Aberglaube daran Schuld ist, daß viele zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit bey Menschen und Vieh, ganz unrechte Mittel wählen: so veranlaßt er auch in vielen andern Stücken eine verkehrte Wahl derselben und wird dadurch schädlich. Ein sehr bewährtes Mittel, Bäume tragbar zu machen, ist z. E. das Umgraben und Bedüngen derselben; sorgfältige Reinigung von dürren Aesten und Wasserzweigen; Wegschaffung der Raupennester, besonders das

Wegfangen der so schädlichen Blütenraupe; Vertilgung des Mooses u. s. w.; der Abergläubige weiß aber viel kürzer davon zu kommen. Alle die Mittel, deren ich gedacht habe, läßt er unversucht und bindet dafür am Christabende um jeden Baum ein — Strohseil. Nun trägt freylich der Baum etwas; aber nur Stroh. Ob er auch Früchte tragen wird, das hängt von ganz andern Umständen ab, und was von diesen Umständen in menschlicher Gewalt steht, läßt der Abergläubige gewöhnlich unangewandt, oder er bedient sich der vernünftigen Mittel nebst den unvernünftigen, und schreibt dann den günstigen Erfolg den letztern zu. Aber, wie gesagt, der Abergläubige verläßt sich größtentheils auf seine verkehrten Mittel allein und bringt sich dadurch um die Vortheile, die ihm die Anwendung besserer Mittel würde verschafft haben. Auf jeden Fall macht er sich vergebliche Mühe und Kosten, indem er die überflüssigen und unnützen abergläubigen Mittel neben den natürlichen gebraucht.

Wie viel könnte ich noch hinzu setzen, wenn ich auf die seltenern Thorheiten Rücksicht nehmen wollte, welche der Aberglaube erzeugt! Der eine läßt sich von einem Goldmacher, der andre von einem Schatzgräber zum Beßten halten und um sein Geld bringen; Ein dritter kauft von einem

Lum-

Lumpen, der selber nichts hat, ein Heckemännchen oder sonst etwas, das wunderbarer Weise Geld einbringt. Der wird mit der Wünschelruthe, und jener durch einen Erdspiegel geprellt, indeß sich ein andrer ein Kunst- und Hexenstück, z. E. das Festbannen eines Diebes, oder so etwas für sein theures Geld lehren läßt, und sich, bey angestellter Probe, betrogen findet.

Das führt mich ganz natürlich auf die

IIIte Abtheilung dieser Predigt, in welcher ich zeigen will, daß der an uns bemerkte Aberglaube gar oft auch andre reizt und in den Stand setzt, uns zu betrügen. Davon habe ich schon Beyspiele gegeben, indem ich Schatzgräber und ähnliche Betrüger nannte. Von diesen aber will ich nichts weiter sagen, da ihr schädliches Spiel ohnedieß immer seltener wird; aber bedenkt nur, ihr Lieben! wie viele Hausherrschaften von ihren Dienstboten und Tagelöhnern, wie manche Männer von ihren eigenen Frauen und wie manche Frauen von ihren Männern höchst auffallend hintergangen werden, blos weil man sich darauf verlassen kann, daß sie den Betrug einer unnatürlichen Ursache beymessen, wenn man nur ihren Aberglauben in das Spiel bringt. Die Magd weiß z. E., daß ihre Frau an das Ausmelken der Kühe durch Hexen glaubt: wird sie nun nicht mit dop-

pelter

pelter Dreistigkeit die Milch wegtrinken oder verhandeln, und dann ihrer Frau das fast leere Milchgefäß mit den Worten vorzeigen: "nun seh' ein Mensch wieder, was der Kuhe geschehn seyn muß! Gestern noch gab sie so und so viel, und heute so wenig, daß es kaum den Boden bedeckt!" — Und die abergläubige Hausmutter wird auf alles eher, als auf eine Betrügerey der Magd verfallen. — Das Vieh wird durch Schuld der Dienstboten unrein, oder krank, oder geht gar zu Grunde. — Das müssen aber böse Leute gethan haben; und auf diese Ausrede verläßt sich das liederliche Gesinde. — Kann eins oder das andre über den Geldschrank kommen: so wird geplündert. Der Hausvater gibt schon einem Wechselgelde die Schuld, ohne auf einen Diebstahl zu verfallen! Das Kindermädchen überfüttert das Kind, oder gibt ihm unverdauliche Sachen, oder zu heisse Speisen — was schadets? Die Aeltern werden schon das Kind für beschrieen halten. Der Knecht wird mit dem Anspann über Feld geschickt. Getrost bleibt er im ersten beßten Wirthshause sitzen. Nun kommt er nach Hause und erzählt, wie seine Pferde an einem Kreutzwege nicht mehr vor- und rückwärts gekönnt, oder wie ein feuriger Mann sie irre geführt, oder sonst ein verzaubernder Umstand ihn gehindert habe, früher wieder zu kommen. Er

hat

hat die Rosse in Schweiß gejagt und darauf in der Kälte unbeweglich stehen lassen. Er erzählt nun, wie auf einmal, wahrscheinlich durch Hexerey, die Pferde steif und krank geworden seyen und überhebt sich dadurch der Verantwortung: — Gerade so geht es auch oft bey Handwerkern. Der Brauknecht hat beym Biere nicht die nöthige Vorsicht angewandt, oder der Färbergeselle die Farbe vernachläßigt — Nun muß ihm die Sache, wie man zu reden pflegt, verthan, verzaubert gewesen seyn. — Wer hat denn nun aber solche schädliche Betrügereyen zu fürchten? — Gewiß nur der Abergläubige! Wer ihn betrügen will, richtet seinen Betrug so ein, daß der Aberglaube mit in das Spiel kommt, und lacht sich dann herzlich satt über die Schwachheit des Abergläubigen, der den Betrug auch nicht einmal ahndete. Müßte ich nicht fürchten, Lachen zu erregen, wie viel solcher Beyspiele könnte ich anführen! aber eben daraus, daß es Lachen erregt, erhellt die Lächerlichkeit der Sache selbst.

IV. Laßt mich zum Schluße noch die übrigen Nachtheile ins Kurze zusammen fassen, die der Aberglaube bringt, nachdem ich bisher seinen schädlichen Einfluß auf die Haus- und Feldwirthschaft gezeigt habe.

1. Der Aberglaube macht uns viel vergebli-

che

che Sorgen, Beängstigungen und Auswahlen. Ist nicht der Abergläubige ein geplagter Mensch! Ausser den Sorgen, die jede Wirthschaft und das Menschenleben überhaupt ohnedieß mit sich bringt, hat er noch eine Menge Sorgen, Tagewählereyen und andere Beobachtungen, deren er überhoben seyn könnte. Immer lebt er in Furcht vor Bezauberungen, und muß Mittel gegen Uebel anwenden, die gar nicht zu fürchten sind. Bey jedem Gepolter ängstet er sich; einen Weg in der Nacht macht er nicht ohne Zaghaftigkeit, weil ihm das wüthende Heer, schwarze und feurige Männer ꝛc. beständig im Sinne liegen. Das Irrlicht, oder der sogenannte feurige Mann, an welchem sich ein gescheider Mensch, als an einer schönen Naturerscheinung, die aus brennbaren Erddünsten entsteht, herzlich ergetzt, ist ihm die schreckliche Erscheinung eines treulosen Feldschieders, in dessen herumirrenden Gerippe ein kleines Licht brennt; Ein Busch, ein Weidenstock, oder sonst etwas, ist ihm ein schwarzer oder weisser Mann, und ein Betrunkener, oder ein Mensch, der um Hülfe oder Zurechtweisung schreyt, macht ihm des Nachts auf der Straße tödtliche Bangigkeit, indeß ein Andrer mit Vergnügen darauf bedacht seyn würde, den Verirrten zurecht zu weisen. — Kraniche, die über ihn hinfliegen, sind ihm das wüthende Heer; ein Käuzchen ist ihm ein Leichenvogel,

vogel, der einen Todesfall bedeutet, und jedes nächtliche Gepolter, dessen Ursprung er nicht begreift, ist ihm ein Vorbote von einer Trauer in der Verwandtschaft. Die Wochenbetterinn zagt vor Hexen und Kobolden; fürchtet die Austauschung ihres Säuglings oder die Beschreyung desselben, u. s. w. Sind das nicht unglückliche, sorgen- und angstvolle Menschen!

2. Der Abergläubige macht sich lächerlich; zieht sich Spott und Verachtung zu, und bringt sich also eben so um seine Ehre wie um die Seelenruhe. Sagt selbst, wart ihr nicht mehr als einmal Ohrenzeugen von Spöttereyen, die der Abergläubige dulden mußte, und kann man's ohne Aergerniß ansehn, daß sich der ehrwürdige Bauernstand besonders, durch seinen Aberglauben selber herabsetzt?

3. Der Aberglaube bringt ferner Verdruß unter die beßten Freunde und nährt ungegründeten Verdacht. Da will z. E. einer etwas bey dem andern borgen oder kaufen. Das kann aber nicht seyn, weil eben ein Tag ist, an welchem man nichts über die Gasse geben darf. Der Abgewiesene sieht es indeß für Undienstfertigkeit an und erhebt eine Feindschaft darüber. — Der Abergläubige sieht Gespenster und behauptet unsinnig genug, daß er die oder jene verstorbene Person

gesehen habe. Die Familie erfährt es und Hader und Streit entspinnt sich unter sonst friedlichen Nachbarn. — Der Abergläubige giebt Krankheiten und andre Uebel, die ihn, oder die Seinigen, oder seine Hausthiere und Handthierungen betreffen, bösen Leuten Schuld. Er zeiht die Entstehung des Unfalls dieser oder jener Ortseinwohnerinn; sein Verdacht wird ruchbar; er läßt ihn wohl gar offenbar merken, und die bitterste Feindschaft ist eine unumgängliche Folge.

4. Der Abergläubige versündigt sich aber dabey auch auf eine unverantwortliche Art, indem er auf unschuldige Menschen Verdacht wirft und sie in Verdacht und üble Nachreden bringt; Rache gegen sie ausübt; und noch mehr, indem er sich zu Segensprechereyen und zu sündlichem Mißbrauche des göttlichen Namens verleiten läßt.

5. Der Abergläubige setzt endlich auch das Vertrauen zu Gott aus den Augen, und versündigt sich also gegen eine der ersten Pflichten, die wir Gott und uns selbst schuldig sind. O wie wohl, wie wohl ist es dem Menschen, der überzeugt ist: unter Gottes Aufsicht bin ich vor allen Anfällen des Teufels und vor allem sicher, was der Aberglaube teuflischen Künsten zuschreibt. Wie unglücklich sind die, welche vom Teufel mehr böses fürchten, als sie gutes von Gott hoffen! —

Wie

Wie gelassen kann ein verständiger guter Mann in Krankheiten seyn, wenn er sagen darf: ich habe mein Leiden mir nicht selbst zugezogen; Gott hat es auferlegt, und der, der mir die Last auflegt, der hilft sie auch tragen! Aber wie trübe muß es dem Abergläubigen ums Herz seyn, der bösen Menschen und Teufelskünsten seine Krankheit zuschreibt! Beständig gährt in ihm der Groll gegen den unbekannten Feind; oder gegen irgend eine schuldlose Person, welcher er sein Unglück beymißt. — Wie vertrauensvoll erwartet der weise und gute Mann im Unglücke Hülfe von Gott und von vernünftigen Mitteln, indeß der Abergläubige bey Hexenbannern seinen Trost sucht. Gesteht es nur, die Abergläubigen, die bey solchen Leuten Rath suchen, erwarten ihre Hülfe nicht vom göttlichen Segen, sondern vom Teufel. Wie das thörichte Volk zu Christi Zeiten glaubte, daß unser Heiland die Teufel durch Beelsebub den Obersten der Teufel austreibe: so glauben Tausende heute noch, daß das Reich des Satanas mit sich selbst uneins sey. Sie zeihen den Leuten, bey denen sie Hülfe suchen, selbst nichts gutes; sie würden um viel Geld die Künste nicht lernen, die sie den Schwarzkünstlern, bey denen sie sich Raths erholen, beymessen. Geben sie dadurch nicht offenbar zu verstehn, daß sie glauben, das entzaubern gehe eben so wohl mit

unrechten Dingen zu, als das bezaubern? Heißt das aber nicht offenbar, das Vertrauen zu Gott wegwerfen und sein Vertrauen auf den Teufel und seine Bande setzen? Möchte man diesen Leuten nicht zurufen, wie Elia den Boten des Königes Ahasja, der den Baalsebub fragen ließ, ob er wieder genesen werde: "ist denn kein Gott mehr in Israel, daß ihr hingeht zu fragen Baalsebub den Gott zu Ekron?"

Doch, dem Himmel sey Dank! die Herrschaft der Finsterniß und die Macht des Aberglaubens sinkt mit jedem Jahre von ihrem Throne herab, und wird allmählig gar in den Staub sinken.

Was waren das für entsetzliche Zeiten, da ein mächtiger und grausamer Amtmann in Lothringen, Namens Nicolas Remy, sich öffentlich rühmen durfte, Neun Hundert Unglückliche, die der Hexerey beschuldigt waren, auf den Scheiterhaufen gebracht zu haben! Waren diese nicht alle bedauernswürdige Opfer des Aberglaubens? Wie ganz anders und wie viel besser ist's und wird es in unsern Tagen! Wenn ich nur in meine Knabenjahre zurück denke: so erinnre ich mich einer Menge abergläubiger Meynungen, die man nunmehr verlacht. Wenigstens schämen sich jetzt die Meisten des Aberglaubens, und durch diese Schaam

ist

ist schon ein großer Schritt zur Wegräumung desselben gethan. Wer in unserm Dorfe würde sich nicht schämen, alle Thüren seines Hauses, vor Aller Augen mit drey Kreutzen zu bemalen? Macht nicht der Abergläubigste unter allen, seine Kreutze sehr vorsichtig an die innre Seite der Stall- oder Hausthüren, damit sie ja von niemand so leicht bemerkt werden? Vor 30—40 Jahren schämte sich aber kein einziger Ortsnachbar dieser abergläubigen Kreuzmacherey. — Die Stallbehüter, die sonst ein offnes Gewerb hatten, sind fast ganz verbannt. Quacksalber und Hexendoctoren kommen täglich mehr in Verfall. Von Gespenster- und Koboldsgeschichten hört man in zehn Jahren nicht so viel, als sonst in Einem. Die heranwachsende Jugend verspricht noch geläutertere Einsichten und so bestätigt sich auch hier, was ich so oft schon behauptet habe, daß es in der Welt noch immer besser wird. Möchte es doch in unserm Dorfe bald so gut werden, daß man von all den abergläubigen Meynungen, deren ich in dieser Predigt gedacht, und von den tausend andern, deren ich nicht gedacht habe, gar nichts mehr hörte; daß nicht nur der äussere Schein, sondern der Aberglaube selbst, in dem Innern aller Einwohner, vertilgt würde! Wie viel müßte dadurch eure Wirthschaft, euer Seelenfriede, eure Tugend über-

haupt und besonders euer Vertrauen zu Gott gewinnen! Mit der höchsten Freudigkeit des Geistes würdet ihr dann sprechen:

Es kann mir nichts geschehen
Als was mir Gott ersehen
Und was mir wahrhaft nützt;
In Krankheit, unter Plagen,
So wie in frohen Tagen,
Ist Gott mein Schild, der mich beschützt!
Amen!

Dritte Predigt.

Vom Credit.

Ueber Sir. 29, 10.

gehalten

am 9ten Sonnt. nach Trinit.

Unser heutiges Sonntags-Evangelium, m. l. Z., stellt uns in der Person des verdächtig gewordenen Haushalters einen Mann auf, der bey seinem Herrn den Credit verlohren hatte. Credit heißt im allgemeinen so viel als guter Ruf. Besonders aber wird dieser Ausdruck gebraucht, wenn von dem Zutrauen die Rede ist, welches man in die Zahlfähigkeit und Zahlwilligkeit einer Person setzt. Der Mann hat Credit, heißt also: er steht in dem Ruf eines Mannes, der bezahlen kann und will. Dem Manne darf man Credit geben, oder creditiren, heißt: dem Manne darf man trauen; er wird das gelichene wieder geben und das geborgte bezahlen. — Welch hohen Werth der Credit in der Welt habe, bezeugen unter andern die Sprichwörter: Credit ist besser als baar Geld; Credit verlohren, alles verlohren! — So gemein indeß diese Sprichwörter sind; so unbekümmert sind manche Leute um ihren Credit, und klagen dann gleichwohl über Hartherzigkeit und Mißtrauen der Welt, ohne zu bedenken was Sirach sagt:

Mancher leihet ungern, aus keiner bösen Meynung; sondern er muß fürchten, er komme um das Seine.

Diese Worte, welche im 29sten Capitel Sirachs und dessen 10 Verse stehn, sollen auch der Text seyn, über welchen ich heute reden werde

Vom Credit.

Zuerst will ich zeigen, wie nothwendig der Credit dem Reichen so wohl als dem Armen sey, und dann, fürs zweyte: wodurch man den Credit erhält und verliert.

I.

Wenn ich heute vom Credit rede, m. l. Z., so verstehe ich darunter besonders die gute Meynung, die andre in unsre Fähigkeit und Willigkeit setzen, das geborgte oder gekaufte zur rechten Zeit ohne Weigerung und Schmälerung, wieder zu geben oder zu bezahlen. Dieses gute Vorurtheil ist nicht nur dem Armen sondern auch dem Reichen nöthig, und zwar so nöthig, daß man mit Recht im Sprichworte sagt: Credit ist besser als baar Geld.

1. Den Credit kann man bey seinen Bekannten, oder bey denen, die einen dem Rufe nach kennen, immer im Vorrathe haben; Nicht so das baare Geld. — Auch der begütherte Mann muß im Handel und Wandel zuweilen borgen, entweder, weil er das baare Geld eben nicht in der Tasche, oder weil er es überhaupt nicht vorräthig hat. — Der gute Ruf erstreckt sich weiter als sich die Güther erstrecken. Der Auswärtige kann nicht alles genau wissen, nicht selbst über unsre Vermögensumstände und über unsre Zahlwilligkeit urtheilen; Er richtet sich also nach dem guten Rufe, und wo dieser fehlt, wird ihn kein Schwur so leicht ersetzen.

2. Das baare Geld, oder die Güther, kann man also wohl besitzen, aber nicht immer beweisen; wenigstens nicht ohne viele Weitläuftigkeit beweisen, daß die Güther mit keinen Schulden belastet sind. Was kommt uns also in solchen Fällen mehr zu Statten: das Vermögen, oder der Credit?

3. Man kann sogar ein offenbar und anerkannt großes Vermögen besitzen und doch keinen Credit haben. Nehmt einmal an: jedermann glaubte von uns, daß wir Wort halten, wieder geben oder bezahlen könnten; wäre das wohl zum Credit allein genug, wenn man von unserm guten

Wil-

Willen nicht eben die gute Meynung hätte? wenn wir weit und breit als Leute bekannt wären; die gerne ihr gegebenes Wort wieder zurück ziehen, ihre Schuld oder Schuldigkeit ableugnen, schmälern, verzögern? Wird irgend jemand sich gerne mit einem reichen Manne einlassen, den man erst auf den ermüdenden Umwegen des Rechts und der Prozesse, zur Bezahlung oder Wiedererstattung bringen muß? Wird man nicht weit lieber einem Manne trauen, der zwar weniger Vermögen, aber mehr Ehrlichkeit besitzt?

4. Ueberdieß gibt es Fälle und Gelegenheiten, da man durch Geld überhaupt das nicht ausrichten kann, was der Credit bewirkt. Möchtet ihr wohl einem reichen Manne, der als Betrüger bekannt ist, gegen baare Bezahlung einen Theil eurer Scheune oder eures Kellers einräumen? Würde euch all sein Vermögen etwas helfen, wenn er euch, bey so schöner Gelegenheit, bestähle; ihr aber den Diebstahl ihm nicht offenbar beweisen könntet? Würdet ihr ihm Geräthschaften und andre Dinge leihen, wenn ihr wüßtet, daß er sie gern zurückbehält, oder verdorben wieder zurückgibt? — Möchtet ihr euch in einen gemeinschaftlichen Handel oder sonst in eine Geldsache mit ihm einlassen? Möchtet ihr wohl eine Tochter gern einem Manne geben, der zwar dem Anscheine

scheine nach Vermögen, aber zuverläßig keinen Credit hat? — Wer weiß, wie es mit dem Menschen steht? würdet ihr sagen. Er ist ein Mann ohne Credit; wer will seinen Angaben trauen? Und wenn man ihm auch trauen kann — was hat man für Ehre von seiner Verwandtschaft?

5. Der Credit ist endlich auch dauerhafter als der Reichthum. Um alle Güther kann man durch Unglück kommen, und ist darum doch noch nicht verlohren, wenn man nur noch Credit übrig behält. Durch Credit hilft sich auch der Gesunkene wieder auf, und kann er auch das nicht: so rettet ihn doch der Credit vor Hunger und Blösse und erbt gewöhnlich auf seine Familie fort, wenn er ihr kein andres Erbtheil mehr hinterlassen kann.

Ist demnach das Sprichwort: "Credit ist besser als baar Geld," nicht ein Wahrwort, das durch die tägliche Erfahrung bestätiget wird? — Und wenn der Reiche des Credits nicht entbehren kann, wie nothwendig muß er erst dem Armen seyn!

Der Arme, er mag sich anstellen wie er will, kann nicht immer auf der Stelle bezahlen; muß wenigstens zuweilen Nahrungsmittel und andre unentbehrliche Dinge borgen. Wie übel ist diesem gerathen, wenn ihm Credit fehlt!

Man-

Mancher Arme könnte sich auf seine ganze Lebenszeit helfen, wenn ihm jemand 40 — 50 fl. vorstreckte; darüber aber kann er kein Unterpfand geben; hat er also keinen Credit: so wird er Zeit Lebens unberathen bleiben, so wie im Gegentheil bey einem andern Armen der Credit die Stelle des Unterpfands vertritt. — Nun berechnet einmal den Nachtheil, den der Mangel an Credit einem Armen bringt. Weil ihm niemand das täglich Brod borgen will: so sieht er sich oft genöthigt, etwas minder nothwendiges um einen Spottpreiß von der Hand zu geben, um nur Geld für Brod zu schaffen; oder er muß einen Sündenpreiß für das was er kaufen will, versprechen, weil der Verkäufer die Unsicherheit, oder das lange Borgen, in Anschlag bringt. Ein armer Handwerker könnte sich, nebst einer größern Kundschaft, auch einen Profit im Ankaufe seiner Waaren, die er verarbeitet, verschaffen, wenn ihm jemand nur so viel vorschösse, als er bey seinem Handwerke Vor-Auslage nöthig hat; Aber um diesen Vortheil bringt ihn der Mangel an Credit. Wie viele Arme suchen ihre letzte Zuflucht bey Juden, weil sie unter ihren Glaubensgenossen keinen Credit mehr haben; wie sündlich aber werden sie dann auch gewöhnlich um ihren letzten Heller gebracht!

Der Credit ist also dem Armen und Reichen nothwendig, und das gangbarste Unterpfand, auf das sich jedermann verläßt. Auf Credit verschreibt der große Kaufmann für Millionen Gulden Waaren aus allen Welttheilen, und auf Credit erhält der arme Tagelöhner das tägliche Brod für sich und seine hungrigen Kinder; aber beyde sind verlohren, so bald sie den Credit verlieren; recht wie das Sprichwort sagt: Credit verlohren, alles verlohren!

Es würde ein leichtes seyn, den hohen Werth des Credits noch lebhafter zu schildern, wenn ich zeigen wollte, wie aller kaufmännische Handel und Wandel ins Stocken gerathen müßte, wenn der Credit nicht wäre; wie da entfernte Länder und Menschen aufhören müßten, mit einander im Verkehr zu stehn, und was auch für uns für Nachtheile daraus entspringen würden; Ich blieb aber und bleibe blos bey den Verhältnissen stehen, in welchen wir unmittelbar selbst uns befinden, weil ich glaube, daß ein Beyspiel im Kleinem, das wir vor Augen haben, das uns unmittelbar angeht, mehr Eindruck macht, als ein Beyspiel im Grossen, das ausser unserm Gesichtskreise liegt.

II.

Laßt uns nun im 2ten Theile sehen, wodurch so viele Menschen das unschätzbare Guth, den Credit, verlieren, und wodurch sie ihn erhalten oder wieder herstellen könnten. Den Credit verliert man

1. Durch eine verwirrte, unordentliche und verschwenderische Haushaltung, von der sich niemand, der sie kennt, einen guten Fortgang versprechen kann. Ihr wißt ja, l. Z., daß man immer, wenn man sich mit jemand in Geldsachen einläßt, zuerst fragt: was ist er für ein Haushalter? denn nur daraus schließt man, wie seine Vermögensumstände beyläufig beschaffen seyn mögen, was man seinen Güthern wahrlich nicht ansehen kann, weil auf diesen nicht geschrieben steht, ob Schulden darauf haften oder nicht. — Ich sage aber auch durch eine verwirrte Haushaltung verliert man den Credit. Es gibt Haushaltungen, denen kein Mensch auf den Grund sehen kann. Da steht der Hausvater in so mancherley Händeln und hat der Schulden und Einnahmen so viel unter einander, daß sich niemand aus seinen Umständen beklügt und niemand ihm traut.

Wollt ihr also Credit: so setzt euer Hauswesen auf einen solchen Fuß, daß ihr nicht nur selbst

wißt, wie ihr daran seyd, sondern daß es auch andre Leute einsehen können; Haltet alles in pünctlicher Ordnung; überladet euch nicht mit unbezahlten Güthern; fliehet die Trägheit und hütet euch vor allen vor der Verschwendung. Da denkt mancher Prahler, sich Credit zu erwerben, wenn er in und ausser seinem Hause recht viel aufgehn läßt. Glaubt denn aber so ein Thor, daß andre Leute gar nicht nachrechnen und allenfalls auch beurtheilen können, wie sich seine Einnahmen zu seinen Ausgaben verhalten? — Kein gescheider Mann traut dem offenbaren Verschwender, am allerwenigsten aber einem solchen, der schon anfangen muß, aus dem Borgen Geschäfft zu machen.

Ueberhaupt müßen Leute, die sich öfters genöthigt sehen Credit zu suchen, sehr auf ihrer Huth seyn, um ihn nicht zu verlieren, weil er ihnen so unentbehrlich ist. Sie verlieren ihn aber nicht nur durch die Fehler, deren ich eben gedacht habe, sondern auch

2. durch zu viel kleine Schuldposten, die groſses Aufsehen machen. Ihre Absicht, den Credit dadurch zu erhalten, daß sie nirgends viel aufnehmen oder unbezahlt stehn lassen, verfehlen sie also gerade zu. Hundert Gulden, die man an 10 — 15 Orten in kleinen Parthien schuldig ist,

machen weit mehr Geschrey, als sechsmal so viel an Einem Orte. Zufälliger Weise erfährt einer von den Gläubigern, daß sein Schuldner da und dort auch 6, 8 — 10 Gulden im Reste steht. Von dem Kleinen schließt er aufs Größere, und bekommt dadurch einen um so viel schlechten Begriff von der Zahlbarkeit desselben, je kleiner die Schuldposten sind. — Müßt ihr also ja borgen: so nehmt lieber 50 fl. an Einem Orte auf, als daß ihr, um die Interessen zu sparen, so viel kleine Reste an allen Orten und Enden stehen laßt. Denkt aber eben so ernstlich auf Wiederabtragung dieses Capitals, als ihr auf Tilgung der kleinern Summen würdet gedacht haben. — Wie gut wäre es, wenn man in allen Ländern so gute Anstalten hätte, als in der benachbarten Grafschaft Castell, wo jeder einheimische aus der sogenannten Credit-Casse (wofern er nicht schon allen Credit verlohren hat) ein nothdürftiges Capital erheben und in kleinen Portionen wieder abtragen kann! Vielleicht ließen sich hie und da aus den Gemeinkassen solche Leihbänke für die Ortseinwohner errichten.

3. Ferner verliert man den Credit durch Nicht-Zuhalten mit den schuldigen Interessen und andern Zahlungen. Wer seine Zinßen nicht zur rechten Zeit abträgt, hat immer ein schlimmes Vorurtheil gegen sich. Aber da denken manche

Schuld-

Schuldner nicht eher an die Zinßen, als bis die Verfallszeit vor der Thüre, oder schon vorüber ist. Was sie nun nicht nach und nach Groschenweis zusammen gelegt haben, das können sie jetzt nicht auf Einmal herbeyschaffen. Der Gläubiger dringt indeß auf die Bezahlung, und der unachtsame Schuldner ist gezwungen, etwas zur Unzeit und unräthlich zu verkaufen, oder wieder eine kleine Schuldpost zu machen. — Eben so verhält es sich mit andern Zahlungen. Da gibt es Leute, die sich immer einbilden, daß sie in Zeit von ein Paar Monaten Geld genug haben würden; machen aber immer, wie man zu reden pflegt, die Zeche ohne den Wirth. Sie setzen sich selbst einen ganz kurzen Termin, an welchem sie ohne allen Aufschub bezahlen wollen. Der Gläubiger, der sich vielleicht einen viel weiter hinaus gesetzten Termin würde haben gefallen lassen, sieht sich indeß zur bestimmten Frist nach der Zahlung um; sein Schuldner aber kann nicht einhalten und verfällt in Miß-Credit. — Borgt ihr also etwas, so überlegt recht ernstlich, ob ihr den Zahlungstermin halten könnt oder nicht. Rechnet nicht auf den glücklichsten Fall; auf einen noch ungewissen Hauptverdienst; auf einen möglichst glücklichen Herbst; auf den höchst theuren Verkauf einer Waare ꝛc. Macht eure Anschläge auf den wahrscheins-

scheinlichsten und nicht auf den blos möglichen Fall und setzt den Termin so, daß ihr eher zu früh als zu späte zahlen könnt. Das erstere vermehrt, das letztere verzehrt euern Credit. Könnt ihr aber, durch irgend einen Unfall gehindert, ja nicht zuhalten: so geht zu eurem Gläubiger, zahlt einsweilen etwas an der Schuld, sey es auch noch so wenig, und bittet, wegen des übrigen um Nachsicht.

4. Wisset, daß die meisten Borger ihren Credit dadurch nur noch mehr verlieren, daß sie ihren Gläubigern auf allen Straßen und Gassen so sorgfältig ausweichen, um ja nicht wegen der Zahlung zur Sprache zu kommen. Einem Mann, der die schuldige Bezahlung selbst erinnert und um Nachsicht bittet, wird man immer lieber borgen und nachsehen, als dem Zahlungsflüchtigen, der die Schuld durch Ausweichen, in Vergessenheit bringen will. Wer Credit haben will, muß sich, wo möglich, an einen einzigen Mann, oder doch nur an ein Paar Männer halten, und sich bey diesen als einen guten Zahler bewähren. Hat er zwey bis dreymal richtig eingehalten: so wird man ihm auch das vierte mal trauen. Der aber, welcher von Haus zu Haus geht und das halbe Dorf durch borgt, hat nirgends Credit. Kommt auch dem ehrlichen Zahler ein Fall, daß er eine

zweyte Schuld machen muß, ohne die erste getilgt zu haben: warum sollte er sich scheuen, seine Zuflucht auch zum zweytenmal in ein Haus zu nehmen, wo er schon Proben seiner Ehrlichkeit abgelegt hat? Aber wie machen es die meisten armen Leute? Wo sie einmal geborgt und nicht bezahlt haben, da gehn sie ja nicht mehr hin, aus Furcht, wegen der alten Schuld gemahnt zu werden. Sie versuchen also ihr Heil bey einem andern und wieder bey einem andern, bis sie nirgends mehr Credit haben. Sollte denn nicht ein ehrlicher Tagelöhner unter seinen Brodbauren einen Mann finden, der ihm fast mit allem was er nöthig hat, aushülfe? Sind nicht mehrere arme Leute in unserm Dorfe, die, Trotz ihrer geringen Vermögensumstände, in gewissen Häusern beständigen Credit haben und das ganze Jahr nicht ein einzigesmal in Verlegenheit kommen? Und könnten es nicht alle eben so gut haben, wenn sie sich eben so anschickten?

5. Aber da bringen sich viele ganz absichtlich um Gunst und Glauben, indem sie sich nicht nur als schlechte Zahler überhaupt verrufen machen, sondern den Leuten, bey denen sie geborgt haben, nicht einmal arbeiten mögen, oder doch aufs schlechteste arbeiten, weil es auf Abrechnung geht. Beym Borgen reden sie von nichts als vom Abverdienen; kommt es aber zur That: so haben sie das Ver-

sprechen ganz vergessen; oder sie erfüllen es durch elende Arbeit; oder sie übertheuern ihren Verdienst, um desto eher mit der Schuld fertig zu werden. Wie kann nun ein so Pflicht- und Dankvergeßner Mensch fernern Credit verlangen? Wer diesen erhalten will, muß seine Gläubiger, wenn sie von ihm eine Arbeit verlangen, allen andern vorziehen, damit sie seine Bereitwilligkeit, die Schuld zu tilgen, daraus erkennen, und ihm künftig wieder borgen. Er muß seine Arbeiten, aus Dankbarkeit, möglichst gut und lieber wohlfeiler, als theurer machen.

6. Hat er seine Gläubiger auf irgend etwas auf die Weinlese, auf eine Einnahme und dergl. vertröstet: so muß er treu und ehrlich darüber halten, und nicht in den Fehler böser Schuldenmacher verfallen, welche die Waaren, auf die sie andre verwiesen und vertröstet haben, heimlich verkaufen und ihren Verdienst, von dem sie zahlen wollten, im Stillen heraus nehmen, damit ja ihre Gläubiger nicht Beschlag darauf machen. Lieber nehme man das Geld; bezahl damit seine Schulden und borge wieder aufs neue: so erhält man doch den Credit.

7. Am aller verdächtigsten aber macht man sich, wenn man geborgte Sachen schlechter wieder zurückliefert, als man sie empfangen hat, und die han-

gen

gen gebliebenen Zahlungen zu schmälern suche. Da verläßt sich mancher auf die Vergessenheit seiner Gläubiger; leugnet einen Theil der Schuld ab; macht betrügliche Gegenrechnungen; gibt für gute Waaren, die er empfangen hat, schlechte, und handelt recht buchstäblich so, wie uns Sirach, kurz vor unsern Textesworten, den liederlichen Zahler schildert: "wenn er es soll wieder geben: so verzieht er es und klagt sehr, es sey schwere Zeit; und ob er es wohl vermag, gibt er es doch kaum die Hälfte wieder und rechnet es gleichwohl jenem für einen Gewinn zu. Vermag er es aber nicht: so bringt er jenen ums Geld. Derselbe hat ihm dann selbst einen Feind gekauft, mit seinem eigenen Gelde." Ganz anders der ehrliche Mann, dem sein Credit lieb ist! Dieser geht in der Wiedererstattung höchst ehrlich zu Werke und vermeidet sogar den Schein eines beabsichteten Betrugs. Halte, was du geredet hast, denkt er bey sich selbst, und handle nicht betrüglich mit deinem Gläubiger: so findest du allezeit deine Nothdurft. (Sir. 29, 3.) Nach meinem Urtheile sieht es aber immer halb einer betrüglichen Absicht ähnlich, wenn arme Leute sich anstellen, als ob sie nicht mehr recht wüßten, wie viel ihre Schuld beträgt. Durch diese Verstellung wollen die meisten nur erforschen, ob der Gläubiger die kleine Summe richtig

tig gemerkt hat oder nicht. Gesteht er ein, daß er sie nicht mehr recht weiß: so haben sie ohnehin gewonnenes Spiel; fordert er zu wenig: so geben sie ihm, gegen besser Wissen und Gewissen, was er verlangt; fordert er aber zu viel — dann fällt ihnen auf Einmal alles bey; dann wissen sie die Schuld bey Heller und Pfenning, und sind wohl im Stande, ihren Gläubiger als einen Betrüger zu verschreyen.

8. Eben so wie man durch Betrug den Credit verliert, so verliert man ihn auch durch Grobheit. Wer wird Lust haben einem Manne zu leihen, der einem, wie Sirach sich ausdrückt, nur Schmähworte für Dank gibt? viele suchen sich aber mit Grobheiten zu helfen, wenn man bey ihnen die Schuld erinnert, statt daß sie da doppelt höflich seyn sollten. Dörfen nun solche Leute sich wundern, wenn es ihnen allenthalben an Credit fehlt? Wer mag sich gerne für sein theures Geld Grobheiten kaufen, die man leider! unentgeldlich haben kann? — Dem höflichen Schuldner, der bescheidne Vorstellungen macht, sieht man noch so lange nach, als dem unhöflichen, und gibt ihm auch zur Zeit der Noth den Credit wieder, den der Grobe verscherzt hat.

9. Ferner verliert man den Credit, wenn man sich mit Juden in Schuldhändel einläßt.

Lehrt

Lehrt es nicht die tägliche Erfahrung, daß die Judenschuldner meistens verlohren sind? Darf man sich da noch wundern, wenn die christlichen Gläubiger, die keine Amtsversicherung in Händen haben, ihre Gelder aufkünden und allen weitern Geldverkehr abbrechen?

10. Endlich gibt man seinem Credit den letzten Rest, wenn man mehrmals Schuldsachen zur Klage kommen läßt. Die Gläubiger sind da erbittert und schreyen die Schuld allenthalben aus. Bey der Klage veroffenbaren sich gewöhnlich allerley Winkelzüge und unrühmliche Streiche, und aller Credit ist verlohren! Wem also sein Credit lieb ist, der hüte sich vor dieser schimpflichen Lage! Hüte sich aber auch, seinen Credit auf den verächtlichen Schleichwegen zu erhalten, auf denen so viele ihre letzte Rettung suchen. Das heißt nicht als ehrlicher Mann den Credit erhalten, wenn man immer eine Lücke auf und die andre zumacht; wenn man alle Mittel versucht, der Welt, wie man zu reden pflegt, Sand in die Augen zu streuen. Man muß nie den Credit erschleichen, sondern verdienen. Man muß sich bemühen, immer mehr Credit zu haben als man braucht.

O wenn alle Leute bedächten, in wie viel ängstliche Verlegenheiten sie sich durch Verscherzung des Credits sezen; wie vielen Demüthigungen sie sich

preiß geben! wenn sie ferner überlegten, wie sehr sie sich auch an ihren dürftigen Mitbrüdern versündigen. Ein einziger Schwänkmacher und fauler Zahler, ein einziger undankbarer Borger, bringt gewöhnlich zehn Unschuldige zugleich um den Credit. Aus Furcht eben so reichlich mit Undank, und so spät und spärlich mit Gelde bezahlt zu werden, leiht mancher wohlhabende Mann, der vielleicht herzlich gern aushülfe, wäre er nicht durch so unangenehme Erfahrungen abgeschreckt worden, fast keinem Armen mehr. Mancher leihet ungern aus keiner bösen Meynung, sagt unser Text, sondern er fürchtet nur, er komme um das Seine. Wer hat aber dieses Mißtrauen hauptsächlich zu verantworten? Nicht wahr, die fahrläßigen Menschen, die dem Begütherten von andern Armen eine so schlimme Meynung beygebracht haben? — Wen sollte es auch nicht verdrießen, für seine gute Meynung so schlecht belohnt zu werden, und um sein weggeliehenes Eigenthum erst dreyßigmal laufen zu müssen, bis man es wieder erhält?

Ihr glücklichen Menschen aber, die ihr im Stande seyd, andern helfen zu können, versündigt euch auch nicht durch Mißtrauen und Härte! — Von Einem Menschen, oder von drey vier Menschen, darf man nicht auf Alle schließen. Ihr

seyd vielleicht mit eurer Bereitwilligkeit, mit eurem Zutrauen, etliche mal nach einander unedlen Menschen begegnet. Sind darum alle Menschen so? — Leihet, da ihr nichts dafür hoffet! ruft euch die Schrift zu. Eine gewisse Vorsicht wird euch niemand verargen; Sirach sagt selbst: Siehe dich vor, daß du nicht über dem Borgen zu Schaden kommest! (Cap. 29, 27.); Wenn ihr aber gar nichts geben wollt, wo euch nicht die Bezahlung schon entgegen lacht; wenn ihr gar nichts wagen wollt, und überall dreyfaches Unterpfand verlangt; einen armen ehrlichen Mann, der euch, wenn ihm Gott das Leben und Gesundheit läßt, gewiß befriedigen wird, unerhört von euch laßt, weil er für Leben und Gesundheit nicht bürgen kann; wenn ihr ungerührt die Klagen der Armen über die Strenge des Winters im unerwärmten Zimmer und das Schreyen der armen Kinder um Brod zu einem brodlosen Vater, hören könnt; wenn ihr da nicht bereit seyd zu helfen, gesetzt auch, daß ihr fürchten müßt, von eurem Darlehn wenig oder nichts wieder zu erhalten — seyd ihr dann werth Christen zu heißen? Wenn jemand dieser Welt Güther hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu; wie bleibet die Liebe Gottes bey ihm? fragt Johannes. (1 Joh. 3, 17.) Unser Heiland ermahnt

euch

euch selbst: Seyd barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist! (Luk. 6, 36.) Und Sirach sagt kurz vor unserm Texte: (Cap. 29, 2. 12.) leihe deinem Nächsten, wenn er es bedarf; und du anderer gib es auch wieder zur bestimmten Zeit. Hilf dem Armen um des Gebots willen und laß ihn in der Noth nicht leer von dir. — Ja, ein unbarmherziges Gericht wird über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat! (Jac. 2, 13.)

Gesteht es nur, ihr Hartherzigen, daß ihr nicht selten die Aushülfe auch da verweigert, wo ihr in gar keiner Gefahr steht, zu Schaden zu kommen; daß ihr sie blos darum verweigert, weil ihr nicht auf der Stelle bezahlt werdet. Wozu hilft euch denn das müssig liegende Geld? Wenn euer Kasten auch auf etliche Monate, einige Thaler weniger verschließt, was schadets euch? Wer selbst zur Noth und auf der Stelle das Geld braucht, kann freylich nicht auf Credit verkaufen, und noch weniger Geld wegleihen; aber ich rede jetzt von denen, die eine Menge übrig haben und doch kein Malter Korn auf Credit geben; die bey den Bitten des Armen auf lügenhafte Ausreden und Entschuldigungen sinnen; denen, gegen baares Geld, alles, und auf Credit, auch an den ehrlichsten Armen, nichts feil ist. Schuf denn Gott die Welt blos für euch, und nicht auch für eure

dürf-

dürftigen Brüder? Könnt ihr es ungerührt sehen, wie diese den Rock schier vom Leibe ziehen müssen, um nur sich und den Ihrigen Brod zu schaffen? Wie werdet ihr einst vor Gottes Richterstuhl stehen, wenn es heissen wird: ihr habt meine hungrigen, durstigen, Hauslosen und nackten Brüder nicht gespeiset, getränket, beherbergt und bekleidet?

Selbst den nachläßigen und undankbaren Schuldner dürft ihr, wenn ihr Christen seyn wollt, nicht ganz verlassen. Stellt ihm, wenn er wieder bey euch Hülfe sucht, seine Undankbarkeit, die er an euch schon verübt hat, brüderlich vor; macht noch einmal eine kleine Probe mit ihm, ob er sich nicht etwa gebessert hat. Er möchte sonst, wenn er zu arm würde, stehlen und um eurer willen die ganze Menschheit hassen. — Denkt: es ist ja seliger geben als nehmen — es ist ja besser Unrecht leiden als thun — besser betrogen werden, als selbst betrügen!

Von dem Himmel schaut der Herr
Auf der Armen Plagen;
Ihre Thränen zählet er,
Höret ihre Klagen;
Sieht auch, daß das harte Herz
Kummerfreyer Reichen
Keine Thränen und kein Schmerz
Mildern und erweichen.

Reiche, hört's! Erbarmet euch,
Fleht zu euch der Arme,
Daß sein Gott sich über euch
Auch dereinst erbarme,
Weil ihr, da er zu euch schrie,
Auf sein Schreyen hörtet,
Den Bedrängten halft und sie
Tränktet und ernährtet.

Jesus sagt dereinst zu euch:
Kommt getreue Knechte!
Erbet meines Vaters Reich,
Kommt an meine Rechte!
Was ihr meinen Brüdern gabt,
In dem ersten Leben,
Sie zu trösten — alles habt
Ihr auch Mir gegeben!
Amen.

Vierte Predigt.

Wie viel Gutes ein reicher und verständiger Bauersmann in seinem Dorfe stiften könnte, wenn er sein Vermögen und Ansehen wohl anwendete.

Ueber Sir. 31, 8 — 11.

gehalten

am 1. Sonnt. nach Trinit.

Reichthum ist wohl gut, wenn man ihn ohne Sünde gebraucht. Dieser Ausspruch Sirachs, (Cap. 13, 30.) lieben Freunde, wird von Tausenden vergessen. Ein Mann von der Art, wird uns unter andern auch in unserm heutigen Evangelio aufgestellt; denn er gebrauchte den Reichthum blos dazu, sich kostbarer zu kleiden als andre und alle Tage herrlich und in Freuden zu leben. Der Reichthum ist allerdings ein Mittel, gemächlicher zu leben und sich mehr Freudentage zu machen als der Arme; aber eine sündliche Verwendung des Geldes ist es, wenn man es einzig und allein zu diesen Endzwecken gebraucht. Der reiche Mann in unserm Evangelio würde gar keinen Tadel verdienen, wenn er nur zuweilen sich in Gesellschaft seiner Freunde vergnügt hätte; das aber war der Fehler, daß er alle Tage herrlich und in Freuden lebte und bey seinem Ueberfluße des Dürftigen vergaß. O wie viel Reiche in der Welt sind noch heute diesem Manne gleich! Sie leben blos, um ihres Reichthums zu geniesen, und vergessen alles des Guten, das sie mit ihrem Gelde stiften könn-

ten. Oder sie sammeln blos Schätze, um sie bewachen zu können, und werden in ihrem ganzen Leben des Guthes nicht froh. — Beyde sind Thoren und beyde versündigen sich, der so wohl, welcher sein höchstes Glük im Versplittern, als der, welcher es im Sammeln des Geldes sucht. Möchten doch diese Leute die Summe des Guten überschauen, das sie durch ihren Reichthum stiften könnten; möchten sie die Verantwortung nur ahnden, die ihnen wegen Versäumniß dieses Guten bevorsteht! Vielleicht gelingt es mir, sie auf eines so wohl als auf das andre aufmerksam zu machen, wenn ich heute über die Worte Sirachs predige:

(Sirach 31, 8—11.)

Wohl dem Reichen, der unsträflich gefunden wird und nicht das Geld sucht. Wo ist der? so wollen wir ihn loben; denn er thut große Dinge unter seinem Volke. Der bewährt hierin und rechtschaffen erfunden wird, der wird billig gelobt. Er konnte wohl übels thun, und that es doch nicht; Schaden thun, und that es auch nicht; darum bleiben seine Güther und die Heiligen preisen seine Almosen.

Diese

Diese Worte veranlassen mich, zu zeigen:

Wie viel Gutes ein reicher und verständiger Bauersmann in seinem Dorfe stiften könnte, wenn er sein Vermögen und Ansehen wohl anwendete.

O steure, Gott, in uns
Der Habsucht niedern Trieben,
Und heil'ge unser Herz,
Nie sclavisch das zu lieben,
Was man mit Müh gewinnt,
Bald schwelgerisch verzehrt,
Bald ruhelos bewacht,
Und bald mit Fluch vermehrt.

Von einem Reichen, der sein Geld und seine Güther gemeinnützig anwendet, sagt Sirach in unserm Texte: er thut große Dinge unter seinem Volke. Sehr große Dinge, die durch ganz Deutschland Aufsehen und Bewunderung erregen, kann freylich der Reichthum unsrer Ortseinwohner nicht ausrichten. Ein Vermögen von 20 bis 30,000 Gulden, welches unter uns schon sehr viel heißt, ist allerdings eine Kleinigkeit gegen die Millionen eines reichen Kaufmannes; aber auch mit halb so viel, als ich eben genannt habe, läßt sich schon

ungemein viel Gutes stiften. Der Stand eines Landmannes erlaubet ihm überdieß nicht, das Ansehen und die Macht mit seinem Reichthume zu verbinden, wodurch ein Andrer denselben erst recht gemeinnützig macht; aber hört einmal, was auch ein begütherter Bauersmann in seiner Lage und in seinem Dorfe gutes stiften kann, und ihr werdet mir zugeben, daß das auch große Dinge unter seinem Volke sind, wenn sie gleich nicht in Zeitungen verkündet und unter die Merkwürdigkeiten des Jahrhunderts gezählt werden. —

1. Er kann, erstlich, sehr viel gutes stiften durch allerley landwirthschaftliche Versuche, zu denen dem ärmern Einwohner das Vermögen fehlt. Der Mittelmann scheut gewöhnlich den Daransatz und die Wagschaft, und kein billiger Mensch wird es ihm verdenken, wenn er nur immer den sichersten Weg einschlägt. Ein halber Morgen Land ist ihm schon ein zu großer Schatz, als daß er, auf gewiß und ungewiß, einen neuen Versuch darauf wagen sollte. Er hört von dem oder jenem Vorschlage; gern möchte er wissen, ob man ihn nicht auch in seiner Landesgegend ausführen könnte; aber ihm fehlt der Muth zum Versuche. Manche Probe fordert einen Daransatz von einer Summe Geldes, die er entweder gar nicht aufbringen, oder doch, im unglüklichen Falle,

nicht

nicht entbehren kann. Wer soll also den ersten gewagten Versuch machen? Ganz natürlich derjenige, der den Verlust am leichtesten verschmerzen und den Versuch drey, viermal, unter allerley Veränderungen, wiederholen kann. — Der Mittelmann, wenn er auch sein äusserstes wagt, wird doch immer zu bald wieder abstehn, weil ihn ein einziger Unfall zurückschrekt. Reiche Bauersleute sollten es sich also zur Pflicht machen, durch allerley Versuche gutes zu stiften; sollten, wenn von der Landwirthschaft andrer Gegenden, oder von einem wohlgelungenen Versuche die Rede ist, sich nicht blos mit dem Anhören begnügen, sondern auch Proben machen; selbst über die gewöhnliche Bestellungsart des Feldes nachdenken; fremde Saamarten anschaffen und einheimisch zu machen suchen; auswärtiges, besseres Vieh anschaffen, wenn das inländische nicht ohnehin von guter Art ist, und dergl. mehr. Eben so sollten reiche Leute in ihrer ganzen wirthschaftlichen Verfassung allerley Verbeßrungen anzubringen suchen. Von wie vielen nüzlichen Werkzeugen hört man in unsern Tagen, die bey uns noch unbekannt, oder doch wenigstens nicht gebräuchlich sind! Wie mancher Vorschlag wird gethan, der alle Aufmerksamkeit verdient; aber niemand will den ersten Versuch machen. Das sollen aber die Reichen thun, und

das ist ein beträchtlicher Nutzen, den sie mit ihrem Reichthume stiften können. Andre sehen ihre wohlgelungenen Proben, und ein ganzes Dorf wird zuweilen dadurch glüklicher. Woher kommt es, daß manches Dorf sich vor allen Andern durch beßre Wirthschafts-Einrichtungen so augenscheinlich auszeichnet? Wollte man dem ersten Ursprunge nachforschen: so würde man gewöhnlich finden, daß ein einziger Mann, der durch sein gutes Beyspiel andre ermuntert und in seinen Kindern eben so denkende Landwirthe erzogen hat, daran Schuld ist.

2. Der Reiche kann aber nicht nur eine beßre Bestellungsart und Behandlung der Felder und der ganzen Wirthschaft einführen; er kann noch mehr thun; er kann die Güther selbst umschaffen; das schlechte Land in gutes verwandeln, und das Eingegangene und Herabgekommene leichter verbessern und wieder herstellen, als der Arme. Es ist ein gemeiner Fehler der Reichen, daß sie ihre schlechten Aecker für gar nichts achten. Wäre ich ein reicher Bauersmann: so hielte ich es für Pflicht, meine schlechten Güther zu verbessern, gesetzt auch, daß mich der Daransatz mehr kosten sollte, als sie ursprünglich werth sind. Ich würde mir vornehmen, einen schlechten Acker um den andern zu veredeln; würde mir wohl gar, in der Absicht, zuweilen ein

schlechtes Stück Land kaufen. Die wenigsten schlechten Aecker auf unsrer Fluhr sind von der Art, daß sie gar nicht verbessert werden könnten. Es fehlt ihnen nur ein Besitzer, der genug Mühe und Dünger an sie verwendet. Das kann aber niemand so gut als der Reiche. Bringt er nun nach und nach einen so verrufenen Acker empor: so schlägt er nicht nur seinen Daransatz reichlich heraus: sondern er hat auch ein gutes Werk für die Nachkommen gestiftet. — Der reiche Landmann kann ferner viel leichter als der Arme Weinberge frisch anlegen und andre Hauptverbeßrungen vornehmen, die Geldkosten und den Daransatz erst nach mehrern Jahren wieder einbringen, weil er so glücklich ist, den Ertrag abwarten zu können. Der Reiche kann neue Gebäude aufführen, und die alten gründlich verbessern; er kann Brunnen graben, Gärten anlegen, Mauern aufführen, eine Menge nüzliche Bäume pflanzen, und allerley verbessern lassen, was ein Aermerer nicht kann. — Dadurch verschönt er das Dorf, und hinterläßt ein ergiebigers Guth, welches ein ärmerer Besitzer nicht so würde verbessert haben. Seht hier eine Menge Gelegenheiten, mit dem Gelde Gutes zu stiften! Ist es demnach nicht unverzeihlich, wenn mancher Reiche seine Güther, aus Geiz oder Trägheit, mehr verwahrloset, als der Arme

aus Mangel? — Besser machen, besser werden, ist des Menschen Pflicht auf Erden! Wer da weiß Gutes zu thun und thuts nicht, dem ists Sünde. (Jac. 4, 17.) Auch das ist Sünde, wenn man Hof und Güther verbessern kann und thuts nicht. Jeder Mensch muß sich bemühen, rühmliche Spuren hinter sich zu lassen, und dazu hat der Reiche auch in Ansehung seiner Gebäude und Felder Gelegenheit. Seine Nachkommen rühmen und segnen ihn darum, und erinnern sich seiner bey jedem guten Werke, indeß der Kastenhüter bey allen aufgesparten Thalern vergessen ist.

3. Der reiche Landmann kann ferner Gutes in seinem Dorfe stiften, wenn er sich bemüht, recht vielen Leuten Verdienst und Brod zu verschaffen. — Der begütherte Ackersmann bedarf ohnehin mehrerer Arbeiter, und muß daher oft, wider Dank und Willen, Handwerkern, Tagelöhnern und Dienstboten einen Verdienst verschaffen. In so ferne ist also das Daseyn eines jeden Reichen vortheilhaft für seine Arbeiter, und diese wissen nicht was sie thun, wenn sie dem Reichen seine Güther nicht gönnen. Käme er auch darum: so fielen deßwillen seine Besitzungen nicht den Armen heim; wohl aber würden sie dann vielleicht einen Verdienst weniger haben. — Daß der Reiche den Handwerkern Verdienst und Brod verschafft, gereicht

reicht ihm indeß noch nicht zum Lobe, wenn er es nur nothgedrungen thut; Dann aber verdient er Lob und Dankbarkeit, wenn er absichtlich mehrere Menschen zu beschäftigen und ihnen Verdienst zu schaffen trachtet; wenn er besonders seiner gewöhnlichen Tagelöhner auch im Winter nicht vergißt, und sie mit Arbeit zu versehen sucht; und das kann jeder reiche Landmann, wenn er nur will. Es gibt z. E. allerley Arbeiten, die zwar den Daransatz vergüten, aber sonst wenig Vortheil einbringen. Diese bleiben meistentheils unverrichtet. Was soll ich für die Arbeit eben so viel zahlen als sie mir einträgt? heißt es. So aber denkt der Menschenfreund nicht. Ihm ist es Gewinnes genug, wenn er zu sich selbst sagen kann: du hast nun wieder einigen Armen Verdienst und Brod verschafft, und also diese Leute glücklicher gemacht! Ists nicht überhaupt ein Vergnügen, seine ganze Wirthschaft in der schönsten Ordnung zu sehen, gesetzt auch, daß man nicht von allen Tritten und Schritten die man bezahlt, großen Profit hat? — Was wäre es also für eine rühmliche Anwendung der Sonntagsruhe, wenn ein reicher Landmann durch seine Felder und Güther in der Absicht spazieren gienge, um nachzusehen, wo er wohl armen Leuten einen Verdienst, ohne seinen Schaden, verschaffen könnte! Hier sieht er z. B. eine

Wasserfurche, die seinen Acker seit einem halben Jahrhunderte schmälert. Sie ließe sich mit kleinen Steinen ausfüllen und mit Erde überführen; er gewönne dadurch ein beträchtliches Stückchen nutzbares Land; — aber die Steine müßen erst zusammen gelesen; ein moorigter Graben oder Weiher muß erst ausgehoben werden, um Erde zu erhalten, und dem Regenwasser muß man am Acker eine andre Ableitung verschaffen. — Dieß alles kostet Geld, und in 8 — 10 Jahren schlägt sich vielleicht der Daransatz erst heraus. Sollte das einen menschenfreundlichen Reichen abschrekken? — Nein, das hindert ihn nicht. — Mag es seyn! denkt er bey sich selbst. Ich bin Gott Lob in dem Zustande, den Daransatz machen zu können, und der Gewinn davon muß doch endlich auch kommen! indeß gebe ich einigen armen Leuten Verdienst und Brod, und trage durch die Verbesserung zugleich etwas zur Veredlung der Fluhr bey. Der Entschluß ist also gefaßt: die schädliche Wasserfurche soll ausgefüllt und die öde Stelle nutzbar gemacht werden. — Er geht weiter; Er findet einen Acker, dessen Fruchtbarkeit durch eine Menge Steine gehindert wird. Sogleich ist er entschlossen, einige arme Kinder des Dorfs hinzusenden und um ein kleines Tagelohn die Steine zusammen lesen und wegtragen zu lassen. Es fällt ihm die Wasser-

ferfurche wieder ein, und er weiß nun schon, die aufgelesenen Steine gut zu verwenden. Das mühsame Sammeln und Wegschaffen der Steine fordert freylich so viel Auslage, als ihm die Verbeßrung des Ackers in sechs Jahren kaum nützt. Das hindert ihn aber nicht an dem Vorsatze. Im Geiste sieht er schon die Freude der Kinder über den kleinen Verdienst; er sieht ihre Geschäftigkeit auf dem Acker, um die verheissenen Groschen zu verdienen, von welchen das eine sich ein Stückchen Gewand anschaffen, das andre den Aeltern eine Erleichterung verschaffen will. — Er geht noch eine Strecke weiter, und kommt an ein Stück eigenen Waldes. Eine verödete Haide fällt ihm zuerst in die Augen. Diese sollte neu angesä't werden; zuvor aber müssen eine Menge fauler Stöcke ausgerädtet werden; das ganze Stück Haide will erst wohl umgegraben seyn, und das geht nicht ohne beträchtlichen Aufwand ab; die erste Nuzung davon ist indeß kaum in dreyßig Jahren zu erwarten, und der menschenfreundliche Besitzer schon über die Jahre hinaus, um den Ertrag selbst erleben zu können. Was soll er nun thun? — Seht! alle Bedenklichkeiten hindern ihn nicht, den öden Platz wieder besaamen zu lassen. Das Vergnügen, einigen wackern Tagelöhnern durch das Geschäft Arbeit und Brod zu schaffen, den Nach-

kom-

men aber ein einträgliches Stückchen Wald zu hinterlassen, ist viel zu reizend für ihn. — So, meine lieben Zuhörer, so wird der reiche Mann, durch die vermehrte Arbeit ein Wohlthäter der Armen und Verschönerer und Veredler der Fluhr. Seine gute Absicht wird aber am Ende auch noch durch eigenen Vortheil belohnt, wenn dieser gleich nicht jeder Auslage auf dem Fuße folgt.

4. Ein reicher Ortseinwohner kann ferner viel Gutes stiften durch Vorschuß, durch Unterstützung der Bedürftigen mit Brod und andern Nothwendigkeiten des Lebens. Es versteht sich, daß er dabey nicht sündlichen Wucher suchen darf, wenn er sich ein wahres Verdienst erwerben will; er darf aber auch sein ganzes Verdienst nicht etwa auf einige Metzen Korn einschränken, die er Armen vorausgibt und abarbeiten läßt; er muß sich Mühe geben, fleißigen Leuten gründlicher zu helfen. Mit dem vorgegessenen Brode ist ihnen immer nur auf etliche Wochen gedient, und die alte Noth tritt alle Vierteljahre wieder ein. Sieht also der Reiche einen fleißigen und ordentlichen Haushälter, dem nichts als eine kleine Summe Geldes fehlt, um sich empor zu helfen: so sollte er gegen dieses Bedürfniß nicht unempfindlich bleiben. Ohne seinen Schaden könnte er z. E. einem armen Handwerker aus aller Noth helfen, wenn er

ihm Geld vorschösse, um sich das Zubehör zu seinen Arbeiten von der ersten Hand, wohlfeilern Preises und im Vorrathe verschaffen zu können. Ein armer Tagelöhner erwürbe sich vielleicht ein eigenes Häuschen, ein Aeckerchen, einen Weinberg ꝛc. wenn ihm nur jemand einen Theil des Kaufschillings um billiges Interesse gäbe, und nach und nach in kleinen Parthien wieder bezahlt nähme. Sieht also der Reiche, daß hier nicht die offenbarste Gefahr mit dem Darlehn verbunden ist, warum sollte er nicht aushelfen? Mittelleute und arme Ortsnachbarn können nichts vorstrecken; Auswärtige Reiche thun es nicht, weil sie den armen Mann nicht durchaus kennen und zu ferne von ihm sind, um den Fortgang oder Rückgang seines Haushaltens genau beobachten zu können; wer soll es also thun, wenn es der reiche Mitbürger des nämlichen Orts nicht thun will? Die Interessen kann er sich ja nach und nach abarbeiten, und das Capital in kleinen Summen abtragen lassen; das Häuschen aber, der Acker, der Weinberg ꝛc. dienen ihm indeß zum nothdürftigen Unterpfand. — Er sieht einen armen Mann, wegen eines sehr vortheilhaften Kaufes, zu dem er eben das Geld nicht hat; oder wegen einer Schuld, die er bezahlen soll, in Verlegenheit. — Wie verdient könnte er sich um ihn ma-

chen, wenn er ihm die kleine Summe ohne Zinsen auf einige Zeit vorstreckte! — Der Reiche hat allerley Lebensmittel zu verkaufen. Das Geld dafür braucht er nicht auf der Stelle. Ist es nun christlich, wenn er, wegen der Nachsicht von ein Paar Monaten, um die der Arme fleht, seine Waaren übertheuert? Und was soll man erst von ihm denken, wenn er ihm die Bitte ganz und gar abschlägt, weil er nicht baares Geld sieht? O wie schön ist die Lehre, die der alte Tobias (Cap. 4, 7. 8.) seinem Sohne gibt: Von deinen Güthern hilf den Armen, und wende dich nicht von den Bedrängten: so wird dich Gott wieder gnädig ansehen. Wo du kannst, da hilf den Dürftigen! — Durch eure Schuld, ihr Reichen, geräth mancher Arme in die Hände betrüglicher Juden. Er braucht z. B. ein Stückchen Vieh in seinen Stall. Würde er sich wohl in diesem Bedürfnisse an Juden wenden, und so gefährliche Accorde, bey denen er seinen Schaden voraus sieht, eingehn, wenn irgend ein reicher Ortsnachbar ihm das Vieh um billiges Geld auf Credit und gegen allmähliche Zahlung gäbe? — Leider aber ist fast kein Reicher zu einem so uneigennützigen Verkaufe geneigt, und die Undankbarkeit der meisten Armen gegen ihre Unterstützer und Wohlthäter, macht auch manches gute Herz abgeneigt! denn mancher leihet

ungern aus keiner bösen Meynung, sondern er muß fürchten, er komme um das Seine. (Sir. 29, 10.)

5. Der reiche Mann kann ferner in seinem Dorfe durch reichlichere Almosen, durch Beysteuern und Werke der christlichen Wohlthätigkeit ungemein viel Gutes stiften. — Armuth verhüten, ist freylich immer noch verdienstlicher, als Almosen geben. Ich habe daher zu dieser schönen Tugend eben erst zu ermuntern gesucht; indeß aber wird es doch überall noch eintreffen, was Christus zu seinen Jüngern sagte: Ihr habt allezeit Arme (der Almosen bedürftige) bey euch. — Unter den Dürftigen verstehe ich nicht nur die Bettler, die vor unsern Thüren Brod suchen; Viel würdiger sind gewöhnlich die Hausarmen, die des Bettelns sich schämen. Wie viel Gutes kann nun ein reicher Bauersmann an diesen, ins besondre durch allerley Lebensmittel thun, die er so groß nicht achtet, die ihm wenigstens nicht hoch zu stehn kommen! Wie liebreich kann er sie in Krankheiten erquicken, wenn er für sie eine gute und leichte Kost bereiten läßt; wenn er ihnen Arzneyen auf seine Kosten verschafft! wie verdient kann er sich um sie machen, wenn er ihnen und ihren Kindern zuweilen durch alle noch brauchbare Kleidungsstücke aus einer Verlegenheit hilft; sie mit einem

Geld-

Geldgeschenke unterstützt u. s. w.! — Der Reiche kann ferner gute Anstalten durch seine Beysteuern thätiger befördern als der Arme; kann durch sein Beyspiel auch andre von gleichem Vermögen aufmuntern und also Dinge zu Stande bringen helfen, die fünfzig Arme nicht zur Wirklichkeit würden gebracht haben.

6. Sogar nach seinem Tode kann er noch durch nützliche Vermächtnisse Gutes stiften, wenn er nicht nähere Pflichten gegen leibliche Kinder zu beobachten hat. Wie manche reiche Leute sterben Kinderlos dahin, und hinterlassen ihr Vermögen lauter lachenden Erbschleichern, die ihnen in jeden Morgen: und Abendseegen nichts bessers als den Tod, sich selbst aber die Hinterlassenschaft gewünscht haben! Oder ihre Verwandten sind selbst reiche Leute, die der Erbschaft nicht bedürfen. Wie viel besser könnten sie daher ihr Geld anwenden, wenn sie es zum Theil zu irgend einer nützlichen Anstalt bestimmten! Kann auch ein Landmann von seiner Hinterlassenschaft keine Spitäler und Waisenhäuser erbauen und erhalten: so kann er doch im Kleinern sehr dankenswerthe Anstalten machen. Der Schullehrer des Orts ist, zum Beyspiele, so schlecht besoldet, daß er mit drückenden Nahrungssorgen ringen, und, zum Nachtheile des Kinderunterrichts, sein Brod großentheils mit Handarbeiten ver:

verdienen muß. Kein tüchtiger, dem Amte gewachsener Mann, übernimmt unter solchen Umständen die Stelle, und die Gemeine muß sich mit blinden Leitern behelfen. Welch ein Verdienst um das ganze Dorf, wenn ein reicher, kinderloser Mann ein Capital, oder Felder, zu einer jährlichen Besoldungszulage vermachte! Oder der Schullehrer ist nothdürftig besoldet; die Kinder müssen aber Schulgeld bezahlen; arme Leute finden das sehr lästig und schicken, dieser Auslage willen, ihre Kinder ein Paar Jahre später zur Schule. Man bestimme die Zinsen eines Capitals zur Vergütung des Schulgeldes, und stifte dadurch eine Freyschule! — Das Ort ist groß; ein einziger Schullehrer ist nicht hinreichend, und doch fehlt es an Besoldung für einen zweyten. Welch beträchtlichen Beytrag könnten reiche, kinderlose Eheleute zu Errichtung einer zweyten Lehrstelle liefern! — Man bedarf einer bessern Orgel, einer Hauptverbesserung der Kirche, oder andrer öffentlichen Gebäude; die Kirchen- oder Gemeinkasse sind aber zu arm, den Aufwand zu bestreiten. — Wie leicht könnten da reiche kinderlose Leute helfen! — Denkt euch ferner Stiftungen zu Anschaffung nützlicher Schulbücher; zu jährlichen Almosen an arme Ortseinwohner und ähnliche Vermächtnisse: so werdet ihr euch ein kleines Bild machen können von dem

mancherley Guten, das ein reicher Mann noch nach seinem Tode stiften kann. Und wie viel andere gute Bestimmungen des Geldes könnten ihm nicht besondre Bedürfnisse des Dorfs an die Hand geben! Das Dorf hat z. E. keine öffentliche Baumschule. Stiftet einen Acker dazu und eine kleine Besoldung für einen Mann, der sie besorgt! Noch fehlt eine Arbeitsschule. Vermacht ein Haus dazu, oder eine Besoldung für eine Lehrerin, oder, wenn ihr reich genug seyd, beydes zusammen! — Sehet, so groß ist das Feld das vor euch liegt, ihr Reichen! Wie viel Saamen könnt ihr da ausstreuen, der euch noch Früchte der Vergeltung trägt in jener Welt! — Aber diese Saat muß vernünftig gewählt und ausgestreut werden. Man muß dabey weniger auf die Verewigung seines Namens, als auf die gute Sache sehen; muß nicht etwa ein kleines Capital zu sogenannten Communionkerzen, die man, für nichts und wider nichts, am hellen Tage verbrennt, stiften, und damit ein gutes Werk verrichtet zu haben glauben; sich nicht etwa auf ein neues Altar- oder Kanzeltuch, in dessen Mitte der Name des Stifters oder der Stifterin prangt; auf ein neues, zierlich vergoldetes Kreuz und ähnliche Kleinigkeiten sich einschränken; muß nicht zu den hundert Predigten, (deren ohnehin zu viel ist) gegen

gegen eine gewisse Bezahlung an den Prediger und Schullehrer noch eine neue stiften, oder gar auf Lächerlichkeiten verfallen, und etwa einem Marienbilde in der Kirche ein neues Mäntelchen umhängen. Die Stiftung muß wahrhaft nützlich seyn, wenn sie mit Recht ein gutes Werk heissen soll.

7. Und wie viel Gutes kann der reiche Mann, den Gott mit Kindern gesegnet hat, durch eine sorgfältigere Erziehung derselben bewirken! Dieß Gute würde, in manchem Anbetrachte, den Werth einer frommen Stiftung noch überwiegen! — Ihr Reichen möcht eure Kinder so gerne besser kleiden, und durch dergleichen äusserliche Dinge vor andern auszeichnen; damit aber geschieht der menschlichen Gesellschaft keine Gefälligkeit; ihr fügt ihr wohl gar Schaden zu, indem ihr den Kleiderpracht ins Dorf bringt und Aermere verleitet, es euch nachzuthun. Das aber würde ein großes Verdienst um euer Dorf seyn, wenn ihr euch bemühtet, eure Kinder besser zu erziehen, als arme Leute thun können. Bey eurem Vermögen habt ihr nicht Noth, eure Kinder in fremde Dienste zu geben; ihr könnt sie beständig um und bey euch behalten, und folglich genauer über ihre Sitten wachen. Ihr braucht sie nicht als Kinder zu verdingen; könnt sie also fleißiger zum Lernen, im Hause sowohl

als in der Schule, anhalten; könnt ihnen allerley nützliche Bücher kaufen; könnt sie auch auſſer der Schule im Rechnen, Schreiben und in andern nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen; könnt eure Mädchen einer geschickten Näherin in die Lehre geben; könnt ihnen im Kochen, Backen und andern weiblichen Geschäften beßre Unterweisung verschaffen. Auf diese Weise sollten von Rechtswegen in euern Häusern die Kinder viel geschikter und besser werden, als in den Hütten der Armen. Ist das aber auch immer der Fall? — Bedenkt doch, wie viel Gutes ihr durch eine so sorgfältige Erziehung eurer Kinder im Dorfe stiften könntet! Der Reiche versorgt meistentheils alle seine Kinder in ihrem Geburtsorte; drey, vier und mehrere derselben lassen sich hier als Bürger und Bürgerinnen nieder; Um so viel gescheide, gute und reiche Einwohner ist also das Dorf schon vermehrt, und das Beyspiel derselben wirkt auch auf Andre. Sie breiten sich aber nun noch weiter aus. Sie erziehen gewöhnlich ihre Kinder wieder eben so gut, als sie selbst erzogen worden sind, und durch sie entsteht ein

Nach-

Nachwuchs von Menschen, der das ganze Dorf verbessert. Manches Dorf hat vorzüglich wackre Einwohner; geht man auf den Ursprung zurük: so verdankt man das oft einem einzigen Pärchen, das seine Kinder recht gut erzogen und dadurch das Dorf mit mehrern gutartigen Familien bevölkert hat. Zu dieser guten und sorgfältigen Erziehung hat aber niemand so viele Gelegenheit und Aufforderung, als die Reiche.

8. Der reiche Mann kann endlich auch durch sein sittliches Beyspiel und durch den Nachdruk seines Wortes mehr Gutes stiften als der Arme. Auf den Reichen sehn viel mehrere Augen als auf den Armen; seine Bescheidenheit, seine Eingezogenheit, seine Gerechtigkeit, sein Mitleiden, seine Tugend überhaupt machen einen vorzüglich tiefen Eindruk. Je mehr er Gelegenheit hat zu schaden, desto mehr wird er gelobt, wenn er das nicht thut, und nur zu nützen sucht. Von ihm heißt es recht wie Sirach sagt: Er konnte wohl Uebels thun und that es doch nicht; Schaden thun und that es auch nicht; darum

wird er billig gelobt und sein Name wird gepriesen in seinen Kindern auf die er geerbet ist. Je stärkere Versuchungen ein Reicher zur Schwelgerey und zum Hochmuthe hat; desto mehr wird seine Mässigkeit und Demuth bewundert und nachgeahmt. Er hält durch sein Beyspiel seine reichen Mitbürger gleichsam im Zaume und söhnet durch guten Gebrauch seiner Güther die Armen mit den Wohlhabenden aus. — Wie sein Beyspiel sichtbarer wirkt, so hat auch seine Stimme mehr Gewicht, als die Stimme des Armen. Der Reiche hat sieben Stimmen, sagt man daher im Sprichworte. Die Reichsten des Ortes werden gewöhnlich zu Mit-Vorstehern des Dorfes gewählt, und wenn das auch nicht ist: auf wen hört man wohl am meisten, wenn Gemeinssachen verhandelt werden? auf den Armen oder auf den Reichen? Wie verdient kann er sich daher machen, wenn er gute Vorschläge durchsetzen und besonders das Recht der Armen vertheidigen hilft! Er wird da gleichsam der Vormund der Unterdrückten und das Gegengewicht ihrer Unterdrücker. Wenn der Reiche

redet: so schweigt jedermann, und sein Wort hebt man in den Himmel, sagt Sirach; (Cap. 13, 28. 29.) wenn aber der Arme redet: so spricht man: wer ist der?

Seht, liebe Zuhörer, so viel vermag der Reiche, wenn es ihm nicht an Verstand und Willen gebricht. Er thut, sagt unser Text, grosse Dinge unter seinem Volke. — O daß alle begütherten Einwohner unsers Dorfes die Seeligkeit ihrer Lage recht einsehen und gebrauchen lernten! Ihnen ist viel gegeben; von ihnen wird auch viel gefordert werden.

Wer des Lebens Güther hat
Wenn sein Nächster schmachtet,
Und nicht hilft mit Rath und That,
Seines Grams nicht achtet,
Unempfindlich bey der Noth
Des verlaßnen Armen,
Der erwarte nicht von Gott
Nachsicht und Erbarmen!

Aber, wenn ihr in der Zeit,
Mild wie Gott gesinnet,
Schätze für die Ewigkeit
Sammlet und gewinnet:

O wie groß wird euer Lohn,
Euer Glük auf Erden,
Und wie groß durch Gottes Sohn
Einst im Himmel werden. Amen!

Fünfte Predigt.

Von der Neigung zu überflüssigem Aufwand (vom Luxus) unter Landleuten.

Ueber Sir. 20, 11.

gehalten

am 2ten Sonnt. nach Epiphan.

Unser heutiges Evangelium, meine l. Z., erzählt uns eine merkwürdige Begebenheit, die sich auf einer Hochzeit in dem Dörfchen Cana zugetragen hat. Hochzeittage werden fast von allen Völkern unter die Ehrentage gezählt, die man nicht leicht ohne Gastereyen zu begehn pflegt. Bey den alten Hebräern dauerten die Hochzeiten lediger Personen gewöhnlich sieben Tage, welches nothwendiger Weise ärmern Brautleuten lästig fallen mußte. Unter diese, nämlich unter die ärmere Classe, gehörte wahrscheinlich auch das Pärchen, dessen Hochzeit von Christo und seinen Jüngern besucht wurde. Der vorräthige Wein gieng bey dieser Gelegenheit zu Ende, und dessen noch mehr herbey zu schaffen, würde vielleicht für die jungen Leute ein lästiger Aufwand gewesen seyn. Maria, die Mutter unsres Heilandes, wahrscheinlich eine Verwandtinn des Hauses, sah daher diesen Mangel nicht ohne Beunruhigung; denn sie gehörte nicht unter die Art von Menschen, die, wenn sie zu einem freudentage geladen werden, die Unkosten lieber vermehren als vermindern helfen.

sen. Von ihrem guten Herzen getrieben, wandte sie sich also an ihren Sohn — „Sie haben nicht Wein" sagte sie leise zu ihm; ohne Zweifel, um ihn zu veranlassen, diesem Mangel auf irgend eine Art abzuhelfen. Er aber, der sonst so theilnehmende Menschenfreund, schien dießmal ganz gleichgültig. „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen" erwiederte er. — Diese Antwort, l. Z. scheint eines so gefälligen Sohnes und theilnehmenden Verwandten gar nicht würdig; das auffallende liegt aber nur in Luthers Uebersetzung. Ganz anders klingt die Rede, wenn wir sie, wie sie eigentlich gemeynt war, übersetzen: "Liebe Mutter, laß uns unbesorgt seyn; noch ist es nicht Zeit, dem Mangel abzuhelfen." Daß Maria diese Rede auch so verstanden und nicht als abschlägige Antwort betrachtet hat, erhellt daraus offenbar, daß sie den Aufwärtern die Anweisung gab, ja ohne Weigerung zu thun, was ihr Sohn ihnen sagen würde; und bald darauf verherrlichte auch dieser den Tag durch das Wunder, welches in der Folge unsers Evangeliums erzählt wird. — In diesem Anbetrachte war es freylich gut, daß die Brautleute ihre Hochzeit grösser einrichteten als ihre Umstände wohl zuließen; aber wir, die wir keine Hoffnung haben, auf eine solche Art unterstüzt

zu

zu werden, wollen daraus die Lehre nehmen, jeden Aufwand mit unserm Vermögen genau abzuwägen, und weder auf Gastereyen und andre Ehrenausgaben, noch auf Kleidungen und Hausgeräthe mehr zu verwenden, als wir, ohne merkliche Aufopferung, bezahlen können. Nicht nur unter Stadtbewohnern, auch unter Landleuten steigt die Liebe zum Pracht und üppigem Aufwande täglich höher, und stürzt viele Familien in Verlegenheit und Nahrungssorgen; hindert sie an Bestreitung des nothwendigern Aufwandes und schafft ihnen gleichwohl die Ehre und das Glük nicht, welches sie dabey suchen. Mit Recht sagt daher Sirach:

Wer sehr pranget, der verdirbt darüber;
wer sich aber drücket, der kommet empor.

Diese Worte, welche wir im 20sten Cap. Sirachs und dessen IIten Verse finden, veranlassen mich heute, mit euch zu reden:

Von der Neigung zu überflüssigem Aufwande unter Landleuten.

Von diesem werde ich nicht nur einige Beyspiele anführen, sondern auch bey jedem Exempel den Nutzen und Schaden des immer höher steigenden Aufwandes zeigen.

Die Neigung, durch überflüssigen Aufwand es Andern gleich, oder wohl gar zuvor zu thun, war wohl in Deutschland nie so allgemein als in unsern Tagen. Alle Stände sind von derselben ergriffen, und mit jedem Jahre steigt ihre Herrschaft über die Gemüther. Man begnügt sich nicht mehr mit dem, was die Nothdurft oder der Wohlstand erfordert; man will Ueberfluß; man will durch den überflüssigen Aufwand Aufsehen erregen. Man hat an den wohlfeilen Freuden des Lebens nicht mehr genug; die Freuden müssen glänzend und kostspielig seyn. Man verlangt nicht nur die nöthigen Bequemlichkeiten; eine Bequemlichkeit, die gefallen soll, muß auch etwas in die Augen fallendes haben. — Spräche ich vor einer Versammlung von Städtern: so würde ich in Verlegenheit seyn, aus so viel hundert Beyspielen von Pracht- und Verschwendungsliebe, die sich einem aufdrängen, die richtigsten auszuheben. Indeß aber fehlt es in unsern Tagen auch unter Landleuten nicht an dergleichen unnützem Aufwande; mit jedem Jahre vermehrt sich derselbe und wird am Ende noch, wie ich in der Folge zeigen will, traurige Folgen bringen.

Die Neigung der Landleute zu überflüssigem Aufwand zeiget sich

I. In

I. In der Beschaffenheit, Menge und Modeveränderlichkeit ihrer Kleider. Es gab Zeiten, und deren können sich die Greise unsres Dorfes noch wohl erinnern, da ein seidnes Tuch oder ein andres Kleidungsstük von feinerer Art, noch unter die Kostbarkeiten gehörte, die nur an hohen Festen zur Schau getragen wurden. Ein wohlgekleidetes Landmädchen unsrer Tage, würde man zu jener Zeit für eine staatsmässige Städterinn gehalten haben. Noch vor zwanzig Jahren hätte die reichste Bäuerin des Dorfes sich ein Gewissen darüber gemacht, es im Kleiderpracht so weit zu treiben, als jezt ihre Dienstmagd. Man glaubte auch nicht, die Kleider in solcher Menge haben zu müssen als jezt. Drey Anzüge waren schon ein stattlicher Vorrath, und niemand hielt es für Noth, unter einer Last von überflüssig vielen Röcken zu seufzen, um nur geputzt zu seyn. Die Mode war weniger veränderlich. Was die Braut sich anschaffte, das konnte sie noch als Grosmutter in eben der Form tragen, ohne verlacht zu werden. — Wie ganz anders in unsern Tagen! Die niedrigern Stände wollen es immer den höhern, die Armen den Reichen gleich thun, und die höhern Stände, so wie die reichern Personen, wollen in Ansehung der Tracht die geringern und ärmern schlechterdings übertreffen. Dieser Wetteifer

eifer wird täglich allgemeiner und feuriger, und wenn es so fortgeht, so müssen in zwanzig Jahren alle die übeln Folgen, welche bereits schon von Stadtleuten und von denen die es ihnen nachmachen, hart empfunden werden, auch den Landmann treffen; nicht zu gedenken, daß schon jezt der Anfang dieser übeln Folgen auch auf Dörfern sichtbar genug ist.

Ich gehöre gar nicht unter die Feinde alles erhöheten Aufwandes; denn ich sehe lebhaft ein, daß ein gemäßigter Grad von Prachtliebe in unsern Tagen nöthig ist und seine gesegneten Folgen hat. Der Menschen wird immer mehr in der Welt; alle wollen Arbeit und Nahrung. Schränkten sich daher alle Stände nur auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ein: so würden viele Tausende nicht wissen, woher sie Arbeit und Brod nehmen sollen. Wollte der Reiche nicht mehr Aufwand machen, als der Arme: so würde nach und nach alles Geld in seine Kasse zusammen fließen und ausser Umlauf kommen. Soll er aber mehr Aufwand machen können: so müssen vielerley Gelegenheiten zu mehrern Ausgaben für entbehrliche Dinge vorhanden seyn. Die Prachtliebe spornt ferner den Geist der Menschen an, allerley neue Arbeiten und Kunstsachen zu erfinden. Wäre jedermann gleichgültig gegen die Schönheiten, welche

che z. B. der Webestuhl, oder die Zizdruckerey liefern: so würde die Kunst in diesem Fache lang nicht so hoch gestiegen seyn, als sie gestiegen ist. Und wie würde es um alle andere Handwerke und Künste stehn? Die Prachtliebe der Menschen bringt endlich dem ganzen Volke mehr Geschmak an Reinlichkeit und an allem was schön ist bey, und das ist eben so wohl ein Vortheil, als die Erhöhung der Kunst und Geschiklichkeit. — Noch lange müßte ich fortfahren, um alle die Vortheile zu nennen, welche die Liebe zur Pracht erzeugt; aber der Nachtheil der daraus entspringt, ist doch noch weit grösser. Ich bleibe jezt blos bey dem Kleiderpracht stehn.

1. Leute, die sich einmal dieser Art von Prachtliebe ergeben haben, hängen großentheils so mit ganzer Seele daran, daß sie nichts wichtigers kennen als ihre Kleider, und für nichts so eifrig sorgen als eben dafür. Dadurch wird ihr Geist von weit nüzlichern und nothwendigern Dingen abgezogen. Sie denken, ein wesentlicher Vorzug des Menschen liege in seinen Kleidern, und glauben also durch ihren Putz alles ersezen zu können, was ihnen in andern Stücken mangelt. Fangt mit manchem Mädchen an, von schönen Kleidern, Spizen und Bändern zu sprechen, und es wird unerschöpflich redselig seyn.

Es wird mit einer so wichtigen Miene und mit so vieler Begeisterung davon sprechen, als ob die Wohlfahrt des deutschen Reichs davon abhienge. Lenkt aber nun das Gespräch auf hauswirthschaftliche Sachen, sprecht mit eben der Person von andern Kenntnissen, die ihr besser anstehen würden als Kleider; fangt überhaupt ein ernsthaftes Gespräch an, und sie wird ganz verstummen, wird wenigstens ohne Theilnahme davon reden. Sie wird alle Kleidungsstücke ihrer Mitschwestern kennen; wird euch zu erzählen wissen, was jede schikliches oder unschikliches an ihrem Leibe getragen hat; aber auf den Menschen selbst, auf das, was eigentlich nachahmungswürdig an ihm ist oder nicht, wird sie kaum Einen Blik gerichtet haben. Ein schöner Anzug und eine hübsche Gestalt wird sie für einen Mann ganz einnehmen, so wie im Gegentheil der Mangel dieser äusserlichen Dinge sie von ihm zurükscheuchen würde. Sie sieht einen Putz, den sie noch nicht besitzt, und ihre Seele kommt nicht zur Ruhe, bis sie das nämliche Gewand auch angeschafft hat. Tadelt ihren Anzug, und es wird sie mehr kränken als ob ihr eine wichtige Ausstellung gemacht hättet. — Läßt sich nun etwas Gutes von einer Person hoffen, deren ganzer Geist am Kleiderpracht hängt? Kann eine solche eine Wirthschaft genau überschauen, die nur

für

für den Kleiderschrank zu sorgen gewohnt ist? und werdet ihr in ihrem Umgange ein dauerhaftes Vergnügen finden, wenn sie von nichts mit Herzlichkeit zu sprechen weiß, als von den Kleinigkeiten der Mode und des Kleiderstaats? — Wie oft hört man die Klage über Mägde: "sie denken an nichts als an Spitzen und Bänder!" und wie mancher Hausvater muß für alles allein sorgen, weil seine Gattinn ihr Dichten und Trachten nur auf ihren Putz einschränkt?

Wendet mir nicht ein, daß es auch Frauen und Töchter gibt, die, bey all ihrer Prachtliebe, doch gute Wirthschafterinnen sind. Ich gebe das selbst zu; aber deßwillen bleibt es doch ausgemachte Wahrheit, daß weit mehrere über der rasenden Kleiderliebe alles wichtigere vergessen.

2. Diese Stimmung des Geistes macht ferner, daß viele nur durch ihren Anzug zu gefallen suchen. Von den Kleidern schließt man allerdings auch auf den Geist und auf die Gesinnung eines Menschen. Ein schmutziger oder unordentlich umgeworfener Anzug, läßt uns z. E. auf die Unreinlichkeit und Unordnung einer Person überhaupt so ziemlich gewiß schließen; billig sollte daher jedermann darauf sehen, auch durch sein Aeusseres ein gutes Vorurtheil für sich zu erwecken; aber er muß nicht allein, auch nicht einmal hauptsächlich,

sächlich dadurch gefallen wollen. Ein Wirth, der nur durch die Vergoldung des ausgehängten Schildes sich Beyfall zu erwerben suchte, würde seine Absicht gewiß verfehlen. Ein Fremdling würde sich vielleicht verleiten lassen, vom Aeussern aufs Innre zu schliessen; aber auch dieser würde nur ein einziges mal durch den äussern Schein geblendet werden. — Und was gefällt denn eigentlich an solchen Leuten, die ihren ganzen Werth auf den Putz setzen: die Kleidung oder die Person? — Der eigentliche Schmuk des Weibes, sagt Petrus (1 Petr. 3, 3. 4.) soll nicht auswendig seyn mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleideranlegen; sondern der verborgne Mensch des Herzens unverrükt, mit sanftem und stillem Geiste, das ist köstlich vor Gott. — Der üppige Putz ist wohl oft daran Schuld, daß man gerade nicht gefällt. Mancher gescheide Jüngling wird durch den übertriebenen Kleiderstaat abgeschrekt, einem Mädchen, das er ausserdem vielleicht lieben würde, seine Hand zu bieten, weil er den üppigen Anzug für ein Merkmal der Eitelkeit und Verschwendungssucht ansieht. Ein reinlicher, ordentlicher Anzug, zu welchem die Person selbst das meiste gesponnen hätte, würde gewiß mehr Eindruk auf ihn gemacht haben. Wenn er auch die Geputztere bey einem Tanze der weniger geschmük-

schmükten vorzieht: so folgt daraus gar nicht, daß er es auch bey der Wahl einer Gattinn thun werde. In diesem Falle fragt er nach ganz andern Vorzügen.

3. Der unmässige Kleiderstaat veranlaßt ferner mehr Aufwand, als manche Leute in ihren Umständen zu machen vermögen, und in diesem Anbetrachte ist er am allerschädlichsten. — Wenn nur sehr begütherte Leute diesen Aufwand machten, dann ließe er sich allenfalls entschuldigen; aber wer weiß es nicht, wie gerne die ärmern es ihnen gleichen thun, sie wohl gar zu übertreffen suchen? — Der weniger begütherte hat oft mit dem mehr begütherten gleichen Stand und Rang, oder geht ihm wohl gar vor. Er hält sich daher (freylich irriger Weise) an seiner Ehre gekränkt, wenn er nicht im Aufzuge mit jenem wetteifert. Die Begierde, wenigstens reich zu scheinen, wenn man es auch nicht ist, herrscht allenthalben und unter allen Ständen, und das gemeinste Mittel seinen Reichthum sehen zu lassen, ist der Kleiderpracht. Bedenkt nun einmal den Schaden, den eine einzige Person durch diese Prachtliebe über ein ganzes Dorf bringen kann! Wie eine Seuche greift die Kleider- und Modesucht um sich. Nach wenig Wochen erscheinen schon mehrere in gleichem Putze, und ehe ein Jahr vergeht, ist dieser Aufwand schon

zu einer Art von Bedürfniß geworden. Da hat mancher arme Vater, der sich besinnt und härmt, wovon er seiner Familie das tägliche Brod und nothdürftige Gewand schaffen will, vor seinen Kindern weder Ruhe noch Rast, bis er einen entbehrlichen Putz mit Schulden herbeyschafft, und gleichwohl sind diese noch immer nicht befriedigt, weil ihr Staat nicht hinlangt an den Aufzug Andrer. Der Mittelmann, dem es um etliche Gulden zu thun seyn muß, weiß bey der Prachtliebe keinen Heller zu erübrigen, und der Reiche geitzt wieder am Bettler und Arbeiter herab, was er an überflüssigen Putz verschleudert. Einige Groschen auf ein nützliches Schulbuch zu verwenden, ist ihm zu viel; aber eben so viele Gulden für ein unnützes Kleidungsstück auszugeben weigert er sich gar nicht. So muß oft das nützliche dem unnützen nachstehn. — Seht auf die Dienstboten in unsern Tagen. Der Kleiderstaat nimmt unter ihnen täglich mehr über Hand. Alle Jahre verlangen sie mehr Lohn, und gleichwohl erübrigen sich die meisten alle Jahre weniger. Sonst dachten noch die Mägde, wie sie ein Bett und etwas Geld zu einer Ausfertigung oder einen Nothpfennig fürs Alter erwerben möchten. Jezt sind die meisten viel zu viel für Kleider und Putz eingenommen, als daß ihnen noch etwas zu diesen Absichten

sichten könnte übrig bleiben. Knechte suchten sonst eher als jezt, etwas zu ersparen, um einmal davon eine eigene Haushaltung anfangen zu können. Was entsteht aber aus dem allen? — Sie gewöhnen sich im Dienste an den überflüßigen Aufwand, den sie, wenn sie einmal in ihre eigene Haushaltung kommen, unmöglich fortsetzen können. Nun wird ihnen das Entbehren doppelt sauer, und sie bedauern zu spät, einst mit ihrem Gelde nicht besser gewirthschaftet zu haben.

Doch, wie gesagt, noch haben wir immer nur den Anfang von den übeln Folgen, welche der täglich höher steigende Kleiderpracht nach sich zieht. Noch ist der Aufwand erträglich; aber wie lange wird er das bleiben, wenn er immer so fortsteigt wie seit fünfzehn Jahren? Bald wird es den Landleuten eben so gehn, wie so vielen Einwohnern großer Städte, die das ganze Jahr mit Sorgen und Schulden ringen, weil die üppige und stets wechselnde Mode in Kleidern und Hausgeräthen, der zu häufige Aufwand auf Gesellschaften, Spiele und andre Dinge, bey weitem ihr Einkommen übersteigt.

Sollen aber die Reichen, denen der große Aufwand nicht lästig ist, um der Armen willen sich einschränken? Warum nehmen diese die Reichen zum Muster? warum ahmen sie alles nach,

was ihnen ihr häuslicher Zustand nicht erlaubt? könnte man fragen. Allerdings sollte der weniger begütherte nicht den mehr begütherten zum Muster nehmen; wenn es nun aber einmal so ist: so sollte der Reiche nicht muthwillig seine ärmern Mitbrüder ins Verderben ziehen, und lieber selbst etwas entbehren, als es andern, die es nicht bezahlen können, zum Bedürfniß machen. Sein Beyspiel von Genügsamkeit und Einschränkung würde gewiß nicht ohne gute Folgen bleiben. Die Aermern würden sich scheuen und schämen, an seiner Seite sich so sehr zu überheben, und so würde er gleichsam ein Damm gegen das einreissende Verderben. — Sagt mir doch, würde ein Knabe, der sich aufs Schwimmen versteht, löblich handeln, wenn er in Gesellschaft Anderer, die das nicht können, bis an den Hals in das Wasser gienge, ob er gleich sähe, daß alle die andern nothwendig ertrinken müssen, wenn sie nur in die kleinste Vertiefung geriethen? würdet ihr es nicht ihm zur Schuldigkeit machen, sich lieber selbst am Ufer zu halten, als andre, die sich nicht warnen lassen und es ihm schlechterdings, ohne seine Kunst zu besitzen, nachthun wollen, in Lebensgefahr zu stürzen? — Die Anwendung dieses Gleichnisses ist so leicht, daß ich sie wohl nicht erst selbst machen darf. Glaubt indeß nicht,

daß

daß ich der Nachläßigkeit und dem unreinlichen Wesen das Wort rede, wenn ich dem übertriebenen Kleiderstaat keinen Beyfall gebe. Auch verlange ich nicht, daß man sich gar nicht nach dem Geschmacke und nach der Verfeinerung des Zeitalters richten soll. Nein, ich liebe und lobe die Reinlichkeit, und ich sehe nicht ohne Vergnügen, wie sie auch unter Landleuten immer allgemeiner wird. Ich tadle es gar nicht, wenn man auch von den Gesetzen der Mode das nothwendigste mitmacht. Nur die Uebertreibung tadle ich, nur das gefällt mir nicht, wenn man mehr thut als die Umstände, in welchen man lebt, erlauben und fordern. Ueberdieß bemerkt man oft mit Widerwillen, wie der höchste Grad von Modesucht und Prachtliebe, sich mit der häßlichsten Unordnung und Unreinlichkeit in einer und eben derselben Person vereinigt.

II. Doch ich breche hier ab, um noch einige Beyspiele von überflüssigem Aufwand unter Landleuten an sogenannten Ehrentagen anzuführen. — In den ältern Zeiten, da man in Kleidungen, Hausgeräthschaften und andern Dingen nicht die Hälfte so viel nöthig hatte als jezt, da Getreid, Fleisch und Wein noch äusserst wohlfeil waren, und das Volk nichts bessers wußte als essen und trinken, wurden bey allen

Anlässen Gastereyen gehalten. Diese Gewohnheit hat sich bis auf unsre Zeiten fortgeerbt, und mußte in mehrern Gegenden durch obrigkeitliche Verordnungen eingeschränkt werden.

Bedenkt einmal, l. F., wie viel auf Hochzeiten, Kindschenken und Leichenbegängnisse verwendet wird, und ihr werdet mir recht geben, wenn ich diesen Aufwand nicht nur überflüssig, sondern auch schädlich nenne. Sollte man glauben, daß Schwiegerältern, die bey der Zusammenheyrathung ihre Kinder wie auf einem Jahrmarkte handeln und um ein einziges Stückchen Vieh oder um ein Viertel Acker fast die Verbindung wieder zurück gehn lassen, sich entschliessen können, auf eine Hochzeit drey- bis vierhundert Gulden zu verwenden? So widersprechend das aber auch scheinen mag, so alltäglich ist die Erfahrung. Sollte man glauben, daß arme Brautleute, die Hälfte ihrer ganzen Habseligkeit an ihrem Hochzeittage verschleudern können, ohne zu bedenken, daß sie vielleicht in zwanzig Jahren nicht wieder erübrigen, was ihnen der einzige Tag kostet? Sollten Leute dieser Art nicht überlegen, wie sauer ihnen ohnedieß die neue Einrichtung werden wird; wie leicht eine einzige Krankheit ihr ganzes bischen Vermögen gar verschlingen könnte; wie viel ihnen nun die Erziehung der zu hoffenden

Kinder kosten, und wie schwer es oft halten wird, nur das tägliche Brod für eine oft zahlreiche Familie zu erringen? Daran scheinen aber viele gar nicht zu denken. Es ist ein Ehrentag der nicht alle Jahre kommt, heißt es. Gerade als ob der Ehrentag nicht ohne Verschwendung gefeyert werden könnte! Und wem geschieht denn nun eine Ehre damit? den Brautleuten und ihren Aeltern? — Nun ja, wenn ihnen mit der entsetzlichen Plage, die mit der Ausrüstung einer großen Hochzeit verbunden ist; wenn ihnen mit der unmäßigen Auslage eine Ehre geschieht; wenn sie es für Ehre halten, am Ende doch noch da und dort Verdruß aufzuheben, und von unersättlichen Leuten oben ein gescholten zu werden, daß des Aufwandes nicht noch mehr war, oder daß der und jener in dem Getümmel übersehen wurde — dann wiederfährt ihnen freylich Ehre genug. Ich meines Theils aber würde mich nicht entschließen können, eine solche Ehre so theuer zu bezahlen. Gesetzt aber auch, daß alle Gäste und Brodlaurer, alle gaffenden Kinder und Abendtänzer, die Hochzeit vom Heyrathstage an bis zum sogenannten Tischrucken *) lobten, (welches doch nicht leicht

der

*) Die Einweihungsvisite, welche die Hochzeitgäste, nachdem sie schon am Tage des Eheverspruchs und in den Tagen der Hochzeit auf Kosten der Brautleute gezecht haben, am nächsten Sonntage nach der Copulation machen.

Fall seyn wird) was habt ihr denn für Ehre davon? hält euch darum jemand für besser als andre, und kann euer eigenes Herz euch darum ein ehrenvolles Zeugniß geben? Würde nicht weit mehr Ehre darinn liegen, wenn ihr den zehnten Theil des versplitterten Geldes auf ein gutes Werk verwendet hättet! — Aber auch den Gästen geschieht keine wahre Ehre. Sind nicht alle froh, wenn die Tage des Wohllebens, die ihr ihnen bereitet, vorüber sind? Ueberladen mit Essen und Trinken, ganz erschöpft von Wachen und Tanzen, sehnen sich alle wieder nach ihrer häuslichen Ordnung und Ruhe. Bey der Einladung erschrecken schon viele, weil die Geschenke, die sie dem Brautpaare machen müssen, ihnen zu kostspielig sind, und doppelt mißvergnügt gehn manche von der Gasterey selbst, wenn ihnen von einem Trunkenen oder von sonst einem unhöflichen Menschen eine Unehre angethan worden ist.

Wie überflüssig und schädlich ist ferner der Aufwand bey Kindtaufen. Die Gewohnheit, auch da eine förmliche Gasterey zu geben, ist zwar bey uns endlich abgekommen; aber ein Ueberrest davon ist doch noch geblieben. Mancher Vater, der bey der Geburt seines neuen Haus- und Tischgenossen fast erschrikt, weil er nicht weiß wie er sich mit all seinen Kindern durch die Welt

helfen

helfen soll, hält es gleichwohl für ein Nothwerk, eine ganze Schaar Nachbarinnen zusammen zu bitten und wohl gar Schulden zu machen, um diese nach Landessitte bewirthen zu können. Laßt aber auch jeden Vater reich genug seyn, um den Aufwand gar nicht zu fühlen — wie manche Wochenbetterin wird über den Anstalten, die man da macht, versäumt und verwahrloset! Wie manche wird von dem Getümmel, das von Mittag an bis gegen Mitternacht um ihr Bette herrscht, von den beängstigenden Dünsten, die von so vielen Menschen in einem engen Zimmer entstehn und von dem vielen Reden, wozu man sie durch müssige Fragen zwingt, tödtlich krank! Nicht zu gedenken, daß sie, Angesichts ihrer Gäste, die gehörige Bequemlichkeit nicht hat, und, wenn es ihr auch nicht schadet, wenigstens doch sechs bis acht Stunden in der unerträglichsten Quaal liegen muß. — All das Uebel duldet sie indeß, weil sie es für eine Art von Nothwendigkeit hält. —

Bey Erwähnung der Kindschenken erinnre ich mich auch der vielen sogenannten Ehrenausgaben, die mit den Gevatterschaften verbunden sind, und diesen sonst so angenehmen Freundschaftsdienst zu einem lästigen Geschäfte machen. Welch eine Last für Mittelleute, fünf, sechs Taufpathen alle Ostern und Neujahre nach der leidigen Sitte zu beschenken,

ken, der Eingebinde und andrer Ausgaben gar nicht zu erwähnen! Ist's nun ein Wunder, wenn sie sich weigern, im Nothfalle einen verwaisten und verlaßnen Täufling anzunehmen, da ihnen die Gevatterschaften ohnehin Last genug machen?

Wie der Tauftag der Menschen mit überflüssigen Ausgaben gefeyert wird: so begeht man auch den Tag ihrer Beerdigung mit einem Aufwande, der für manche Haushaltung mehr Sorgen und Kummer macht, als der Todesfall selbst. Wenn man vor unzeitiger Sparsamkeit nicht einmal einen Arzt gerufen und den Kranken halb unverpflegt gelassen hat: so glaubt man doch nach seinem Tode nicht mehr sparen zu dürfen. Jezt wendet man mehr auf, als die Verpflegung des Kranken sammt dem Arzte (wodurch man vielleicht das Leben des Verstorbenen gerettet hätte) würden gekostet haben. Was Pflicht war, that man also nicht, und was blos die vermeintliche Ehre fordert, das glaubt man thun zu müssen. — Ich verlange keineswegs, daß man die Verstorbenen ganz ohne Sang und Klang begraben und sie allenfalls in einem Sacke verscharren soll; so will ich selbst nicht begraben seyn; Aber wozu nüzet in aller Welt die wunderliche Gewohnheit, den Verstorbenen, hoch aufgeschmükt, zur Schau auszustellen; in einer eigenen Trauertracht dem Sarge zu folgen, und diese

fast

fast Jahr und Tage fort zu tragen, indeß man im Herzen oft gar nichts von Trauer fühlt? Und fühlt man sie, warum erneut man durch die schwarze Tracht so lange Zeit alle Tage seinen Kummer? Hat man keine besondre Tracht bey fröhlichen Ereignissen, warum muß man sie eben bey traurigen Zufällen haben? Ich weiß wohl, daß der Aufwand auf Flohr und Trauerkleidung den Landleuten unsrer Gegend so nachtheilig nicht ist als den Stadtbewohnern, da sie ohnedieß alle mit schwarzem Gewande versehen sind; bey alle dem aber fehlen so mancherley Stücke zum ganzen Trauer-Anzuge, daß nicht leicht ein Todesfall in der Familie ohne merkliche Unkosten abgehn wird. Wie schwer fällt es nicht den ärmern Ortsnachbarn, das ganze Haus, bis auf das sechsjährige Kind herab, mit den kleinen Kleidungsstücken zu versehn, die eine Trauer fordert, und wie weit lästiger ist der übrige Aufwand! Der Vater, der das Brod schaffte, ist gestorben; die ganze Familie sieht mit Nahrungssorgen in die Zukunft hinaus. Gleichwohl wird eine Menge von Anverwandten und Freunden auf einen sogenannten Leichentrunk eingeladen, nicht anders, als ob der Todesfall die Umstände des Hauses verbessert hätte; nicht anders, als ob man ein Freudenfest begehn wollte! — Ist das nicht sogar für wohlhabende

Leute

Leute eine unerträgliche Last? Das ganze Haus ist in Kummer, und in all dem Kummer muß man noch auf die Bewirthung seiner Freunde und Verwandten denken. Während der Krankheit des Verstorbenen hat man seine Kräfte durch Wachen, Sorgen und Weinen erschöpft. Jezt, da man der Erholung so sehr bedarf, zieht man sich noch eine ganz überflüssige Unruhe über den Hals. Die eingeladenen Gäste vermehren überdieß oft, zum Dank für die genossene Ehre, den Kummer des Trauerhauses durch ihre leichtsinnige Aufführung, indem sie, wie bey einem frohen Zechgelage, zuweilen lachen und lärmen, sich betrinken und keine Spur von wahrer Theilnahme blicken lassen. — In manchen Fällen erzeigt man aber den Leichengästen nicht einmal eine Ehre durch die Einladung. Einige scheuen sich überhaupt, in einem Hause, woraus erst ein Todter getragen worden ist, zu essen und zu trinken, und nun gezwungner Weise suchen sie ihren Eckel zu unterdrücken. Zuweilen hat dieser Widerwille noch einen besondern Grund. Der Beerdigte ist an einer ansteckenden Seuche oder an einer eckelhaften Krankheit gestorben; man scheute sich, ihn auf dem Krankenbette zu besuchen, und nun soll man in dem Zimmer, in welchem er verblichen ist, essen und trinken? — und doch beleidigt man die

hin-

hinterbliebene Familie, wenn man nicht auf ihre Einladung erscheint. — Wie mancher Leichenbegleiter hat schon bey solchen Gelegenheiten eine Krankheit, oder wohl gar den Tod geholt! — Wie sehr wäre daher zu wünschen, daß sich das Volk von dieser lästigen und gefährlichen Gewohnheit abbringen ließe! — Wer nicht aus Liebe zu dem Verstorbenen oder zu seiner Familie die Leiche begleiten, wer dem Hause nur Kosten und Unruhe verursachen will, der bleibe davon! — Leute von der Art sind einem ohnedieß kein Trost. Selbst Herzensfreunde, die nur mit dem ganzen Troß von Begleitern zu einem kommen, bringen dem Bekümmerten wenig Erleichterung; denn der Zulauf von Leuten hindert das ganze Haus, mit irgend jemand sich vertraut zu besprechen, und der ganze Trost, den man meistens von den Gästen zu erwarten hat, besteht in der auswendig gelernten kalten Beyleidsversicherung. Ist also nicht der Aufwand, den man auf das stattliche Leichenbegängniß und auf die Bewirthung der Begleiter verwendet, nicht wahrer Ueberfluß? In einem Dorfe wie das unsrige, wo ohnedieß, wenn nicht die Arbeit allzu dringend ist, Groß und Klein selbst die Leichen der Kinder begleitet, bedarf man ja ohnehin der Lockspeise nicht.

Dieß, liebe Zuhörer, sind, denk' ich, der Beyspiele genug von überflüßigem Aufwande unter uns. Und doch habe ich nur solche Exempel angeführt, die mir, so zu reden, zu nächst an der Hand lagen. Wie leicht könnte ich sie noch mit einer Reihe andrer Beyspiele vermehren, wenn ich nicht fürchten müßte, eure Aufmerksamkeit zu ermüden. Möchte doch das bis-

her gesagte nur einigen Eindruck gemacht und ein nüzliches Nachdenken veranlaßt haben! Möchten besonders die, deren Vermögen eigentlich nur für die Nothdurft hinreicht, die Unnüzlichkeit so mancher Ausgabe recht einsehen und sie darum vermeiden! Möchten sich Alle von der Wahrheit unsres Textes überzeugen: Wer sehr pranget, der verdirbt darüber, wer sich aber drücket, der kommt empor. O wie viele Sorge, wie viel Zwang und Mühe würde dann weniger auf der Welt seyn! denn ein grosser Theil unsrer Sorgen wird dadurch verursacht, daß wir das Ueberflüssige für nothwendig halten und entbehrlichen Dingen nachjagen. Wie viel Gutes würden wir unterstützen, befördern und bewirken können, wenn wir nicht so oft unser Geld unnüz verschleuderten! Wann werden wir einmal aufhören, in den Augen und in den Vorstellungen Andrer zu leben und in Dingen eine Ehre zu suchen, in denen nicht die geringste Ehre liegt? Wann werden wir einmal aufhören, auf eine so auffallende Art Geiz und Verschwendung, Ehrfurcht und Niederträchtigkeit in einer und eben derselben Seele zu vereinigen? Wann werden wir einmal nicht mehr über unerschwingliche Ausgaben klagen und doch immer muthwillig die Summe der Ausgaben selbst vermehren? Es ist und bleibt eine unumstößliche Wahrheit:

Der Mensch braucht wenig, und auch das
Nur eine kurze Zeit.

Laßt uns durch unser Bezeigen erweisen, daß wir diese Wahrheit erkennen.

Amen!

Sechste Predigt.

Ueber einige Fehler, durch welche sich viele Landleute bey ihren Arbeiten an der Gesundheit schaden.

Ueber Sir. 37, 30. 31.

gehalten

am 5. Sonnt. nach Trinit.

1793.

Ein heilger Trieb belebe mich,
O Höchster, meine Pflichten
In deiner Furcht, gestärkt durch dich,
Mit Freuden zu verrichten.
— Ein Herz, das sich des Guten freut,
Gibt zu der Arbeit Munterkeit,
Versüßt uns ihre Lasten.

Es kommt nun wieder die seegensvolle, aber auch für Landleute mühselige Zeit, in welcher euch die reifende Saat zur Aernte ruft. Was Petrus in unserm Evangelio von sich und seinen Gefährten sagt: „wir haben die ganze Nacht gearbeitet!" das könnt ihr nun bald von dem ganzen Tage sagen. Mit Aufgang der Sonne greift ihr zur Sichel, und führet sie bis zum Untergange fort. Allerdings ein hartes Tagewerk; aber ein Tagewerk, das durch die Aernte reichlich belohnt wird. Nicht so bey Petro und seinen geschäftigen Freunden. Wir haben die ganze Nacht gearbeitet, versicherten diese, und haben nichts gefangen. — „Wir haben den

ganzen Tag gearbeitet und wenig geärntet" — hörte man auch bey euch im vorigen Jahre klagen. Eben da unsre gesegnete Fluhr in der schönsten Blüthe stand, vernichtete ein Hagelschlag eure schönen Hoffnungen. Der Arme stand vor seinem einzigen Aeckerchen, und sah mit Thränen auf die Verwüstung. Schon hatte er mit Freuden berechnet, wie lange die kleine Aernte für ihn und seine Kinder hinreichen würde — und ach! kaum hatte er nun die Aussaat zu hoffen. Der Reiche gieng mit Bestürzung von einem Acker zum andern, um sich mit dem wenigen, das die Schlossen verschont hatten, zu trösten. An den Verkauf dachte niemand mehr. Jeder sann nur auf das tägliche Brod für sich und die Seinigen, und die Sorgen darum waren um so größer, je höher schon damals die Preise der Lebensmittel gestiegen waren. Welcher Jammer, wenn auch das heurige Jahr dem vorigen an Mangel gliche! Wie groß ist daher unsre Freude, mit der wir nun auf unsre früchtevollen Fluhren hinblicken; nun da wir durch Unglück den Werth der Güther recht schätzen gelernt haben. Wie leicht würde es mir seyn, diese Gefühle des Danks in euch zu verstärken, da ihr ohnehin zu denselben gestimmt seyd; aber schon das schöne Lied, das wir eben gesun-

gesungen haben, *) wird euch vermuthen lassen, daß ich nicht gesonnen bin, über diesen so erweklichen Gegenstand zu reden. Ich wählte ein Lied, das vom hohen Werthe unsrer Gesundheit und von den Pflichten handelt, die wir unserm Leibe schuldig sind. So unzusammenhängend auch das Evangelium, und die bevorstehende Aernte mit diesem Liede zu seyn scheinen: so gaben sie mir doch die nächste Veranlassung zur Auswahl desselben. Ich wurde nämlich durch die Arbeitsamkeit der fleißigen Männer, von denen das Evangelium erzählt, ganz natürlich an die vielen Arbeiten erinnert, die Euch nun, ihr Lieben, bevorstehn; und weil sich eben so natürlich an diesen Gedanken ein andrer anschloß, nämlich dieser: wie viele Krankheiten könnten auch heuer wieder aus der vielen Anstrengung in der großen Sommerhitze entstehn, wenn die Arbeiter ihrer Gesundheit nicht besser wahrnehmen als im ehvorigen Jahre, in welchem die Ruhr während der Aernte so sehr über Hand nahm, daß vielleicht keine 50 Menschen unsers Dorfes verschont blieben: so konnte ich den Entschluß in mir nicht unterdrücken, ganz besonders von den Fehlern zu reden, durch welche sich so viele Landleute bey ihren Arbeiten an der

*) Nr. 329 im neuen anspachischen Gesangbuche: Des Leibes warten und ihn nähren ꝛc.

Gesundheit schaden. Der Text, den ich dabey zum Grunde legen will, steht:

Sir. 37, 30. 31.

Mein Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist; und siehe was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht. Denn allerley dienet nicht jedermann, so mag auch nicht jedermann allerley.

Nach Veranlassung dieses Raths, und mit besondrer Hinsicht auf eure Arbeiten, will ich also jezt mit euch reden:

Von einigen Fehlern, durch welche viele Landleute bey ihren Arbeiten sich an der Gesundheit schaden.

Wenn Sirach in dem vorgelesenen Texte sagt: prüfe was deinem Leibe gesund ist ꝛc. so geht seine Lehre sowohl den Vornehmen als den Geringen, den Städter sowohl als den Landmann an; Ich aber werde mich besonders auf die eigenen Fehler einschränken, durch welche Landleute bey ihren Arbeiten sich schaden. Ich sage „bey ihren Arbeiten"; denn wenn ich mich auf alle Fehler in der Lebensart des Landvolkes einlassen wollte: so würde ich vielleicht in zehn Predigten nicht fertig.

1. Ihr schadet euch erstlich bey euern Arbeiten durch allzuheftige Ermüdung. Wer so sehr sich anstrengt, daß er von der Arbeit ganz erschöpft ist, und eine Schwäche fühlt, die nahe an Ohnmacht grenzt, der ist immer in großer Gefahr krank zu werden, oder gar zu sterben. Da wollen manche die Arbeit, die entweder ihnen selbst gehört, oder ihnen nicht nach dem Tagelohn bezahlt wird, zu schnell vollenden; oder mit einer bald vollendeten Arbeit noch vor Nachts fertig werden, um nicht noch einmal daran anfangen zu müssen; sie bieten also die lezte Kraft auf und trösten sich mit der zu hoffenden Ruhe; diese kommt ihnen aber oft zu spät. Es ist ferner ein Fehler, daß so viele nicht ihren Leib, sondern die Glocke fragen, ob es Zeit zum Feyerabend ist. Man kann nicht einen Tag so viel leisten als den andern. Allerley Umstände wirken auf uns, die uns heute schwächer, und morgen kräftiger machen. Unsre Natur, das Gefühl unsrer selbst, muß uns also sagen, ob es Zeit zum Aufhören ist oder nicht. — „Das kann aber nicht jeder. Wer um das Tagelohn arbeitet, muß sich ja nicht nach dem Glokenschlage richten," werdet ihr sagen. Ich weiß das nur allzuwohl; ich weiß aber auch, daß man in diesem Falle nur selten Noth hat, abzuwehren. Wer nach Stunden arbeitet, überar-

beitet sich nicht leicht. Fühlt er aber doch eine ungewöhnliche Ermattung: so lasse er sich lieber ein Paar Stunden am Tagelohn abziehn, und höre zur rechten Zeit auf. Wenigstens ruhe er eine kurze Zeit, genieße etwas, wenn Lust dazu vorhanden ist, und frage sich dann selbst, ob er wieder neue Kräfte habe oder nicht. — Zuweilen erfolgt auf eine zu lang anhaltende, übermässige Arbeit, eine Entkräftung und Schwäche, von der sich der Kranke selten wieder erholt. Wie oft heißt es: „Der oder jener ist gesund und frisch an die Arbeit gegangen; auf einmal hat's ihn aber überfallen, und in etlichen Tagen war er gesund und todt, ohne daß man weiß was ihm gefehlt hat. Da war nichts als Schwäche und Schwäche, und doch that ihm kein Glied weh!" — Das war aber großentheils eine Folge der unmässigen Anstrengung. — „Nicht doch! er hat sich nicht unmässig angestrengt! Er hat nur so und so viel oder lange gearbeitet" — sagt ihr vielleicht. Das kann seyn. Vielleicht lag ihm aber schon etwas im Körper; vielleicht hatte er zu schlechte Kost im Leibe; vielleicht hat er sich in der kurzen Zeit zu sehr angegriffen und erschöpft, und darauf nimmt man gewöhnlich keine Rükksicht. Nicht nur gänzliche und tödtliche Ermattung folgt indeß aus zu langer und übermäßiger Arbeit; noch öfter

ent-

entstehn daraus Entzündungskrankheiten; Seitenstechen, Brustfieber, Lungenbrand und dergl. Allzuheftige und zu lange dauernde Anstrengung sollte man daher sorgfältig meiden. Muß man aber in einem Nothfalle fast über Vermögen arbeiten; so mildere man die übeln Folgen durch kühlende Getränke, und glaube nicht, durch Wein oder Branntwein sich helfen zu können. Alte schwache Leute können sich zwar mit Wein und geistigen Getränken helfen. Ihnen fehlt Feuer; bey dem aber, der vor entsezlicher Anstrengung im Laufen oder Arbeiten ermattet, ist ohnedieß der Hitze zu viel. Hitzende Getränke sind ihm also höchst nachtheilig, und kühlende nüzlich. Versteht sich jedoch, daß er auch die leztern nicht zur Unzeit in sich hineingießen darf, wovon ich in der Folge reden will.

2. Zweytens bringen sich oft Landleute und andre schwere Arbeiter um ihren gesunden Leib durch zu heftiges Heben, durch zu schweres Tragen und durch andre übernatürliche Anstrengungen der körperlichen Kraft. Wie viele hundert Menschen sind schon dadurch gebrechlich geworden! Aber das alles scheint gar keinen Eindruck gemacht zu haben. Noch immer führt man hier und da Säcke von einer solchen Größe, daß der Mensch unter der Last des darein gefüllten

Ge-

Getreides fast erliegen muß. Und wenn auch einer oder der Andre Kraft genug besitzt, sie zu tragen, warum müssen es die Schwächern dem Stärkern gleich thun? Das nämliche gilt von den übermäßigen Bürden, welche Frauenspersonen sich aufladen. — Wie lange wird das Volk noch eine Ehre darin suchen, es einander an Kraftäusserung zuvor zu thun? Seht doch einmal auf Leute, die von Jugend an so unmenschliche Lasten gehoben und getragen haben, wie steif und elend werden sie gewöhnlich in den Jahren schon, da andre beynahe noch ihre Jugendkraft genießen! Warum mißt man nicht die Last nach der gewöhnlichen Kraft des Menschen ab? — Ohne Schrecken kann ein überlegender Mann nicht sehen, welches Wagestück oft Fuhrleute in Heben ihrer Wägen und andrer schwerer Lasten begehn. Zeigt man darüber seine Bedenklichkeit: so sprechen sie: ach, das habe ich schon hundertmal gethan. Denken denn die Leute nicht an das Sprichwort: der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht? — Aber das läßt sich nicht ändern! denkt vielleicht mancher. Allerdings würde es nicht angehn, wenn Leute, die einmal schwere Arbeiten übernommen haben, eben so zärtlich seyn wollten, als mancher Gelehrte. Das verlange ich aber auch nicht: nur glaube ich, daß niemand mehr heben

und

und tragen sollte, als er ohne augenscheinliche Gefahr, darüber gebrechlich zu werden, thun kann. Ueber dergleichen unüberlegten Anstrengungen, sind schon manche Knall und Fall todt zur Erde gesunken, weil sie darüber etwas im Leibe gesprengt, oder durch den zu heftigen Antrieb des Blutes gegen den Kopf, sich einen Schlagfluß zugezogen haben. Am unverzeihlichsten aber ist es, wenn Aeltern ihre Kinder so frühzeitig in solche Dienste geben, oder ihnen selbst Handthierungen auftragen, wo ihnen offenbar Arbeiten bevorstehn, welche die Kräfte der frühen Jugend übersteigen.

3. Drittens schaden sich viele Leute an ihrer Gesundheit, wenn sie beym Anzuge einer Krankheit nicht zeitig genug von ihren Arbeiten ablassen, um eine Cur zu gebrauchen, sondern so lange sich anstrengen, als sie noch stehn können; oder auch, wenn sie nach einer Krankheit, ehe sie ganz hergestellt sind, schon wieder angreifende Geschäfte vornehmen. Einige sind wohl gar der Meynung, daß man es so machen; bey einer sich anspinnenden Krankheit sich nicht geben, und gleich im Anfange der Wiedergenesung wieder frisch thun müsse. Andre sind zu begierig auf ihre Arbeiten; oder zu geizig, um sie durch Tagelöhner verrichten zu lassen. Da

hilft kein Verbot des Arztes und keine Warnung guter Freunde. Nur dann erst, wann die übeln Folgen kommen, gibt man ihnen recht und bezahlt oft seinen Eigensinn mit dem Leben. Ich verlange keineswegs, daß man um jeder unbedeutenden Unpäßlichkeit willen schon das Bette hüten soll. Diese Weichlichkeit ist wirklich oft ein Mittel zur Vergrösserung des Uebels, indeß eine mässige Bewegung zuträglich gewesen seyn würde. Nur das tadle ich, wenn man bey beträchtlicher Unpäßlichkeit sich vor lauter Arbeiten nicht Zeit nimmt, eine Cur zu gebrauchen; oder wenn man, so bald eine Krankheit gehoben ist, durch zu frühzeitige Anstrengung mit Gewalt wieder einen Rückfall veranlaßt. Man muß nie mit Aerzten umgegangen seyn, wenn man noch keine Klagen über diesen gemeinen Fehler des Landvolkes gehört hat. Merkt also: Curen müssen bey Zeiten angefangen und gehörig abgewartet werden, und keine Arbeit ist so dringend, die uns von dieser Pflicht frey spräche. Merkt es, ihr Herrschaften! es ist eure Schuldigkeit, auch euren Dienstboten bey anfangenden Krankheiten und am Ende derselben Ruhe zu vergönnen. Es ist eine Art von Todtschlag, wenn ihr sie so lange anstrengt als sie noch ein Glied zu regen im Stande sind.

4. Viertens verderbt ihr euch bey euern Arbeiten, wenn ihr zu schnell von der Ruhe in die Bewegung und von der Bewegung in die Ruhe übergeht. Es ist eine gemeine Regel für Fußgänger, daß man beym Antritt eines Marsches nicht zu schnell gehn, sondern Anfangs etwas gemächlicher fortschreiten und nach und nach erst sich in stärkere Bewegung setzen soll; so wie man auch gegen das Ende des Weges allmählig nachlassen, und nach und nach wieder in Ruhe kommen muß. Das nämliche gilt auch von Arbeiten. Aber da sind viele des Morgens zu hastig, weil sie sich da stark fühlen. Durch diesen zu schnellen Uebergang von der Ruhe in die Bewegung, setzen sie ihr Blut in eine unnatürliche Wallung, ermatten in kurzer Zeit und stehn in Gefahr, eine Krankheit zu bekommen.

5. Wie der zu schnelle Uebergang von der Unthätigkeit in zu starke Thätigkeit, und umgewandt, schädlich ist: so ist es auch der zu schnelle Uebergang von der Hitze in die Kälte, und von der Kälte in die Hitze. Und das ist die fünfte Anmerkung, die ich machen muß. Aerzte haben berechnet, daß mehr als ein Drittheil der Speisen und Getränke, die man zu sich nimmt, durch die Ausdünstung wieder abgeht. Daraus läßt sich leicht schließen, wie schädlich

eine

eine Hemmung dieser Ausdünstung seyn müsse. Diese Hemmung aber wird durch zu schnelle Abkühlung, nach vorhergegangenem Schweisse, veranlaßt. Während des Schweisses (den Landleute am allerwenigsten vermeiden können) erweitern sich alle kleinen Hautöffnungen des Körpers. Aus allen dringt die Feuchtigkeit heraus, welche die Natur absetzen will. Kommt man also zu schnell in die Zugluft oder Kälte: so schließen sich die Schweißöffnungen. Die Unreinigkeit stokt und wird zähe; sie wird scharf und setzt sich auf die innern Theile ab, und so entstehn allerley Krankheiten daraus, z. E. Husten, Schnupfen, Ruhr, Auszehrung, Verhärtungen, Lungensucht u. dergl. Wie nöthig ist daher eine weise Vorsicht! wie allgemein aber wird sie vernachlässigt! Da setzen sich die Leute durchaus in Schweiß. Jezt kommt der kühle Abend. Sie ziehen darum kein Gewand an; oder was noch ärger ist, sie werfen nun ein kaltes Gewand, das sie absichtlich in den Schatten gelegt haben, über das nasse Hemd. Sie kommen nach Hause; denken aber nicht daran, ein trokues Hemd anzulegen; stellen sich in die Zugluft; gehen in den Keller und in andre kalte Orte. Der Schweiß tritt nun nicht nur gewaltsam zurük; die Haut muß sogar auch einen Theil der schon ausgeworfenen Feuchtigkeiten wieder einsaugen.

gen. Manche lassen überdieß allen Staub, der sich auf die nasse Haut angesezt hat, auf sich liegen, damit das Uebel ja noch mehr vergrößert wird. Nicht nur bey der Heimkehr vom Felde wird aber in dem Puncte sehr gefehlt, sondern auch auf dem Felde selbst. Das Nachmittagsbrod verzehren viele, wenn sie vor Hitze dampfen, unter einem schattigen Baum, auf der kühlen Erde. Ist das viel besser, als wenn man in den Keller geht? Muß nicht der kalte Boden den ganzen Leib gewaltsam abkühlen? Betrifft nicht diese Abkühlung besonders das Gedärme, und müssen da nicht Ruhren und ähnliche Krankheiten, Verhärtungen oder Verstopfungen im kleinen Eingeweide entstehn?

Merkt also: wer seine Gesundheit nicht sichtbar aufs Spiel setzen will, der suche sich, wenn er in heftigen Schweiß gerathen ist, allmählig abzukühlen; suche sich so lange in einer gelinden Ausdünstung zu erhalten, bis er das nasse Hemd mit einem troknen verwechseln kann, und das thue er sogleich, wenn er nach Hause und in Ruhe kommt. Er vermeide, so lange er noch ausdünstet, die Zugluft und kalte Oerter, besonders den Keller und andre Gewölbe; lege sich nicht auf die kühle Erde, und bleibe, so oft er auf dem Felde ausruht, in der Sonne, damit er eher abtrocknet und allmählig aus dem Schweisse kommt. Man

wende mir nicht ein, daß dann alle Bauersleute zur Aerntezeit krank werden müßten, wenn die Verkältung auf die Hitze so schädlich wäre. Die eiserne Natur dieser Leute erträgt freylich manches; aber sagt mir einmal, gibt es nicht auch um diese Zeit Krankheiten genug? Nächstdem ist ein Unterschied zwischen erkälten und erkälten. Wer gleich nach der Erkältung durch neue Arbeit wieder in Schweiß kommt, der hebt oft dadurch das Uebel wieder; das ist aber nicht der Fall bey dem, der erst am Ende der Arbeit schnell abkühlt. Und dann ist es ja falsch, daß alle Leute so unvorsichtig in den Tag hinein leben. Wie kann man also sagen: alle Bauersleute müßten erkranken, wenn die schnelle Erkältung so schädlich wäre? Und wenn es hier und da einer ohne Nachtheil für seine Gesundheit wagen darf: haben denn alle solch eine felsenfeste Natur? — Sagt auch nicht: wir Bauersleute haben nicht Zeit, so auf uns zu sehn; wir haben nicht so viel Wäsche, um sie alle Abende wechseln zu können. Solltet ihr nicht alle Tage ein Paar Minuten entbehren können, um ein frisches Hemd anzulegen? Hat nicht jeder wenigstens etliche Hemden, um wechseln zu können? Verlangt man denn bey jedem Wechsel neue Wäsche? — Doch das sind Ausreden, die kein Verständiger ersinnen wird.

6. Nicht weniger schädlich als die zu schnelle Abkühlung von aussen, ist auch die zu schnelle Erkältung von innen; ich meyne die Verkältung durch einen jählingen Trunk. Fast in allen Markungen findet man sogenannte Fieberbrunnen. Wer von der Quelle trinkt, bekommt das Fieber — heißt es. Woher kommt das? Von keiner andern Ursache, als von der großen Kälte ihres Wassers. Wer von diesem kalten Wasser in die Hitze hinein trinkt, bekommt gewöhnlich das Fieber, die Bleichsucht, etwas Schwindsuchtartiges, Mattigkeit in allen Gliedern, Mangel an Appetit und ähnliche Uebel. Daraus lasset uns lernen, in Ansehung des Trunkes vorsichtig zu seyn, wenn wir erhitzt sind. Schon dann ist ein zu starker kalter Trunk schädlich, wenn man unmittelbar darauf fortarbeitet; noch mehr aber, wenn man nach dem Trunke aufhört zu arbeiten. Ich sehe es daher allezeit mit einer Art von Bangigkeit und Ahndung, wenn die erhitzten und vom Schweisse durchnäßten Arbeiter des Abends ins Dorf kommen, und von dem ersten besten Zug- oder Röhrenbrunnen ihren Durst löschen. Wer sehr erhitzt ist, der trinke kein ganz kaltes, sondern etwas abgestandenes Wasser, oder, wenn er es hat, Buttermilch, oder auch Wasser mit Essig vermengt. Er lösche den Durst nicht auf Einmal, sondern nach

und nach. Ist das Wasser, das er trinkt, sehr kalt: so lasse man es wenigstens im Munde überschlagen, und warte von einem Trunke zum andern allezeit etliche Minuten. Freylich kostets oft Abbruch, wenn man vor Durst zittert, und ihn am vollen Eymer nicht löschen soll; aber der Mensch muß sich einmal in der Welt an Selbstverleugnung gewöhnen, wenn er gesund und glücklich seyn will.

7. Endlich verderben sich auch viele bey ihren Arbeiten durch den Genuß undienlicher Speisen und Getränke, durch welche sie sich abfrischen oder stärken wollen, und das ist die siebente Bemerkung, mit der ich die heutige Predigt schließen will. Nichts ist gewöhnlicher, als daß die arbeitenden Leute sich zur Sommerszeit mit Obst zu erfrischen suchen. Das ist allerdings gut. Fast in allen Krankheiten darf man Obst genießen, und Weintrauben sind die dienlichste Erfrischung für Kranke aller Art. Das Obst und andre ähnliche Früchte widerstehen der Fäulniß, kühlen die Hitze, und geben eine sehr verdauliche Nahrung; aber höchst schädlich ist jedes Obst, ehe es zu seiner Reife gelangt. Unreifes Obst erzeugt eine nagende Schärfe, liegt unverdaulich im Magen, und kann leicht Ruhren und andre Krankheiten erzeugen, da im Gegentheil das reife Obst ein Vorbauungs-

und

und Curmittel dagegen ist. Wie unvorsichtig handeln daher Landleute, die zu ihrer Erfrischung alles unreife Obst, das ihnen unter die Hand kommt, auflesen und geniesen! Was ihnen Erfrischung seyn soll, ist ihnen Gift. — Um diesem Uebel abzuhelfen und gesunde Erquickung zur Zeit der grösten Sommerhitze zu haben, sollte man demnach in allen Ortschaften auf den Anbau des sogenannten Frühobstes, welches gerade zur Zeit der grösten Hitze reif ist, mehr sehen, und nicht allen Fleiß fast allein auf das Winterobst verwenden, wie in unserm Dorfe geschieht. — Eine der gesundesten Speisen und Getränke für Leute, die sich sehr im Sommer erhitzen, ist die Milch. Die Gewohnheit, sich in der Aernte meistentheils mit derselben zu behelfen, ist also sehr löblich, ob gleich die meisten Landleute den Genuß der Milch nicht aus Fürsorge für die Gesundheit, sondern deßwillen eingeführt haben, weil man aus Durst immer nach einer kühlen Nahrung verlangt, weil sich die Hausmütter wenig Zeit für die Küche nehmen, und weil Fleischspeisen um diese Zeit gewöhnlich in Landhaushaltungen rar sind. Dem leztern Umstande, den ihr vielleicht zum Theil für ein Uebel ansehet, habt ihr besonders die Erhaltung eurer Gesundheit im Sommer zu danken. Zur Zeit der groſsen Hitze sind alle Speisen, die leicht

in Fäulniß übergehn, (und unter diese gehört besonders das Fleisch) höchst schädlich, weil der Körper ohnedieß zu Faulfiebern und ähnlichen Uebeln geneigt ist. — Hütet euch aber, den Mangel an kräftiger Fleischnahrung, durch starke Getränke, durch Wein und Branntwein zu ersezen. Es ist überhaupt falsch, wenn man glaubt, diese geistigen Getränke geben Kraft. Sie feuern nur die schon vorhandenen Kräfte an. Eine Zeitlang fühlt man sich daher freylich gestärkt durch sie; aber dann folgt eine desto heftigere Ermattung. Der Branntwein hat überdieß die Eigenschaft, daß viele Menschen davon träge und schläferig werden, und ist daher solchen Leuten doppelt undienlich. Dazu kommt, daß das Blut und alle Nerven, durch die schwere Arbeit im Sommer, ohnedieß mehr als gut ist, erhizt werden. Genießt man also unter diesen Umständen noch Getränke, die den Brand vermehren: so sezt man sich in augenscheinliche Gefahr. Die beßten Getränke sind hier immer die kühlenden. Daß man nach dem Genusse des Weins weniger zum Schweisse geneigt ist, als nach dem Genusse der Milch, oder des Wassers, ist gar kein Beweiß von seiner Dienlichkeit. Wißt ist denn nicht, daß man in der größten Fieberhitze am wenigsten ausdünstet, und daß man die Ausdünstung durch kühlende Mittel

zu beförderu sucht? Ihr seht also, daß die Vermehrung der innerlichen Gluth zwar das sicherste Mittel ist, den Schweiß zu hindern; ist aber darum diese Vermehrung der Hitze zuträglich? — Doch, die Natur ist auch hier unsre beßte Wegweiserinn. Die meisten Menschen fühlen zur Zeit der großen Hitze selbst Abneigung gegen geistige Getränke, so wie, zum größten Nutzen eurer Gesundheit, der Hunger im heissesten Sommer viel schwächer ist, als im Winter. Da die Verdauungskräfte in dieser Jahrzeit schwächer sind als im Winter: so würde die Ueberladung des Magens doppelt schädlich seyn. Wie weise hat daher Gott für unsre Gesundheit gesorgt! Seiner Weisheit und Güte hat es auch das Menschengeschlecht zu verdanken, daß um die Zeit der grossen Hitze allerley erfrischende Kräuter und Früchte vorhanden sind; daß in den heissesten Gegenden der Erde gerade die kühlendsten Früchte, z. E. Zitronen, Feigen und dergl. gedeihen.

Doch ich eile zum Schlusse! Billig müßte ich mich nun erst vertheidigen, daß ich es wag-

te, eine Predigt über einen Gegenstand zu halten, die nur die körperliche Wohlfahrt betrifft, wenn ich vor einer Gemeine spräche, die noch nicht einsehen gelernt hat, daß alles, was das Menschenwohl fördert, unsrer Betrachtung werth ist, und daß solche Betrachtungen so lange auf der Kanzel angestellt werden müssen, als kein eigener Lehrer und kein eigener Ort dazu bestimmt sind. Ihr wißt überdieß aus einer zwölfjährigen Erfahrung, daß ich über solchen Vorträgen die Lehren der Religion, die mir eigentlich zur Pflicht gemacht sind, keineswegs vernachlässige. Ihr wißt, daß ein gesunder Leib einen sehr glüklichen, und ein siecher Leib einen sehr unglüklichen Einfluß auf den Geist hat, und daß zeitliches und ewiges Wohl in der engsten Verbindung stehn. Ihr wißt, daß ich nicht durch Neuerungssucht, sondern durch Liebe zu euch getrieben werde, zuweilen Vorträge zu halten, die euer leibliches Wohl betreffen, und ihr seyd zu sehr meine Freunde, als daß ich eine Verunglimpfung meiner guten Absicht fürchten dürfte. Doch, müßte ich auch das fürchten: so würde ich doch mich gedrungen

gen fühlen, nach meiner Ueberzeugung zu handeln, und nach dieser ist der Vorwurf ganz gerecht, den Jemand den Lehrern und Predigern in folgenden Versen gemacht hat:

Ihr lehrt Religion, ihr lehrt sie Bürgerpflicht,
Auf ihres Körpers Wohl und Bildung seht ihr nicht!

Möchte doch meine heutige Predigt einigen Eindruck gemacht haben! Möchtet ihr euch derselben zur rechten Zeit, besonders in der bevorstehenden Aernte, erinnern, und nach der Ermahnung Sirachs fleißig prüfen, was dem Leibe gesund oder ungesund ist! Möchten die schönen Verse aus dem heute gesungenen Liede ein Anhang zu euern Morgengebeten werden!

Gesunde Glieder, muntre Kräfte,
O Gott, wie viel sind die nicht werth!
Wer taugt für des Berufs Geschäfte,
Wenn Krankheit seinen Leib beschwert?
Ist nicht der Erde größtes Guth
Gesundheit und ein heitrer Muth?

Drum gib, daß ich mit Sorgfalt meide,
Was meines Körpers Wohlseyn stört;

Daß nicht, wann ich je Schmerzen leide,
Mein Geist den innern Vorwurf hört:
Du bist selbst Störer deiner Ruh,
Du zogst dir selbst dein Unglück zu!

Amen!

Anhang.

Einige Catechisationen über landwirthschaftliche Gegenstände.

I.

Schul-Catechisation

über

Ursache und Wirkung.

Ein Versuch, die Widerlegung alles Aberglaubens auf Einen Grundsatz zurück zu führen.

Veranlaßt durch Nr. 75. im 2ten Theile des Rochow'schen Kinderfreunds. *)

„Ich habe mich in der Ursache geirrt."

„Wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten hätte, um meine Pferde damit täglich abzuwischen, dann sollten sie schon zunehmen und gedeihen! —" So sprach Fritz zu einem verständigen Herrn, bey dem er eben als Knecht in Dienste gekommen war. Als ihm nun der Herr dieses wi-

der-

*) Nämlich nach der Ausgabe für Franken. In der Original-Ausgabe Nr. 87.

verlegte: so führte Fritz das Beyspiel von einem Knechte aus dem Dorfe an, wo er zu Hause gehörte. Dieser Knecht, erzählte Fritz, wäre auch zu einem Gespann magerer Pferde gekommen; aber er sey bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten einen Lappen abgerissen; und als er die Pferde damit täglich gewischt: so wären sie, zur Verwunderung aller Leute, immer kräftiger und fleischiger geworden. — Also meynst du, Fritz, sprach der Herr, daß wirklich bloß der Lappen von Gehenkten die Pferde fett gemacht habe?

Fritz. Ja, Herr, was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie nicht gehen konnten.

Herr. Wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meynung helfen. Antworte mir nur auf meine Fragen: Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?

Fritz. Ja, Herr; sonst würde er sich die Mühe nicht gegeben haben.

Herr. Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwa auch hungern und dursten? oder überjagt er sie? oder ladet er mehr auf, als sie ziehen können? oder gibt er ihnen unreines, schlechtes Futter, oder zur Unzeit, wenn es ihnen schadet? oder läßt er sie

ungeputzt auf unreiner Streue in ihrem Miste verderben?

Fritz. Nein, Herr, das wäre ein schlechter Knecht!

Herr. Da nun der Knecht, von dem du sagtest: er hätte sich nicht gescheut, aus Liebe zu seinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten heimlich einen Lappen zu holen, damit eine so große Probe seiner Liebe zu den Pferden gab; meynst du, daß er nicht auch an diese leztern Stücke werde Fleiß gewendet haben? und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bey dem vorigen Knechte, der vermuthlich keine Liebe zu seinem Viehe trug, abgenommen hatten, bey diesem Knechte, der sie so gern empor bringen wollte, wieder in Aufnahme gekommen sind? Gewiß, Fritz, der Lappen half weiter nichts, als daß er den Vorsatz des Knechts bewies und bestätigte, seine magern Pferde durch alle mögliche Mittel wieder zu Fleisch und Kräften zu bringen.

Fritz. Herr! ihr werdet wohl recht haben; Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte. —

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt was man wünscht: so ist's ein gewöhnlicher

Fehler

der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas besonders an sich hat, diesen Erfolg zuschreiben. Das heißt, sie nehmen etwas für die Ursache einer Wirkung an, die es weder ist, noch seyn kann.

Lehrer. Wovon habt ihr eben gelesen, lieben Kinder?

Kinder. Von einem Knechte, der sich in der Ursache geirrt hatte.

L. Wer weiß mir die Geschichte zu erzählen?

K. Ich! Fritze kam zu einem neuen Herrn, der magere Pferde hatte; zu dem sagte er: wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten hätte!

L. Was wollte er denn mit dem Lappen thun?

K. Seine mageren Pferde damit streichen, daß sie hübsch rund und stark werden sollten.

L. Was hielt der kluge Brodherr von diesem Mittel?

K. Daß es zur Sache gar nichts helfe.

L. Womit wollte aber Fritze beweisen, daß das Mittel probat sey?

K. Mit einem Exempel. Er sagte, bey ihm zu Hause wären auch so ein Paar magere

Pferde

Pferde gestanden; da wäre aber ein neuer Knecht hingekommen, der habe des Nachts einen Lappen vom Galgen geholt, und sie fleißig damit gestrichen.

L. Und? . . .

K. Da wären die Pferde nach und nach kugelrund geworden.

L. Glaubst du das etwa nicht?

K. O ja, das kann wohl seyn.

L. Was war denn aber die Ursache des Starkwerdens, in den Augen des Knechts?

K. Der Lappen.

L. Und dieser war ja wohl auch die wirkende Ursache?

K. (lächelnd.) Da wäre gut Pferde halten, wenn sie vom Streichen fett würden!

L. Also glaubst du nicht, daß das Abwischen der Pferde zum Starkwerden etwas beytragen kann?

K. O ja, wenn man sie fleißig abwäscht und rein hält, das ist ihnen gesund; aber da thut jeder Lappen die Dienste, und das Abwischen ist nicht allein gnug.

L. Was mag denn also noch mehr zum Starkwerden der Pferde gehören?

K. Daß man ihnen ordentlich gutes Futter und Wasser gibt, sie nicht zu viel anstrengt ꝛc.

L. Wie erklärte daher der Hausherr in unsrer Geschichte, den Vorfall mit den magern Pferden?

K. Er sagte: Der Knecht, der es, aus Liebe zu seinen Pferden, gewagt habe, des Nachts einen Lappen vom Galgen zu holen, werde gewiß auch die Pferde gut gehalten haben.

L. Hielt denn aber der Knecht das für die wahre Ursache?

K. Nein! er dachte an nichts als an seinen Lappen.

L. Was lernen wir daraus?

K. Daß die Leute gern das Unnatürlichste für die natürliche Ursache halten.

L. Welche Leute?

K. Die Abergläubigen.

L. Woraus entsteht demnach der meiste Aberglaube in der Welt?

K. Daraus, daß die Leute sich nicht auf Ursache und Wirkung verstehen.

L. Glaubt ihr nun, liebe Kinder, daß die Lehre von Ursache und Wirkung wichtig ist?

K. Ja, wir glauben, daß sie recht wichtig ist.

L. Aber das ist ja auch der einzige Fall, bey welchem man diese Lehre gebrauchen kann?

K. Nein, das ist der Fall bey jedem Aberglauben.

L. Sollte das wahr seyn? Wisset ihr denn

noch

noch mehr Exempel, wo man diese Lehr anwenden kann?

K. O genug!

L. Nun so laßt hören!

K. Wenn man Tauben eingewöhnen will, sagen die Leute: so soll man jeder drey Federn ausrupfen und diese in Taubenschlag einzapfen, dann fliegen sie nicht davon.

L. Was fliegt nicht davon?

K. (lächelnd) Die Federn.

L. Gut gemacht! Aber so verstehen es die Leute nicht. Was meynen sie denn, das nicht davon fliegen soll?

K. Die Tauben sollen nicht davon fliegen.

L. Und das geschieht ja auch?

K. Ja, wenn man sie eine Weile einsperrt und gut füttert; oder wenn sie gute Kameradschaft finden.

L. Richtig! Ausserdem ist es bloßer Glüksfall. Wenn nun aber jemand, nebst dem unvernünftigen Mittel, von dem wir reden, auch die vernünftigen Mittel angewandt hat, und die Tauben bleiben im Schlage — was hält man denn gewöhnlich für die wahre Ursache?

K. Das Einzapfen der drey Federn.

L. Freilich! denn das Unbegreiflichste gefällt

immer einfältigen Leuten am beßten: daher auch oft Kranke sogar alberne Mittel anwenden, um wieder gesund zu werden. Wisset ihr von solchen Wundercuren ein Beyspiel?

K. Wenn man einen Schaden am Beine hat und läßt dann ein Stuhlbein verbinden.

L. Brav! Noch tausend Exempel wüßt' ich; aber wir wollen bey dem bleiben. Weißt du auch, wie man sich bey der Wundercur anstellt?

K. Man thut eben auf einen Lappen ein wenig Blut vom schadhaften Beine, wickelt den Lappen ums Stuhlbein, und verbindet das alle Tage.

L. Richtig! man streut auch sogenanntes sympathetisches Pulver aufs Bein und auf den Lappen; aber eine Hauptsache hast du vergessen. Was macht man denn mit der Wunde selbst?

K. Ich denke wohl, man bindet sie zu.

L. Natürlich; denn wenn man Wunden nicht verbände, und das Fleisch nicht an einander fest machte, so könnten die Lippen der Wunde (so nennt man nämlich den Rand) unmöglich zusammen heilen. Wenigstens gäbe es dann eine große Schramme. Durch das Verbinden hält man nächst dem auch die Luft ab, welche den Wunden schädlich ist. Also — verbinden muß man den schadhaften Theil sowohl als das Stuhlbein. Wenn die Wunde nun heilt . . . ?

K. So

K. So hat's das Verbinden des Stuhlbeins gethan.

L. Was ist denn aber die wahre Ursache?

K. Das Pulver, das man auf den Schaden streut, oder doch das Zubinden.

L. Seht, Kinder! so albern müßt ihr also künftig nicht seyn, und Wirkungen, die ihr seht, so unnatürlichen Ursachen zuschreiben — Begreift ihr denn, wie der Lappen am Stuhlbeine auf die Wunde wirken kann?

K. Das wird kein Mensch begreifen.

L. Dazu kommt noch, daß oft das Stuhlbein viele Meilen weit vom Wohnorte des Patienten verbunden wird. — Das lächerliche will ich euch durch ein Exempel erläutern. Wenn eines von euch, ihr Kinder, einen groben Fehler begangen hätte, und ich nähme seinen Rock, hienge ihn an die Wand, und prügelte tapfer darauf: würde das der Knabe, dem der Rock zugehörte, wohl fühlen?

K. Davon würde er nichts fühlen.

L. Wenn ich es aber doch thäte, was würdet ihr dabey thun?

K. Wir würden eben alle lachen.

L. Und die Leute im Dorfe? . . .

K. Würden auch lachen, wenn sie es erführen.

L. Lachen sie denn aber auch über die sympathetischen Curen? oder wenn ein sogenannter Hexenmeister einen Sack prügelt, und damit die vermeintliche Druthe treffen will?

K. Nein, da lachen sie nicht.

L. Und doch ist eines so lächerlich, als das andere! könnt ihr denn begreifen, wie der Lappen am Stuhlbein und das sympathetische Pulver auf den kranken Fuß wirken kann?

K. Nein, das begreift man nicht.

L. Wenn ein Ding auf das andere wirken soll: so müssen, aller Erfahrung nach, die beyden Dinge (Körper) einander mittelbar oder unmittelbar berühren. Hier aber geschiehts augenscheinlich nicht unmittelbar, und was für eine Mittelursache da seyn sollte, durch welche das Verbinden des Stuhlbeins auf den schadhaften Fuß wirken soll, ist ganz unbegreiflich. — Habt ihr mich verstanden, Kinder?

K. Dießmal nicht recht . . .

L. Aber doch etwas davon?

K. Ja — daß alle Dinge mittelbar oder unmittelbar auf einander wirken, und daß der Lappen am Stuhlbein nicht zum kranken Fuße kommt.

L. Recht! Du hast mich ja ganz verstanden.

den. Weißt du aber auch, was ich durch mittelbar und unmittelbar meyne?

K. Erst neulich haben wir davon gehabt. Mittelbar heißt . . .

L. An der Erklärung liegt bey euch Kindern wenig; wenn ihr nur das Exempel noch wisset, das ich euch neulich von mittelbar und unmittelbar gegeben habe.

K. Wenn ich die Kegel mit meiner Hand umwerfe: so thue ich es unmittelbar mit der Hand: und wenn ich die Kugel dazu nehme, so thue ich's mittelbar durch die Kugel.

L. Und wenn die Kugel recht schnell vor einem Kegel vorbey fährt: so wirft sie ihn zuweilen bloß durch den verursachten Wind um. — Durch was für eine andere Mittelursache wirft sie also, in dem Falle, den Kegel um?

K. Durch den Wind.

L. Könnt ihr euch aber, liebe Kinder, bey den närrischen Curen, welche die Leute vornehmen, auch so eine Mittelursache denken?

K. Nein, gar keine!

L. Vielleicht aber geht's zu, wie bey dem Magnet. Was hat denn der Magnet für eine Eigenschaft? Wißt ihr's noch?

K. Er zieht Eisen und Stahl an sich.

L. Und noch mehr? Erinnert ihr euch nicht an den Compaß?

K. Ja. Der kleine Zeiger, der mit Magnetstein bestrichen ist, dreht sich immer gegen Mitternacht.

L. Wie geht das zu? Was ist die Ursache davon, daß der Magnet Eisen anzieht, und daß sich die Magnetnadel gegen Norden kehrt?

K. Das weiß ich nicht.

L. So kann man ja auch sagen: „das weiß ich nicht!“ wenn von sympathetischen Curen die Rede ist?

K. (schweigen.)

L. Kann denn nun nicht auch der Lappen am Stuhlbein auf den kranken Fuß eben so gut wirken, als der Magnet auf den Schlüssel? Oder ist's beym Magnet auch bloßer Betrug?

K. Beym Magnet weiß mans gewiß.

L. Was weiß man gewiß? Die Mittelursache?

K. Nein, die Wirkung.

L. Woher denn?

K. Aus der Erfahrung.

L. Worin besteht denn die?

K. Daß man's leibhaftig sieht, wie sich die Feilspäne bewegen, und wie sie tanzen, wenn man mit dem Magnetstein unter dem Tische streicht,

und wie der Schlüssel daran hangen bleibt, und wie sich der Zeiger auf Mitternacht kehrt, man mag den Compaß umdrehen, so oft man will.

L. Aber, wer den Magnet dabey führt, der muß besondere geheime Künste verstehn? — muß so was wie ein Hexenmeister, seyn?

K. Nein, bey allen die es probirt haben, hat es eingetroffen.

L. Ist nun das auch so bey dem Verbinden des Stuhlbeins und bey andern ähnlichen Curen?

K. Nein, da ists nicht so.

L. Bemerkt man die Wirkung so augenscheinlich?

K. Gar nicht.

L. Aber zuweilen hilft doch eine solche Cur?

K. Ja, wenns zutrifft.

L. Kann man denn bey der Probe mit dem Magnet, gewiß behaupten, daß der Magnet an den Wirkungen, die man sieht, Schuld ist?

K. Ja, daran kann man nicht zweifeln.

L. Ist das auch bey der obgedachten Cur so?

K. Nein. Es trifft erstlich nur äußerst selten ein, und . . . und . . .

L. Und wenn es auch manchmal eintrifft?

K. Dann ist's immer wahrscheinlicher, daß eine andere Ursache daran Schuld war.

L. Zum Exempel? Welche Ursache?

K. Das Zubinden des Schadens; oder, daß die Wunde von selbst geheilt ist.

L. Was muß aber, nach der Meynung abergläubiger Leute, Schuld und Ursache seyn?

K. Das Verbinden des Stuhlbeins.

L. Wenn nun aber die Wunde jederzeit und sichtbar schnell davon heilte?

K. Dann würde man glauben müssen, daß das Verbinden des Stuhlbeins die wahre Ursache sey.

L. So lange wir aber diese sichern Erfahrungen nicht haben: sollen wir auch daran glauben?

K. Nein, wir sollen nicht daran glauben.

L. Sagt mir einmal, wodurch kann man Bäume tragbarer machen?

K. Man gräbt sie vor Winters um und düngt sie gut.

L. Noch mehr!

K. Man haut die dürren Aeste ab und schafft die Raupennester weg.

L. Besonders muß man darauf sehen, daß der Schmetterling der sogenannten Blütenraupe im

Herbste

Herbste nicht auf die Bäume kriecht und da seine Eier legt. Wie hält man ihn davon ab?

K. Man bindet einen Streif Papier, der mit Vogelleim oder Wagenschmier bestrichen ist, unten um den Stamm.

L. Sollten diese Mittel wirklich helfen?

K. Ja.

L. Ganz natürlich! Das Auflockern der Erde macht, daß die Winterfeuchtigkeit besser eindringt; der Dünger gibt starke Nahrungssäfte und das Vertilgen der Raupen verhütet das Zernagen der Blüten. Aber wodurch suchen manche Leute am Abende vor Weihnachten sich kürzer zu helfen?

K. Sie binden ein Strohseil um jeden Baum.

L. Und dann trägt er ja gewiß etwas?

K. Ja wohl. Ein Strohseil.

L. Könnt ihr aber auch begreifen, wie der Baum von dem Strohseile fruchtbarer werden kann?

K. Das kann kein Mensch begreifen.

L. Aber die Erfahrung lehrt es doch?

K. Die Erfahrung lehrt es nicht. Manchmal trifft es freylich zu; aber nur von ungefähr.

L. Wenn nämlich die andern Bäume in der Gegend auch tragen; dann kommt freylich die Reihe auch an die mit Strohseilen umwundnen.

Woher soll aber, nach Meynung der abergläubigen Leute, die Fruchtbarkeit kommen?

K. Vom Strohseile.

L. Könnte wohl nicht das Strohseil den Bäumen sogar schädlich werden?

K. Wohl nicht schädlich; aber auch nicht nützlich.

L. Und doch getrau ich mir zu beweisen, daß der Glaube an die Strohseile den Bäumen wirklich schädlich ist. Wißt ihr wohl wie?

K. Nein.

L. Wenn jemand sich auf die Strohseile allein verläßt; wird der wohl auch die natürlichen Mittel, die ihr oben genannt habt, anwenden?

K. Nein, er wird sie nicht anwenden.

L. Und dann — ist dann der Aberglaube, von dem wir reden, nicht schädlich?

K. Ja, dann ist er schädlich.

L. Seht Kinder, und das ist gewöhnlich der Fall beym Aberglauben. Der Aberglaube schadet uns an unsrer Ehre; denn er macht uns bey gescheiden Leuten lächerlich, wo nicht gar verächtlich. Er schadet uns an unsrer Seelenruhe; denn der abergläubische dünkt sich mit sammt seinen Güthern immer nicht sicher, und wenn er durch irgend ein Unglük, das er für Wirkung der Zauberey

berey hält, heimgesucht wird: so kränkt ihn nicht nur der Verlust; sondern noch weit mehr der Gedanke, daß ihm böse Leute den Schaden zugefügt haben. Der Aberglaube macht, daß man ganz falsche Mittel zu seinen Endzwecken wählt; daß man Uebeln nicht auf die rechte Art vorbaut, und Vortheile sich nicht auf den rechten Wegen erwirbt; daß man unschuldige Leute in Verdacht hat, und Feindschaft auf sie wirft. Doch, ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle schädlichen Folgen des Aberglaubens aufzählen wollte. — Sagt mir nur, Kinder, ob ihr gemerkt habt, woraus fast aller Aberglaube in der Welt entspringt?

K. Daraus, daß die Leute sich in den Ursachen irren.

L. Oder, wie es im Kinderfreunde heißt: daß sie etwas für die Ursache einer Wirkung annehmen, die es weder ist noch seyn kann. Wer denn nun in der Ursache irrt, der irrt nothwendig auch in der Wahl der Mittel, die er zu Erreichung seines Endzwecks anwendet. Was heißt man Endzweck?

K. Das, was man zu erlangen wünscht. (Nr. 63 im 1 Theile des Kinderfr.)

L. Was nennt man Mittel?

K. Das, wodurch man etwas erlangen will.

L. Wenn eines von euch stark Kopfweh fühlte, was wünschtet ihr wohl?

K. Daß es wieder weg wäre.

L. Das wäre also der Endzweck der Mittel, die ihr dagegen gebrauchtet; Nicht wahr?

K. Ja.

L. Wenn ihr nun Mittel dagegen gebrauchen wolltet, wornach müßtet ihr zu allererst fragen?

K. (schweigen.)

L. Was wäre denn das Kopfweh? Eine Ursache, oder eine Wirkung?

K. Eine Wirkung.

L. Wornach müßtet ihr also zuerst fragen?

K. Nach der Ursache.

L. Und wo könnte diese wohl liegen?

K. Im Geblüte, oder im Magen.

L. Oder auch in einer bösartigen Schärfe, in einem Fluß, der sich in den Kopf gesetzt hat. Wenn denn nun die Ursache in Verkältung des Magens läge, was müßte man gegen den Schmerzen anwenden?

K. Man müßte etwas erwärmendes brauchen.

L. Läge sie aber in der großen Wallung und Hitze des Blutes?

K. So

K. So müßte man etwas kühlendes nehmen, oder aderlassen.

L. Wer nun in Ansehung der Ursache irrte, würde der das rechte Mittel wählen?

K. Nein, das unrechte.

L. Und würde das ihm helfen?

K. Nein.

L. Es würde wohl gar das Uebel noch ärger machen. Wer irrt nun aber am ofteſten in Ansehung der Ursachen und Mittel, der, welcher alles genau untersucht, oder der Abergläubige?

K. Der Abergläubige.

L. Darum sollt ihr euch bemühen, immer richtiger über Ursache und Wirkung, über Mittel und Endzweck denken zu lernen. Wie heißt das Verschen im Kinderfreunde, das von Mitteln und Endzwecken handelt? (Nr. 5 im 2ten Theile des Kinderfr.)

K. Weisheit richtet unsern Sinn
Auf das wahre Wohlseyn hin,
Daß wir nicht des Zwecks verfehlen,
Oder Mittel unrecht wählen.

II. Kirchen=

II.

Kirchen-Catechisation

über

das Evangelium am 8 Sonnt. nach Trinit.

(Matth. 7, 15—23.)

Ein Gleichniß aus dem Gebiete der Landwirthschaft, in allen seinen Theilen moralisch angewandt.

Lehrer. Von was handelt das Evangelium, das ihr eben gelesen habt?

Kinder. Von falschen Propheten.

L. Was versteht ihr unter Propheten?

K. Lehrer und Priester.

L. Recht! Besonders würde der Name Prophet solchen Männern beygelegt, welche zukünftige Dinge vorher sahen und sagten. Hier ist aber das Wort im weitläuftigen Sinne genommen, nach welchem es alle Religionslehrer anzeigt.

Warnt

Warnt denn aber Christus überhaupt vor allen Lehrern der Religion?

K. Nein, nur vor den falschen, die in Schafskleidern einhergehn.

L. Was heißt das: in Schafskleidern einhergehen?

K. Sich so gut wie ein Lamm anstellen.

L. Richtig, darum setzt unser Heiland noch hinzu .... Wie heißt es am Schlusse des 15ten Verses?

K. Inwendig aber sind sie reissende Wölfe.

L. Wen meynt denn nun Christus unter den falschen Propheten?

K. Die Pharisäer und Priester.

L. Ohne Zweifel hatte er diese besonders im Sinne; diese Leute ließen sich's größtentheils angelegen seyn, das Volk in der Blindheit zu erhalten, und waren daher Christo sehr feind, daß er dem gemeinen Manne die Augen öffnete. Sie verschrieen ihn als einen Ketzer und Sündergesellen auf alle mögliche Art, und suchten durch scheinheiliges Aussenwerk besser zu scheinen als er. Auf das Aussenwerk sah nun das Volk, und ließ sich häufig dadurch blenden. Deßwillen gibt unser Heiland beßre Merkmale an, an welchen man den rechtschaffnen Mann und den Scheinheiligen, den treuen Religionslehrer, dem es um Recht

und Wahrheit zu thun ist, und den falschen Wort- und Mienenmacher, der nur auf seinen Vortheil und auf seine Gemächlichkeit sieht, unterscheiden soll. Woran sollte man diese Falschen erkennen?

K. An ihren Früchten.

L. Was versteht ihr denn unter Früchten?

K. Das Thun und Lassen der Menschen.

L. Wovon ist aber die Redensart hergenommen?

K. Von Bäumen.

L. Die Menschen werden hier also mit Bäumen verglichen, und das was sie thun, mit den Früchten, die daran wachsen. Nun, sagt einmal, wenn euch jemand in einen Garten führte, und fragte euch bey einem Baume, den ihr noch nicht kenntet, ob das ein guter Baum sey oder nicht: was würdet ihr antworten?

K. Wir haben die Früchte noch nicht versucht.

L. Aber ihr sehet ja doch die Rinde, den Wuchs und die Blätter?

K. Darauf kommt es nicht allemal an. Ein Baum kann von Ansehen recht schön seyn, und seine Früchte taugen nichts.

L. Einem Menschen aber kann man's doch gleich ansehen, ob er gut oder böse ist?

K. Auch

K. Auch nicht. Mancher redet immer gottseelig, und ist doch ein Gottloser.

L. Welche Leute haben es zu den Zeiten Christi großentheils so gemacht?

K. Die Pharisäer.

L. So sagt uns auch mancher gar viel von seiner Freundschaft vor, und lobt uns ins Gesicht; Ist das aber allemal Ernst? Weißt du einen Spruch aus dem Sirach, der hieher paßt?

K. Ja. Vor dir kann er süße reden, und lobt sehr was du redest; aber hinterwärts redet er anders und verkehrt deine Worte. (Sir. 27, 26.)

L. Und wie heißt es im heutigen Evangelio von den Leuten, die nur mit dem Munde christlich sind, aber nicht mit der That?

K. Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

L. Das Seyn ist also mehr werth als der Schein. Die Früchte eines Baumes müssen über seinen Werth entscheiden und nicht die Rinde oder das Blatt. Der Vergleich, den unser Heiland im heutigen Evangelio macht, ist also sehr passend. Hört aber weiter, wie sich das Bild von Wort zu Wort anwenden läßt. Wißt ihr, woraus die Obstbäume entstehn?

K. Aus Kernen.

L. Aus welchen Kernen entstehn aber die besten Obstbäume? Aus schlechten und wilden, oder aus geschlachten?

K. Von guten Obstkernen kommen bessere Bäume als von schlechten.

L. Richtig! Das ist eine bekannte Gärtnerregel. Nun stellt euch die Bäume, von denen die Kerne genommen werden, vor, als die Aeltern, und die jungen Bäumchen die daraus wachsen, als die Kinder. Von welchen Aeltern kommen gewöhnlich die beßten Kinder?

K. Von guten Aeltern.

L. Allemal?

K. Nein, aber doch meistentheils.

L. Man hat viele Exempel, daß liederliche Aeltern, die auf dem Rabenstein ihr Leben verlohren haben, ganz kleine Kinder zurückließen; und daß diese Kinder, so viel man sich auch Mühe gab, sie gut zu erziehen, doch wieder eben so bösartig wurden als ihre hingerichteten Aeltern. Manche Kinder wurden noch in der Wiege zu Waisen, indem ihnen Vater und Mutter starben, oder davon liefen. Sie kamen also zu ihren Taufpathen, zu Verwandten, oder zu andern gutherzigen Leuten. Sie sahen nun die Unarten ihrer

Aeltern nicht, und doch bekamen sie eben die Fehler. Wie heißt daher das Sprichwort?

K. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

L. Wenn ihr also gute Aeltern habt: so könnt ihr Gott nicht genug dafür danken. Um eurer frommen Aeltern willen traut man euch auch weit eher, als den Kindern gottloser Aeltern. Wie schön ist nicht die Geschichte im Büchlein Tobiä! Als der junge Tobias zu dem alten Raguel kam und sich zu erkennen gab, fiel ihm dieser um den Hals, und küßte ihn. O, mein lieber Sohn, rief er aus, gesegnest seyst du; denn du bist eines recht frommen Mannes Sohn! So viel gutes verspricht man sich also von Kindern, wenn sie aus der Hand frommer Aeltern kommen. Haben denn aber die bösen Väter und Mütter immer böse, und die guten immer fromme Kinder?

K. Nein. Manchmal ist's umgewandt.

L. Woher kommt das wohl hauptsächlich?

K. Von der Erziehung.

L. Ich dächte aber, alle guten Aeltern erzögen auch ihre Kinder gut. —

K. Nicht immer.

L. Warum nicht immer?

K. Weil sie oft nicht wissen, wie sie's recht anfangen sollen.

L. Oder weil sie ihren Kindern zu gut sind; ihnen aus allzugroßer Zärtlichkeit alle Unarten hingehen lassen. Oder, noch eins — wo lernen die Kinder das meiste Böse?

K. Auf der Gasse und in bösen Gesellschaften.

L. Oder beym Gesinde. Wenn also die übrigens frommen Aeltern, nicht darauf sehen, daß ihre Kinder vor solchen Verführungen bewahrt werden: so mißrathen oft ihre Kinder, die sonst gewiß recht brav geworden seyn würden. Wollt ihr also künftig unzufrieden werden, wenn euch eure Aeltern nicht überall hin lassen, wo ihr gerne hin wollt?

K. Nein.

L. Schlagt auf: B. d. Weisheit 4, 12. — — Wie nun aber zuweilen brave Väter und Mütter ihre Kinder nicht gut erziehen: so trifft sich's zuweilen, daß unartige Aeltern so ziemlich auf Kinderzucht sehen; folglich kann es wohl manchmal eintreffen, daß Kinder böser Aeltern eher gedeihen, als Kinder der frommen. Samuel und Hiob waren fromme Leute, und ihre Kinder schlugen doch aus der Art. Im Ganzen genommen aber bleibt das Sprichwort dennoch wahr: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Ich fahre nun in dem Vergleiche der Menschen

mit Bäumen weiter fort: Wenn ihr eure Bäume schön und gerade ziehen wollt, dürft ihr wohl warten, bis sie groß sind?

K. Nein! zieh den Baum weil er jung ist!

L. Warum denn, weil er jung ist?

K. Weil man mit dem großen Baume meistentheils nichts mehr anfangen kann.

L. Ist denn das bey Menschen eben so?

K. Ja. Wie man einen Knaben gewöhnt weil er jung ist, so läßt er nicht davon wenn er alt wird. (Sprichw. 22, 6.)

L. Sagt mir einmal, Kinder, was thun eure Aeltern und Lehrer, wenn ihr Unarten an euch habt?

K. Sie zanken mit uns.

L. Und wenn das nicht hilft?

K. So strafen sie uns.

L. Wenn ihr aber schon 25 bis 30 Jahre alt wäret? . .

K. — — —

L. Nicht wahr, dann würdet ihr schon nicht mehr so leicht zu bändigen seyn? Freylich solltet ihr euern Aeltern niemals über den Kopf wachsen; aber leider! ist es nun einmal so, daß die erwachsenen Kinder nicht mehr unter der Zucht stehen wollen. — Noch mehr: Aus dem Kinderfreunde wißt ihr, daß die Tugend eine lange Gewohn-

heit ist, und alles in der Welt will gewohnt seyn. — Glaubt ihr wohl, daß ich so schwere Feldarbeiten verrichten könnte, als die jungen Männer, die mit mir aufgewachsen sind?

K. Nein, weil Sie's nicht von Jugend auf gewohnt haben:

L. Würde ich es denn nicht aber jezt noch gewohnen können?

K. Das würde hart gehen.

L. Seht, Kinder, wenn man sich nicht schon in der Jugend an etwas gewöhnt, so geht es immer schwer im Alter. Von Jugend auf hab' ich mich gewöhnt, nach meiner Art, mit dem Kopfe, mit der Feder und bey Büchern fleissig zu seyn, und das wird mir nicht sauer; wenn ich mir aber statt dessen die Trägheit angewöhnt hätte: so würde ich mich jezt gewaltig plagen müssen, um fleissig zu werden. Wenn ihr euch also Fehler und Untugenden angewöhnt in der Jugend: so behaltet ihr sie meistens auch im Alter; so wie ein Baum, so lang er steht, krumm bleibt, wenn er nicht in der Jugend gerade gezogen worden ist. Um euch immer besser und geschickter zu machen, schicken euch unter andern auch eure Aeltern zur Schule. Ist es denn gut für euch, daß sie das jezt thun, da ihr noch so jung seyd?

K. Ja,

K. Ja, wenn wir schon groß wären: so würden wir uns schämen.

L. Das Lernen ist zwar für keinen Menschen Schande; aber die Erwachsenen glauben doch alle, daß es Schande seyn würde, erst als erwachsener Mensch in die Schule zu gehn. Daß das aber in der Kindheit geschieht, hat einen gedoppelten Nutzen. Jezt, da ihr keine großen andern Arbeiten verrichten könnt, habt ihr die meiste Zeit dazu, und das Lernen geht euch auch leichter ein, als alten Leuten, denen meistentheils das Merken saurer wird. Wenn wir uns nun aber nichts um euch bekümmerten, und euch aufwachsen ließen wie ihr selbst wollt. Wäre das gut für euch?

K. Nein, das wäre nicht gut!

L. Warum nicht?

K. Weil wir nichts lernten, und nicht fleissig, ordentlich und fromm würden.

L. Wenn man ein junges Stämmchen, das von Natur recht gut ist, so wild aufwachsen ließe —

K. So würde es nicht schön werden.

L. Und wenn auch das wäre, was für Früchte würde es tragen?

K. Keine gute.

L. Was thut man also, um wilde Bäume dahin zu bringen, daß sie gutes Obst tragen?

K. Man belzt oder oculirt darauf.

L. Von Natur aus, ihr lieben Kinder, gleicht ihr alle solchen Bäumen, die erst veredelt werden müssen; denn wenn man euch nicht zum Guten erzöge, würdet ihr alle sehr unwissende und ungerathene Menschen werden. Durch die gute Erziehung belzt man also gleichsam auf den wilden Stamm, ein zahmes und gutes Reis. — Was hat man denn aber ausser dem Pfropfen und Oculiren noch mehr an jungen Bäumen zu thun?

K. Man muß Acht geben, daß das Reis oder Auge nicht beschädigt wird.

L. Ganz recht! So müssen auch eure Aeltern Acht geben, daß ihre Mühe und Sorgfalt, die sie auf eure Erziehung wenden, nicht fruchtlos gemacht wird, durch böse, unartige Menschen, die euch verführen. So wie es gottlose Leute gibt, die die Bäume aus Bosheit verderben; oder wie es auch solche gibt, die es aus Unüberlegtheit thun: so gibt es auch böse und unüberlegende Menschen, die andre zu Fehlern und Lastern verführen und ins Verderben stürzen; aber das meynte ich eigentlich nicht durch meine Frage. Braucht man denn außer der Sorge für das Pfropfreis gar nichts am Baum zu thun? Was macht

man

man denn, wenn Wasserreiser und andre schädliche Nebenzweige daran wachsen?

K. Man schneidet sie weg.

L. Warum denn?

K. Weil sie den guten Aesten den Saft wegnehmen.

L. Was ließe sich denn wohl an den Menschen mit den schädlichen Wasserzweigen vergleichen?

K. Die Untugend.

L. Was soll denn nun mit den Untugenden vorgenommen werden?

K. Man soll sie wegschneiden oder wegschaffen.

L. Auch dieß, liebe Kinder, thun eure Aeltern und Lehrer, und das thut auch die Obrigkeit. Ein Baum, der viel sogenannten Geiz, oder viele Wasserzweige hat, verdirbt halb darüber, und ein Mensch, der viele Untugenden in sich duldet, macht, daß die Tugenden in ihm auch allmählig zu Schanden gehn. Die Untugenden nehmen gleichsam der Tugend den Safft weg. — Welcher Baumgärtner meynt es also wohl am beßten mit seinen Bäumen: der, welcher das üppige, schädliche Gesträuche von ihnen wegschafft, oder der, welcher es stehen läßt?

K. Der

K. Der es wegschneidet.

L. Wendet das einmal auf die Erziehung an!

K. Die Aeltern meynen es auch am beßten mit uns, die uns die Unarten abgewöhnen.

L. Das glaubt ihr freylich jezt nicht allemal, liebe Kinder; aber wenn ihr einmal größer und gescheider werdet, dann dankt ihr's gewiß euren Aeltern und Lehrern, die euch in der Jugend zu ziehen gesucht haben. Jezt schon müßt ihr angewöhnt werden, gute Früchte zu bringen, und durch sie in der Welt nüzlich zu werden. Nüzt denn auch ein Baum durch seine guten Früchte?

K. O ja, recht viel. Man kann die Früchte entweder selbst essen, oder verkaufen.

L. So oft ihr also einen fruchtbringenden Baum seht, könnt ihr daran denken, daß auch ihr dem Baume gleich seyn sollt. Wie viel Freude hat nicht ein müder Mensch, oder ein jeder der Kühlung sucht, unter einem schattigten Baume! Wie mancher Lechzende erquikt sich mit seinen Früchten, und wie mancher Arme hilft sich durch das, was seine Bäume tragen, aus der Noth! Mancher Mensch macht hingegen keiner Seele Vergnügen, sondern ärgert und beschädigt nur die Leute. Bey ihm wird kein Elender gelabt, und kein Armer aus der Noth gerissen. So

ein Mensch ist doch wahrlich nicht so ehrwürdig als ein fruchtbringender Baum! — Wer unter euch Kindern hat das Lied: An einen Baum, das ihr in der Schule geschrieben habt, auswendig gelernt?

K. Ich.

L. Es wird nämlich ein Baum, der im Herbste schon seine Blätter verliert, angeredet. Wie heißt das Lied?

Kind. So wird denn deines Hauptes Zier
So bald der Zeit zum Raube!
Mein leichter Fuß rauscht unter dir
Schon in dem todten Laube!
Und was noch nicht herunter fiel,
Hängt bleich und welk, der Winde Spiel.

Mit Ehren neigst du dich zur Ruh;
Denn nutzbar war dein Leben.
Wie manche süße Frucht hast du
Freywillig mir gegeben!
Wie oft gab uns dein Schattendach
Erquickung, wenn die Sonne stach!

O wohl mir! ruft dereinst auch mich
Des Lebens Herbst zu Grabe,
Wenn ich mich trösten kann, daß ich
Viel Frucht getragen habe;
Daß ich nach Kräften jedermann
Genützt, gedient und wohlgethan!

L. Wie

L. Wie wird es euch aber einmal gehn, liebe Kinder, wenn ihr arge Früchte bringt? wenn ihr schändliche, schädliche Handlungen begeht, die nicht nur keiner Seele nützen, sondern euch selbst und euren Mitmenschen Schaden bringen? Wie heißt es im Evangelio?

K. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

L. Die Menschen werden also auch hier mit Bäumen verglichen. Was geschieht mit einem schlechten, bösartigen Baume?

K. Er wird abgehauen.

L. Haut man ihn denn sogleich ab, ohne zuerst probirt zu haben, ob man nicht gute Früchte von ihm erhalten könnte?

K. Nein — man probirt erst, ob man nicht beßre Zweige darauf setzen kann.

L. Wenn nun aber das nicht angeht — wenn kein Zweig darauf gedeiht?

K. Dann wird er abgehauen. „Haue ihn ab, was hindert er das Land?"

L. Auch Gott, ihr lieben Kinder, läßt gar viele Proben mit uns machen, ob wir nicht zu bessern, und dahin zu bringen sind, daß wir gute Früchte bringen. Wir werden z. E. als Kinder schon gelehrt, was Gut und Böse ist.

Man

Man ermahnt und warnt uns in der Kirche; Wir kommen zu vielen guten Menschen, die uns schöne Beyspiele geben; Es geht uns manchmal in Krankheiten und andern Unglüksfällen recht übel, damit wir an Gott und an unsre Schuldigkeit denken und besser werden sollen. Oder Gott läßt es uns recht wohl gehen, daß uns seine Güte zur Buße leiten soll; Wir sehen an andern, wie unglüklich die Sünde macht, und können das uns zur Warnung dienen lassen u. dergl. Sind wir aber wie die faulen bösartigen Bäume: (denn das Wort faul will so viel sagen als bösartig, an dem nichts mehr zu bessern ist,) so werden wir abgehauen. Was heißt denn das: der Mensch wird abgehauen?

K. Er wird umgebracht.

L. Also alle böse Menschen werden umgebracht?

K. Nein, nicht alle.

L. Oft geschieht es freylich, daß sehr lasterhafte Menschen, Diebe, Mörder, Mordbrenner und dergleichen, hingerichtet werden. Andere bringen sich durch ein schwelgerisches Leben, durch Sauffen und andere schändliche Dinge selbst frühzeitig ins Grab; aber das ist im heutigen Evangelio nicht gemeynt. Werden denn nicht alle Menschen, so zu sagen, abgehauen?

K. Ja, alle Menschen sterben.

L. Ich dachte, wer gute Früchte bringt, d. i. wer Gutes thut, wird nicht abgehauen.

K. Ja: aber nicht in das Feuer geworfen.

L. Also darin liegt der Unterschied zwischen dem Schicksal der guten und der bösen Menschen. Welche sollen denn in das Feuer geworfen werden?

K. Die Gottlosen, die keine guten Früchte gebracht haben.

L. Die sollen also in ein ordentliches Feuer, in einen brennenden Holzhaufen, oder in Pech und Schwefel geworfen werden?

K. Nein. Feuer zeigt nur Quaal und Unglück an, und Geister können nicht brennen wie Leiber.

L. Richtig! Das Feuer ist für unsern Körper ausserordentlich schmerzhaft, und zeigt daher bildlich auch das Unglük böser Menschen in der Hölle an. In den ältern Zeiten war das Verbrennen eine sehr gewöhnliche Strafe. Jezt ist es seltner. Weißt du noch den Ort zu nennen, wo zu den Zeiten Christi große Missethäter verbrannt wurden?

K. Das Thal Hinnom.

L. Wenn also in der Bibel, z. E. in der Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus, vom Feuer, als von der Strafe der Verdammten geredet wird: so muß man darunter überhaupt die Bestrafung verstehn. Wenn nun aber die Gottlosen nach ihrem Tode nicht brennen

nen müssen: so braucht man sich ja nicht mehr vor der Verdammniß zu fürchten?

K. Warum nicht? Wir sollen uns überhaupt hüten, daß wir nicht bestraft und unglüklich werden.

L. Gott mag uns also auf diese oder jene Art, härter oder gelinder, strafen: so ist das Jammers genug, zumal wenn man denken muß: Das alles hätte ich vermeiden — so und so glüklich hätte ich werden können! — Aber hat denn das Thun und Lassen, so gar viel zu bedeuten, daß man ohne gute Frucht gar nicht in den Himmel kommen kann? Man kann ja auf dem Sterbebette noch fleißig beten, und seine Zuflucht zu Christo nehmen.

K. Es könnte seyn, daß wir plözlich stürben, und gar nicht zu beten mehr im Stande wären.

L. Gesezt aber, wir stürben nicht so plözlich, und könnten also noch viel beten, und sogar das Nachtmahl empfangen?

K. Das Beten und Nachtmahlgehen hilft allein nichts. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr! Herr! in den Himmel kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

L. Daß das Gebet und das heil. Nachtmahl nicht die Frömmigkeit selbst, sondern nur Mittel zum Besserwerden sind, und folglich gar keinen Werth haben, wenn nicht die Früchte dazu kommen, das habt ihr schon oft gehört, und das nämliche sagt auch die Bibel: (Jac. 2, 16. 24. Röm. 2, 6. Offenb. Joh. 22, 12. Matth. 25, 35—42. Wenn nun aber ein Mensch das Gute einmal versäumt hat; kann er im hohen Alter oder auf dem Krankenbette wohl das Versäumte nachholen?

K. Nein, dann ist es zu spät.

L. Kann man überhaupt das Versäumte wieder ganz einbringen?

K. Nein.

L. Wenn ein Baum 40 Jahre lang nichts trüge, und erst in den lezten 5 — 6 Jahren anfienge Früchte zu tragen, könnte der wohl dadurch alles einbringen, was er versäumt hat?

K. Nein.

L. Wenn er aber in den lezten Jahren desto mehr brächte?

K. So könnte er es doch nicht nachholen, weil er in der vorigen Zeit viel hätte tragen können, und die lezten Jahre doch auch.

L. Seht! Das Versäumte läßt sich also, im eigentlichen Verstande nicht gut machen. Vielleicht

leicht aber kann man es durch die Busgebete?

K. Nein!

L. Was sagt Johannes von der Buße? Schlagt auf: Matth. 3, 8.

K. Thut rechtschaffne Früchte der Buße!

L. Also ist keine Gnade mehr für solche Leute, die ihre Fehler erst auf dem Sterbebette bereuen?

K. Vielleicht doch; wenn ihre Reue ernstlich ist.

L. Sind denn nicht die meisten Menschen recht busfertig auf dem Krankenbette?

K. Ja, sie versprechen fast alle, daß sie künftig recht fromm werden wollen.

L. Und wenn sie wieder gesund sind?

K. Fangen sie's wieder beym Alten an.

L. Ja, lieben Kinder, die Buße vor Todesangst, oder die Galgenbuße, wie ich sie nennen möchte, taugt meistentheils nichts. Sollten denn aber die Leute, die sich so reumüthig einfinden, und so viel Gutes vor Todesangst versprechen, sollten die sich wohl nur so verstellen?

K. Nein, es ist ihr Ernst; aber sie werden gar bald wieder andern Sinnes.

L. Merkt also, Kinder, die Leute, die sich nicht bekehren, so lange sie gesund sind, bessern

sich selten, äusserst selten, auf dem Krankenbette. So wurde manchem unter dem Galgen das Leben geschenkt, weil er sich so gut anstellte; er kam in Freyheit, und stahl nach wie vor. Wissen wir denn also nicht, welche Buße ernstlich ist?

K. Nein; aber Gott weiß es.

L. Weiß denn Gott auch, was die bösen Menschen, die sich auf dem Sterbebette so gut anstellen, thun würden, wenn er sie wieder gesund werden ließe?

K. Ja, Gott ist allwissend.

L. Wenn also der Herr über Leben und Tod einen Sünder sterben läßt; so wird er ihn ohne Zweifel nicht nach seinen Bußgebeten, sondern darnach richten, ob er sich, wenn er ihn hätte länger leben lassen, würde gebessert haben oder nicht. Ihr seht also: daß es auch hier noch aufs Thun ankommt, indem Gott den ernstlichen Willen für die That annimmt. Das ist aber immer eine sehr gefährliche Sache. Spare also deine Buße nicht ꝛc. (Sir. 18, 22.) Und ihr, ihr Kinder, fangt recht frühzeitig an, fromm zu werden. Gedenket an euern Schöpfer in der Jugend ꝛc. Wer früh anfängt, der kann immer mehr ausrichten und hat nicht so viel einzubringen (wiewohl man eigentlich das Versäumte gar nicht nachholen kann, wie ich euch eben erklärt habe,)

als der, welcher erst spät ans Geschäfte der Besserung geht. Wer viel in einem Tage arbeiten will, was muß der thun?

K. Er muß früh anfangen und fleißig seyn bis an den Abend.

L. Eure Jugend, liebe Kinder, ist gleichsam der Morgen; die männlichen Jahre sind der Mittag, und das Alter ist der Abend des Lebens. Fangt also schon am Morgen an Gutes zu thun. Wer weiß ob ihr's am Abend noch könnt. Dient dem Herrn in der Wahrheit, und haltet euch zu ihm rechtschaffen. Thut, was er geboten hat, fürchtet Gott allezeit und traut ihm von ganzem Herzen: so wird es euch wohl gehen in Zeit und Ewigkeit. Amen!

III.

Schul-Catechisation

über

die Baumzucht.

Veranlaßt durch Rochow's Kinderfreund. Nr. 6 im 1 Th. der fränk. Ausg.

„Die Apfelkerne.

„Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset, und wollte so eben auch die sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester! wenn du wüßtest, was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit auf!"

Marie. Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Cantor spricht: „wenn man die Kerne im Herbst oder Frühling in die Erde säet, so kann aus jedem Kerne mit der Zeit ein

Baum

Baum werden, der viel schöne Früchte trägt. Da aber die Bäume nicht über Nacht wachsen, sondern wohl Zeit haben wollen: so muß man recht frühzeitig anfangeu, dergleichen zu ziehen."

Da giengen die Kinder sogleich in den Garten, gruben ein Beet herum, und säeten alle Kerne, die sie den Herbst über aufsparten, hinein. Im folgenden Jahre wuchsen die kleinen Bäumchen haufenweise hervor. Fritz zog nun die überflüßigen heraus, damit sie nicht allzu hart beysammen standen, und Marie hielt das Beet von allem Unkraut rein. Nun lernte Fritz von einem Gärtner das Belzen und Oculiren, und unter andern auch das sogenannte englische Belzen. Er schnitt nämlich die Stämmchen, wenn sie kaum so dick waren als der kleine Finger eines Kindes, gerade herüber ab, und machte quer durch den Kern einen zolltiefen Spalt, wie man ihn macht, wenn man einen Keil einschlagen will. Nun schnitt er sein Belzreis keilförmig, das heißt, er schnitt allenfalls Daumensbreit auf zwey Seiten das Reis so zu, daß es unten scharf wie ein Meissel wurde; dabey aber nahm er sich sehr in Acht, daß er neben herab die Schale nicht ablöfete. Jezt steckte er das Reis in sein Stämmchen, band es fest mit Bast oder Bindfaden zu, und verwahrte es mit Baumwachs, daß die Luft nicht zukommen konnte.

Diese Art, auf den Kern zu belzen, zog er jeder andern Weise bey jungen Bäumen vor, weil hier die Reiser am frühesten aufgesezt werden können, am leichtesten gedeihen, am schönsten beym Schnitte verheilen, und am schnellesten fortschlagen. Nach ein paar Jahren versezte er die gebelzten Stämmchen auf den Güthern seines Vaters in sehr weite Gruben, damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten, und band die Bäumchen an Stäbe, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen. Am liebsten versezte er im Herbste; aber dann machte er's nicht wie manche, die die Aeste sogleich beym Setzen im Herbste schon abstutzen. Erst im Frühlinge schnitt er den überflüßigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet. Kurz, Fritz bekam eine ungemein große Freude zur Baumzucht, und was er anfieng, gerieth ihm wohl. Da nun Fritz und Marie größer wurden, ärnteten sie fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie einst Aepfel pflükten, da sagte Fritz zu Marien: Ey war's nicht gut, daß du die Kerne damals nicht aufaßest? Ja wohl! sagte Marie. Aber wie gut war es, daß du in die Schule giengst, und solche gute Sachen lernteſt!

Ein guter Rath ist Goldes werth. Str. 40,25.
Achte nichts geringe, das nüzlich ist!

L. Worüber reden Marie und ihr Bruder Fritz in der Erzählung, die ihr eben gelesen habt?

K. Ueber die Baumzucht.

L. Was that denn eben Marie, als Fritze das Gespräch mit ihr anfieng?

K. Sie wollte eben die Kerne eines Apfels essen.

L. Wozu, meynte Fritz, daß die Kerne besser angewandt werden könnten?

K. Zum Ausstecken.

L. Wer hatte denn Fritzen auf diese beßre Verwendung der Kerne aufmerksam gemacht?

K. Der Herr Schullehrer.

L. Was hatte denn der seinen Kindern gerathen?

K. Daß sie die Kerne aufsparen und säen sollten.

L. Warum denn erst säen? Gibts denn nicht im Walde genug sogenannte Wildstämme, die man herausgraben und setzen kann?

K. Ja; aber von guten Kernen sind sie besser.

L. Wißt ihr auch ein Mittel, durch welches man aus den Kernen des guten Obstes recht

genießbare Früchte ziehen kann, ohne sie zu belzen oder zu oculiren?

K. Nein.

L. Das Mittel wußten wohl die zwey Geschwistere im Kinderfreunde auch noch nicht, sonst würden sie nicht nur die Kerne, sondern das ganze Obst und zwar das schönste und reifste gesteckt haben. Ihr wißt, daß manche Kerne, z. E. von Zwetschgen, Pflaumen, Abrikosen und Pfirsigen so selten aufgehn. Woher kommt das wohl?

K. Daß man blos die Kerne steckt. Man sollte die Früchte ganz stecken.

L. Richtig. Das Fleisch oder die zarte Frucht, in welcher die Kerne liegen, ist der feinste und beßte Nahrungssaft für die jungen Keime. Der Kern springt in diesem Safte lieber auf, der Keim wurzelt lieber, und hat im Anfange gesündere Nahrung, als die Erde gibt. Wie einem kleinen Kinde die Muttermilch zuträglicher ist, als alles andre, so ist auch dem Kerne die Nahrung am zuträglichsten, die er aus dem Obste selbst zieht. Nun haben Baumgärtner die Erfahrung gemacht, daß alles Obst, auch Aepfel und Birnen, schöner wachsen und beßre Früchte tragen, wenn man sie mit dem Fleische steckt, als wenn man aus Sparsamkeit blos die Kerne nimmt. Wie sollten demnach

nach alle Leute ihre Bäume ziehen? Sollten sie blos die Kerne stecken?

K. Nein. Auch das Fleisch.

L. Um welche Jahrszeit thut man das?

K. Im Herbste.

L. Wenn man aber das ganze Obst steckt: kommen dann nicht die Stämmchen zu dicht an einander?

K. Ja. Der Apfel, den Marie essen wollte, hat sechs Kerne gehabt.

L. Und diese sind alle in dem kleinen Kerngehäuse; folglich kommen sie zu nahe zusammen. Was hat man also da zu thun?

K. Man muß die überflüssigen heraus reissen.

L. Nicht heraus reissen, sondern sehr vorsichtig herausziehen, wenn sie einmal etwa so lang, als eine Spanne, herangewachsen sind. Man wählt nämlich das schönste Stämmchen zum Stehenbleiben; die schlechtern aber zieht man daneben aus und setzt sie an einen andern Ort. Warum soll man diese aber sehr vorsichtig ausziehen?

K. Damit man nicht auch die heraus reißt, welche stehn bleiben sollen.

L. Wenn nun aber die jungen Stämmchen gut fortwachsen sollen, was muß man an dem Beete thun, auf welchem sie stehn? Was that Marie?

K. „Ma:

K. „Marie hielt das Beet von allem Unkraute rein.“

L. Und was wird wohl Fritze gethan haben, wenn die Stämmchen etwa zu viel Nebenzweige hatten?

K. Er wird sie weggeschnitten haben.

L. Und wenn eines nicht schön gerade wuchs?

K. So wird er es an einen Pfahl gerade gebunden haben.

L. Wenn man aber auch das alles beobachtet, was wir bisher gesagt haben, wächst darum ganz gutes Obst an den Bäumen, wenn sie gros werden?

K. Nein.

L. Bäume, die man von Jugend auf so behandelt, tragen allerdings, ohne weitere Kunst, schon ziemlich gutes Obst; aber um von ihnen recht gutes zu bekommen, muß noch etwas mehr geschehn. Was hat Fritze von einem Gärtner gelernt?

K. Das Belzen und Okuliren.

L. Man hat verschiedene Arten zu belzen oder zu pfropfen. Die bey uns gewöhnliche, da man nämlich die Reiser auf der einen Seite, hart an einem Auge, bis auf die Mitte einschneidet und herunter spält't, und dann in die aufgestochne

Rinde

Rinde des Baumes schiebt, ist allerdings sehr gut. Habt ihr es schon gesehen?

K. Ja.

L. Aber diese Manier, Reiser aufzusetzen, thut bey ganz jungen Stämmchen nicht gut; diese müssen entweder okulirt, oder auf die Art gebelzt werden, wie es Fritze machte. Zwar gibt es noch andre Arten; ich aber halte diese, von der ihr gelesen habt, selbst für die beßte. Wie machte es denn Fritze?

K. (lies't.) Er schnitt die Stämmchen, wenn sie kaum so dick waren als der Finger eines Kindes, gerade herüber ab, und machte durch den Kern einen zolltiefen Spalt, wie man ihn macht, wenn man einen Keil einschlagen will. Nun schnitt er sein Belzreis keilförmig, das heißt, er schnitt allenfalls Daumensbreit auf zwey Seiten das Reis so zu, daß es unten scharf wie ein Meissel wurde; dabey aber nahm er sich sehr in Acht, daß er neben herab die Schale nicht ablöste. Jezt steckte er das Reis in sein Stämmchen, band es fest mit Bast zu und verwahrte es mit Baumwachs, daß die Luft nicht zukommen konnte.

L. Richtig. Bey dieser Art zu belzen dürft ihr aber nicht vergessen, daß das Pfropfreis eben so dick seyn muß als das Stämmchen. Ist das Stämmchen dicker: so schneidet man die Reiser

an

an der einen Seite schärfer als an der andern, und schiebt sie so in das gespältete Stämmchen, daß die Rinde des Zweigs den man aufsetzt, nur auf der Einen Seite an die Rinde des Bäumchens sich anschließt. Doch, das muß durchs Sehen und Probiren gelernt werden! — Wie lange braucht es aber wohl Zeit, bis ein Baum tragbar wird?

K. Wohl zehn bis zwölf Jahre.

L. Wohl auch noch länger, je nachdem es ein Baum ist, und je nachdem das Erdreich beschaffen ist, in welchem er steht. Unter 16—18 Jahren wird selten ein Apfel- oder Birnbaum so tragbar, daß man etwas beträchtliches von ihm erhält. — Ehe ihr Kinder einmal eure eigene Wirthschaft anfangen könnt, werden wohl fast eben so viel Jahre hingehn. Dann seyd ihr beyläufig 26—28 Jahre alt. Wenn ihr dann erst anfangt Birn- und Aepfelbäume zu säen — wie lange müßt ihr noch auf die Frucht warten?

K. Sechzehn bis achtzehn Jahre.

L. Und wie alt seyd ihr dann?

K. Wohl in den Vierzigern.

L. Da kommt ihr wirklich spät zum Genuß, und dürft gar noch froh seyn, wenn ihr nicht noch länger warten müßt. Wie müßtet ihr es also

wohl anfangen, um frühe gutes Obst, das ihr selber gepflanzt habt, zu bekommen?

K. Wir müßten jezt schon anfangen schöne Bäume zu ziehen.

L. Wie sagte deßwillen der brave Schullehrer in der Erzählung, die ihr gelesen habt, zu seinen Kindern?

K. „Da die Bäume nicht über Nacht wachsen, sondern wohl Zeit haben wollen: so muß man recht frühzeitig anfangen dergleichen zu ziehen."

L. Thaten denn das auch Fritz und Marie?

K. Ja.

L. Wer aber Bäume pflanzen will, der muß ja auch Feld besitzen, wohin er sie setzen kann. Haben denn auch Kinder schon eigenthümliche Güther?

K. Nein. Fritz und Marie seztеn ihre Bäume auf die Güther ihres Vaters.

L. Und wer wird wohl einmal diese Güther geerbt haben?

K. Die Kinder, nämlich Fritz und Marie.

L. Möchtet ihr es wohl auch so machen wie sie?

K. O ja!

L. Um was wollt ihr also eure Aeltern bitten?

K. Daß wir auch, wie Fritz und seine Schwester, eine Baumschule anlegen und die Bäume auf das Land setzen dürfen.

L. Wenn

L. Wenn ich ein Landmann wäre und Knaben hätte: so würde ich es so machen: Ich wies einem jeden von meinen Söhnen, so bald sie einmal 8 — 10 Jahre alt wären, ein brauchbares Stück Land an. Seht, Kinder, würde ich sagen, ich gebe hiemit einem jeden von euch einen Acker, auf dem ihr Bäume pflanzen könnt, und in dem Garten oder Weinberge lasse ich euch Platz, hübsche Bäume zu ziehn. Folgt ihr mir nun: so sollt ihr, so lange ihr bey mir seyd, den Nutzen haben, den eure Bäume abwerfen, und wenn ihr einmal eure eigene Haushaltung anfangt: so soll jeder von euch den Acker eigenthümlich bekommen, den er mit Bäumen besezt hat. — Würde euch das wohl freuen?

K. O ja, das würde uns freuen!

L. Wenn nun aber eure Aeltern nicht selbst auf den Einfall kommen? was wollt ihr thun?

K. Wir wollen sie darum bitten.

L. Und das wird gewiß helfen! Aber was müßt ihr dann lernen, wenn ihr die jungen Bäume recht behandeln wollt?

K. Das Belzen und Okuliren und das Versetzen.

L. Auch wie man Bäume beschneiden und sonst behandeln muß. Wo lernte das Fritze?

K. Bey einem Gärtner.

L. Muß der Mann, bey dem man es lernt, eben ein Gärtner seyn?

K. Nein;

K. Nein; aber er muß mit Bäumen gut umgehen können.

L. Und solcher Leute gibt es gar viel bey uns. — Wie machte es denn Fritze, da die Bäumchen, die er selbst gezogen hatte, groß genug wurden zum Versetzen?

K. (lies't) Er versezte die gebelzten Stämmchen auf den Güthern seines Vaters in sehr weite Gruben, damit die Würzeln sich leichter ausbreiten konnten, und band die Bäumchen an Stäbe, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen. Am liebsten versezte er im Herbste; aber dann machte er's nicht wie Manche, die die Aeste sogleich beym Setzen im Herbste schon abstuzen. Erst im Frühlinge schnitt er den überflüssigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet.

L. Wie waren die Gruben beschaffen, in die er seine Bäume sezte?

K. Sie waren weit.

L. Warum gab er sich aber die Mühe, die Gruben so weit und tief zu machen?

K. Damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten.

L. Merkt euch das. Die meisten Leute sparen beym Baumsetzen die Mühe; dafür aber bekommen

auch die Bäume, die in so enge und seichte Gruben gesezt werden, selten ein rechtes Wachsthum, es müßte denn der Boden an und für sich ausserordentlich gut seyn. Wo Küppergrund und sonst sehr harter Boden ist, da muß man die Gruben schlechterdings weit und tief machen, damit doch der Baum in den ersten Jahren, eh er erstarkt, leichter fortwurzeln kann. Was that nun Fritze weiter, wenn seine Bäumchen in diese weiten Gruben gesezt waren?

K. „Er band sie an Stäbe fest, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen."

L. Um welche Zeit versezte er am liebsten?

K. Im Herbste.

L. Warum am liebsten im Herbste?

K. Weil es im Frühlinge oft so dürre wird, daß die frisch gesezten Bäume nicht fortschlagen.

L. Und wie machte ers dann? Hieb er sogleich die Aeste der zu setzenden Bäume ab?

K. Nein. „Erst im Frühlinge schnitt er den überflüssigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet."

L. Warum haut man denn gewöhnlich das Gesträuch an den Sezlingen ab?

K. Weil die Wurzeln nicht alles Gesträuch frisch erhalten können.

L. Richtig! Die Wurzeln sollen von Rechtswegen weiter sich ausbreiten als die Aeste. Da nun die Wurzeln beym Ausgraben zu sehr abgestuzt werden: (wiewohl man so viel Wurzelwerk zu erhalten suchen muß, als möglich ist,) so muß man auch die Aeste verkürzen. Ist es aber gut, wenn man alle Aestchen des jungen Baumes wegnimmt, und gar keine Treibaugen stehen läßt, wie es manche Leute machen?

K. Nein, es ist nicht gut. Die Bäume verderben dann gerne.

L. Da nun Fritze so vorsichtig zu Werke gieng, geriethen ihm auch seine Bäume?

K. Ja. „Was er anfieng das gerieth."

L. Und was einem wohl geräth, thut man das gerne?

K. Ja. „Fritz bekam eine ungemein große Freude zur Baumzucht."

L. Und da er größer wurde, was bekam er da von seinen Bäumen?

K. „Er bekam jährlich eine Menge schöner Früchte."

L. Freute ihn das wohl? Was sagten da Fritz und Marie zu einander?

K. „Ey! wars nicht gut, daß du die Kerne damals nicht anfaßest? sagte Fritz; und Marie

sagte: aber wie gut war es, daß du in die Schule giengst und solche gute Sachen lerntest!"

L. Der Rath war ihm also sehr nüzlich, den er von seinem Herrn Schullehrer erhielt. Was sagt Sirach vom Werthe eines guten Raths? Schlagt auf Sir. 40, 25.

K. „Gold und Silber erhalten einen Mann; aber vielmehr ein guter Rath."

L. Trug denn die Befolgung des guten Raths unserm Fritz auch Gold und Silber ein? Was wird von ihm Nr. 9 im Kinderfreunde erzählt?

K. Er bekam durch eine Krankheit einen Schaden, der ihn an schweren Feldarbeiten hinderte, und da half er sich mit der Baumzucht.

L. Und da ein neuer und verständiger Schulze ins Dorf kam, was geschah da weiter?

K. „Dieser brachte es dahin, daß alle Gemeinplätze mit allerley Bäumen besezt wurden. Zu dem Ende mußte Fritz eine öffentliche Baumschule zum Beßten der Gemeine anlegen, wozu man ihm einen schicklichen Platz anwies und einzäunte. Die gebelzten und okulirten Bäume, die Fritz schon vorräthig hatte, kaufte man ihm sogleich ab, und gab ihm dann aus der Gemeinkasse jährlich etwas an Getreid, Geld und Ackerland, wofür er die Baumschule in Ordnung halten, mit Beyhülfe etlicher Handfröhner die Bäume Reihenweise setzen, anbinden, des Winters mit Stroh verwahren, und die großen Bäume, die schon vor seiner Zeit da standen, ausputzen mußte. Dabey hatte denn Fritz sein ehrliches Auskommen mit Weib und Kindern.

L. Seht! Solche Baumschulen sollten in allen

allen Dörfern auf öffentliche Kosten angelegt werden. Lernt aber auch an Fritzen, wie nüzlich es ist, wenn man was gutes gelernt hat. Als Fritze sich zuerst auf die Baumzucht verlegte, dachte er wohl nicht, daß er sich fast alleine davon nähren würde. Jenem Bauer im Kinderfreunde, (Nr. 59 im 2ten Theil) der seines Gartens so fleißig wartete, wurde durch etliche Borsterapfelbäume allein aus der Noth geholfen, als er an seinem Vieh so großen Schaden gelitten hatte. Wenn ich euch nun aber rathe, schon jezt gute Bäume zu pflanzen, damit ihr den Nutzen davon noch selbst und in euern beßten Jahren genießen könnt: will ich euch denn damit die Fehler angewöhnen, nur allein für Euch und nicht auch für die Nachkommen zu sorgen?

K. Nein, auch für die Nachkommen muß man sorgen.

L. Les't Nr. 19 im 2ten Theile des Kinderfreunds.

K. (lies't.) „Wenn Wilhelm einen Obststamm belzte: so sezte er gemeiniglich einen Zweig Borsdorfer darauf. Einst besuchte ihn sein Nachbar Hans, fand ihn bey dieser Arbeit, und tadelte ihn deßwillen. Ei, Gevatter, sprach er, warum ahmt ihr nicht lieber Pfropfreiser von andern Aepfelarten die eher tragen? Das könnt ihr noch erleben, aber die Borsdorfer tragen vielleicht in 20 Jahren noch nicht recht viel Obst.

Aber wenn diese denn doch einmal tragen, antwortete Wilhelm, dann haben auch meine Nachkommen auf lange Zeit desto reichlichern Vortheil."

IV.

Catechisation

über

die Neigung der Jugend, fremde Güther zu beschädigen.

Veranlaßt durch Nr. 15 im 1 Theile des Rochowschen Kinderfreunds.

„Der Baumverderber.

„Hans that gerne unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmide holte und unter Wegs einen jungen Baum sah: so machte er sich daran und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfes hatte zwey Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen lassen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange auflauern, bis Hans dabey betroffen wurde. Er wurde empfindlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: Ich habe nicht allein Schaden gethan. Andre haben auch Bäume beschädigt. Darauf antwortete der Herr: Aber dich haben wir bey Beschädigung der Bäume angetroffen, und die andern nicht.

Hast

Hast du Andre gesehen, welche die Bäume beschädigten: so hättest du es angeben, aber nicht nachmachen müssen."

Um solcher bösen Buben willen bleiben viel nüzliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.

Hütet euch, bösen oder thörichten Leuten nachzuahmen, sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene schon zuvor gethan hatten. Sprichw. 24, 1.

Mose gebot sogar den Kriegsleuten, daß sie in Feindesland die Fruchtbäume nicht beschädigen sollten. 5 Mos. 20, 19.

L. Was that der unartige Hans in der eben gelesenen Erzählung?

K. Wenn er von der Schmide heimgieng: so probirte er an den Bäumen seine Pflugeisen, ob sie scharf wären.

L. Wer hatte denn die Bäume setzen lassen, an denen er die Eisen probirte?

K. Der gnädige Herr.

L. Was hatte denn Hans gegen seinen Herrn, daß er ihm die Bäume verdarb? War er vielleicht einmal von ihm gestraft worden, daß er sich nun rächen wollte?

K. Nein. Er that eben gern unnütze Dinge und wollte nur die Pflugeisen probiren.

L. Was war also der Grund von dem Fehler den er begangen hat: Bosheit? oder Leichtsinn und Muthwille?

K. Leichtsinn und Muthwille.

L. So war ja Hans nicht straffällig, wenn er's nicht aus Bosheit that?

K. Der Muthwille muß auch bestraft werden.

L. Möchtet ihr euch wohl gerne von einem muthwilligen Knaben einen Stein an den Kopf werfen lassen?

K. Nein.

L. Aber wenn der junge nur aus Muthwillen und Unüberlegtheit nach euch geworfen hätte, ohne eine böse Absicht zu haben?

K. Er soll uns auch nicht aus Muthwillen beschädigen.

L. Ueber dem Werfen fällt mir eine Frage bey: Sagt mir, Kinder, was wollt ihr wohl euern Cameraden zeigen, oder selbst probiren, wenn ihr über hohe Häuser werft, oder einen Stein in die Wette schleudert?

K. Wie stark wir sind.

L. Und das ist bey jungen Leuten gar oft auch in andern Dingen der Fall. Es geht z. E. ein junger Mensch mit einem Beile durch die Markung: Nach was gelüstet's ihn da meistens?

K. Er möchte gern probiren, wie scharf das Beil ist.

L. Das könnte er am besten erfahren, wenn er die Schärfe befühlte. Wenn er also damit in einen Zaun, oder in ein Geländer, in einen Baum, oder in sonst etwas hauet, was wird er wohl noch weiter dabey probiren wollen?

K. Wie stark er ist und wie tief er hauen kann.

L. Richtig! Junge Leute im Wachsthum, oder in der beßten Stärke ihrer Kraft, suchen allerley Gelegenheiten, Proben davon zu machen oder zu geben. — Ist das denn unrecht, wenn man seine Kräfte übt?

K. Nein, es ist nicht unrecht; aber man muß

nicht andern Leuten damit schaden. Man kann sie auf eine nüzliche Art probiren.

L. Glaubt ihr aber, l. Kinder, daß die jungen Leute nur allein in der Absicht fremde Sachen beschädigen, um ihre Stärke zu versuchen?

K. Nein, sie thun es auch oft aus Bosheit.

L. Und gar zu oft ist beydes beysammen: Muthwille und Bosheit. — Sind denn die jungen Taugenichtse den Leuten, deren Güther sie beschädigen, allemal feind?

K. Nein.

L. Und doch freuen sie sich, ihnen Schaden zu thun?

K. Es kann seyn.

L. Ja wohl freuen sich manche. Sie denken sich mit Vergnügen, wie der beschädigte Eigenthümer zanken und lärmen wird, wenn er den Muthwillen wahrnimmt; wie er's bald diesem bald jenem zeihen, und den Thäter doch nicht errathen wird. Zuweilen ist's aber wirkliche Rachsucht. Was thun manche Bösewichte, wenn sie sich von jemand beleidigt dünken?

K. Sie verderben ihm etwas.

L. So haben wir also schon zwey Ursachen der so gewöhnlichen Beschädigung fremder Güther: 1. den Muthwillen und, was damit gewöhnlich verbunden ist, das Verlangen, seine Kraft zu probiren. 2. Bosheit oder Rachsucht. Glaubt ihr aber, daß auch 3tens die Bequemlichkeit solche Beschädigungen veranlassen kann?

K. Ja.

L. Warum gehn, reiten und fahren manche Leute über das besaamte Feld, über grünende Wiesen und andre Güther? Warum bleiben sie nicht auf dem Wege?

K. Weil es ihnen da zu kothig ist.

L. Oder weil sie queer über Aecker und Wiesen einen nähern Weg machen wollen. Sie reissen Zäune, Dornen und Pfandzeichen, die ihnen in den Weg gesteckt sind, aus, brechen durch Hecken und Geländer, und fragen gar nicht darnach, wie viel Schaden sie anrichten. Wenn nun Einer einmal Bahn gemacht hat: was thun viele Andre, die nach ihm kommen?

K. Sie gehn und fahren eben den Weg.

L. So ein sündlich-bequemer Mensch verleitet also auch Andre zu eben dem Fehler, den er selbst begeht. — Ich komme nun auf den vierten Beweggrund zu Beschädigungen und Freveln. Was thun manche böse Jungen, wenn sie vor einen Baum kommen, an dem schöne Früchte sind.

K. Sie werfen darnach oder steigen hinauf und stehlen sie.

L. Was thun manche Gräserinnen, um eine schönere Bürde Gras zu bekommen, als sie auf ihrem eigenen Felde finden?

K. Sie stehlen das Gras.

L. Was thut manchmal ein gottloser Bauersmann, wenn er einen Acker pflügt, der an fremde Felder stößt, die nicht versteint sind?

K. Er pflügt dem andern etwas weg.

L. Was ist denn nun hier der Beweggrund: Muthwille, Bosheit, Bequemlichkeit oder Habsucht?

K. Die Habsucht.

L. Und beym Obste besonders die Art von Habsucht, die man Näscherey nennt. — Wenn nun jemand auf Bäume wirft, um etliche Aepfel oder Birnen zu bekommen, ist der Diebstahl den er begeht, der einzige Schaden, den er anrichtet?

K. Nein,

K. Nein, er verdirbt auch den Baum, weil er die Zweige zerwirft.

L. Und wenn jemand auf einen Baum steigt um Obst zu stehlen, schont der wohl des Baumes?

K. Nein.

L. Warum nicht?

K. Weil er sich schickt, und Sorge hat, daß ihn jemand darüber antreffen möchte.

L. So ist denn der Schade, den solche böse Jungen den Bäumen zufügen, weit ärger als der Diebstahl den sie begehn. — Indeß verlassen sie sich darauf, daß ihre losen Streiche nicht sollen entdeckt werden. Verließ sich wohl Hans auch darauf?

K. Ja; aber er wurde doch darüber angetroffen, als er die Bäume beschädigte.

L. Und was geschah ihm?

K. „Er wurde empfindlich gestraft und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen."

L. Wenn nun aber etliche Bäume ganz verdorben waren, konnte er sie wohl mit einem zehnjährigen Lohn wieder herstellen? Konnte er mit seinem Gelde machen, daß die frisch gesetzten Bäume gleich wieder so schön und tragbar da standen, als diejenigen waren, die er verdorben hatte?

K. Nein, das konnte er mit Geld nicht machen.

L. Und gleichwohl meynte er, daß ihm mit der Strafe zu viel geschehe. Womit suchte er sich zu entschuldigen?

K. Er sagte: „ich habe nicht allein Schaden gethan; andre haben auch Bäume beschädigt."

L. Was antwortete ihm aber der gnädige Herr?

K. „Aber dich haben wir bey Beschädigung

der

der Bäume angetroffen und die andern nicht. Hast du andre gesehen, welche die Bäume beschädigten: so hättest du es angeben, aber nicht nachmachen müssen."

L. Die Entschuldigung war also nichts werth, und gleichwohl ist sie so gemein! Wer wird wohl einen Dieb oder Mörder frey lassen, der sich damit entschuldigte, daß schon hundert Andere vor ihm auch gestohlen und gemordet hätten? — Wie soll man sich also fragen, so oft man etwas thut oder unterläßt? Wie heißt der Grundsatz, den ich euch so oft schon eingeprägt habe?

K. Ob es gut wäre, wenn alle Menschen in der Welt so dächten und handelten.

L. Wenn nun alle Leute die Güther ihrer Nebenmenschen beschädigen wollten — was würde daraus folgen?

K. Daß nichts in der Welt mehr sicher wäre.

L. Wer also sagen wollte: da nicht Alle so denken und handeln: so geht darum die Welt nicht zu Grunde, wenn ich manchmal so einen Streich mache, — der käme mir gerade so vor, wie wenn er sagte: Da es so viel brave Leute auf der Welt gibt: so will eben ich ein Böswicht seyn. — Wollt ihr wohl so denken und thun?

K. Nein, das wollen wir nicht!

L. Wollt ihr aber die Beschädigung fremder Güther blos aus Furcht vor der Strafe unterlassen, oder aus Liebe zu eurem Nächsten?

K. Aus Liebe zu unserm Nächsten.

L. Wer ist denn euer Nächster?

K. Jeder Mensch, er mag Feind oder Freund seyn.

L. Gewiß würden die schändlichen Menschen, welche

welche fremde Güther beschädigen, die Sünde nicht begehn, wenn sie die übeln Folgen bedächten. Wie heißt es am Schlusse der Erzählung im Kinderfreunde?

K. „Um solcher bösen Buben willen bleiben viele nüzliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten."

L. Warum verreden fast manche Leute das Baumsetzen?

K. Weil ihnen das Obst gestohlen wird.

L. Oder weil ihnen die frischgesezten Bäume von Menschen oder Vieh verdorben werden. Ach, sagen sie, was hilft mich all meine Mühe? Von zehn Stämmen bringe ich kaum Einen davon, und tragbare Bäume machen mir mehr Verdruß als Freude, weil ich das Obst entweder unreif herabnehmen, oder halb stehlen lassen muß. Mit Recht sagt daher Salomo: (Pred. Sal. 9, 18.) Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes! Denkt einmal, wie viel Schönes und Nüzliches zu Stande käme, wenn die häßliche Verderbsucht nicht wäre! So aber hat man fast Noth, für alle Habseligkeiten eine Schildwache zu halten. Wer Dinge, die ihm Fleiß und Mühe kosten, öfters verdorben sieht, der verliert allmählig die Lust dazu. Mit Recht sagt daher der Kinderfreund: „Um der bösen Buben willen bleiben viele nüzliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten." Wie heißt es weiter in den Denkreimen eben des Buchs, von denen, die andrer Leute Freuden stören?

K. Wer eines Menschen Freude stört,
Der Mensch ist keiner Freude werth!

L. Wie gefiel es euch wohl, ihr Kinder, als ihr noch kleiner wart, wenn euch jemand eine kleine

Spie-

Spielerey die ihr gemacht hattet, ein kleines Gärtchen, Häuschen und dergl. einrieß oder verdarb?

K. Wir haben uns recht bekümmert.

L. Wie gefällt es euch jezt, wenn jemand an den Güthern eurer Aeltern etwas beschädigt? wenn ein neues Thor, oder ein neu angestrichenes Haus mit Koth beworfen, ein Baum, eine Hecke, ein Acker oder sonst etwas verdorben oder etwas gestohlen wird?

K. Wir ärgern uns recht darüber.

L. Und so einen Verdruß wolltet ihr Andern zufügen?

K. Nein. Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das müßt ihr ihnen auch thun.

L. Und umgewandt: alles was ihr wollet, daß euch die Leute nicht thun sollen . . .

K. Das müßt ihr ihnen auch nicht thun.

L. Auch nicht thun lassen durch das Vieh. Das erste was Kinder thun können, heißt es im Kinderfreunde, ist — Schaden verhüten. Wo habt ihr besonders Gelegenheit dazu? — Ich sprach eben vom Viehe — —

K. Beym Vieh-Hüten.

L. Was sollt ihr da thun?

K. Darauf Acht haben, daß es nicht Schaden geht.

L. Also nicht spielen und schlafen, sondern fleißig auf das Vieh sehen. Schlagt nach 2 B. Mos. 22, 5.

K. „Wenn jemand einen Acker oder Weinberg beschädiget, daß er sein Vieh läßt Schaden thun in eines Andern Acker, der soll von dem Besten auf seinem Acker und Weinberg wieder erstatten."

L. Und wie heißt die Auslegung des siebenten Gebots?

K. „Wir

K. „Wir sollen — — unserm Nächsten — — sein Guth und Nahrung helfen bessern und behüten."

L. Wenn ihr das aber nicht aus Liebe zu Gott und zu euerm Nächsten thut; wenn ihr fremde Güther wohl gar absichtlich beschädigt und darüber betroffen werdet, was habt ihr dafür zu erwarten?

K. Strafe.

L. Und zwar nicht allein für den Schaden, den ihr selbst gethan habt, sondern auch für den, welchen Andre schon vor euch gethan haben, weil ihr dann so verdächtig seyd, daß man euch auch andre Beschädigungen Schuld gibt, die ihr vielleicht nicht gethan habt. Besonders aber deßwillen, weil man durch eure strenge Bestrafung andern Frevlern ein Beyspiel geben will. — Wie heißt es im Kinderfreunde?

K. „Hütet euch, bösen und thörichten Leuten nachzuahmen, sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büssen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene schon zuvor gethan hatten."

L. Wie heißt es in den Sprüchen Salomo's, Kap. 24, 1.?

K. „Folge nicht bösen Leuten und wünsche nicht bey ihnen zu seyn; denn ihr Herz trachtet nach Schaden, und ihre Lippen rathen zum Unglücke."

L. Was ihr thut, liebe Kinder! folgt diesem Rathe. Folgt nicht dem Beyspiele der Bösen, sondern der guten Menschen. Haltet das Eigenthum Andrer so heilig, als euer eigenes. Richtet nicht nur selbst keinen Schaden an, so gering er auch seyn mag, seyd vielmehr darauf bedacht, Schaden zu verhüten und Nutzen zu stiften. Wer kann das schöne Lied auswendig: Fern sey mein Leben jederzeit ꝛc. ?

K. Fern

K. Fern sey mein Leben jederzeit
Von aller Ungerechtigkeit.
Wie könnt ich Gottes Freund sonst seyn
Und seiner Gnade mich erfreun!

Wer seines Nächsten Rechte kränkt,
Auf seinen Schaden boshaft denkt,
Verletzet des Gewissens Pflicht,
Und ehrt den Gott der Liebe nicht.

Du schriebst in jedes Herz, o Gott,
Tief ein das heilige Gebot:
Was dir mißfällt, wenn dir's geschicht,
Das thue du auch andern nicht!

Darum, mein Gott, bewahre mich
Vor allem Unrecht väterlich.
Begieng ich's je, so sey mir's leid
Und zum Ersatz mein Herz bereit.

Wer Andern Schaden einst gethan
Und irgend ihn erstatten kann,
Doch deß sich weigert, findet nicht
Vor Dir Erbarmen im Gericht.

Er kann nicht wahre Buße thun,
Dein Segen kann nicht auf ihm ruhn,
Eh er das Böse, das er that,
Nach Möglichkeit ersetzet hat.

Wohl dem, der dieses stets bedenkt,
Und nie durch Unrecht Andre kränkt!
Du bist gerecht: dieß sey auch ich;
Und Du, mein Vater, stärke mich!

Ende.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

XX. X.87
1
IV92

571

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand, 1759-1839

Landwirthschafts-Predigten Ein Beytrag zur Beförderung der wirthschaftlichen Wohlfahrt unter Landleuten

Bd.: 1

Heilbronn ; Rothenburg o. d. T. 1794

Hom. 1388-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10461822-5
VD18 90225902